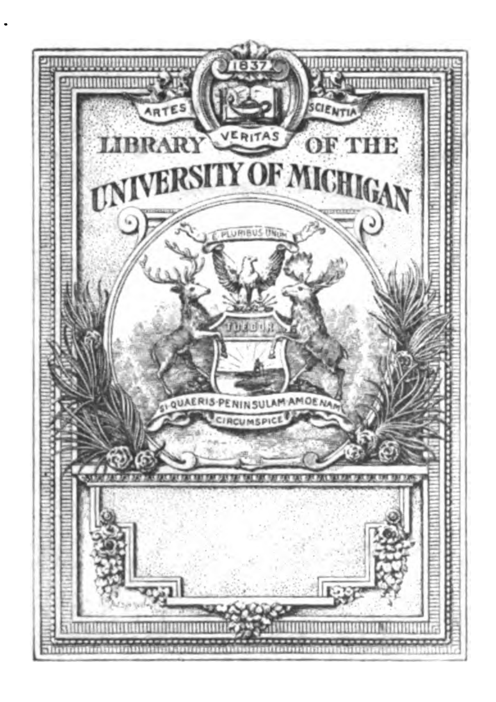
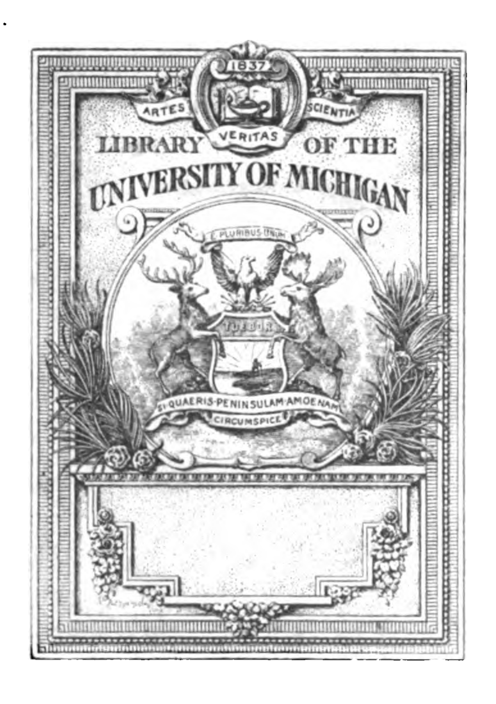


Schiller

Alexander Gleichen-Russwurm (Freiherr von)

10 —


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Schiller, Die Geschichte seines Lebens

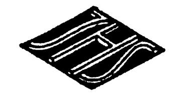
Schiller

Die Geschichte seines Lebens

von

Alexander von Gleichen-Rußwurm

Mit
52 Abbildungen



Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei

Einführung

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde.
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.
Schiller

Die Bedeutung Schillers für das 19. Jahrhundert und sein Einfluß auf die geistige Entwicklung der Gegenwart sind voneinander durchaus verschieden, wenn sie auch von der gleichen Grundbedingung ausgehen. Der Dichter stellte sich von früher Jugend an immer die schwierigsten Aufgaben und setzte volle männliche Kraft an ihre Lösung. Sein festes Wollen hat aus ihm den Menschen geformt, den wir bewundern. Er selbst hat das Geheimnis seines Wesens in den Worten erschlossen:

Der Wille macht den Menschen groß und klein.
Es wächst der Mensch mit seinem größern Ziele.

Wilhelm v. Humboldt erklärt: nie konnte Schiller einen Endpunkt erreichen, so hoch war der Flug seiner Gedanken gerichtet. Ein gleich erhabenes Ziel, wie seiner eigenen Arbeit hat der Dichter seinem Volk, der Nachwelt, der ganzen Menschheit aufgestellt.

Weil er an die Erfüllung seines Ideals — aus dem Leben des innerlich freien Menschen ein Kunstwerk zu machen — nicht nur Worte verwandte, sondern, was er dachte, in sich zu verwirklichen suchte, wurde sein Idealismus zum inneren Erlebnis.

Fern von unfruchtbarem, verträumtem Hoffen verlangt dieser Idealismus stetige Arbeit im Dienste der großen Aufgabe, die der Menschheit Schritt für Schritt den Weg erschließt, der Schönheit entgegen!

Fragen wir uns heute über Schillers Bedeutung für das individuelle Leben, dessen Ausgestaltung endlich als wichtigstes Ziel erkannt wird, so können wir ohne Zaudern antworten: Hand in Hand mit Goethe führt er den Gebildeten auf jene Stufe, von der aus man erkennt, daß ein goldenes Zeitalter nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft zu suchen sei. Indem Schiller zum obersten Gesetz seiner Philosophie das Zusammenwirken der

Kräfte erklärt, lenkt er die Tätigkeit auf eine harmonische Entwicklung des ganzen Menschen und gibt der Schönheit als dem notwendigen Rhythmus des Daseins eine führende Stelle.

Wenn wir mehr verlangen von einem Schönheitskultus als künstlerisches Verbergen des Elends, der Sorgen und der Häßlichkeiten, dann müssen wir anknüpfen an die Lehre seines Lebens und uns liebevoll in jene einfache Geschichte versenken, die noch jetzt, nach mehr als einem Jahrhundert, dem innerlich befreiten Menschen zeigt, wie aus einem Erdenwandel trotz aller äußerlichen Widrigkeiten ein reines Kunstwerk entstehen kann.

Als in den Novembertagen des Jahres 1859 die Schiller-Begeisterung laut und gewaltig emporflammte, fragte niemand, was der Dichter für die Gegenwart bedeute. Jeder wußte es, jeder nahm Anteil, denn greifbare, politische Wünsche verkörperte der Name des Gefeierten. Die Begeisterung ist stiller geworden.

Wohl werden noch Haine gepflanzt und Gärten nach Schillers Namen genannt, Bücher verteilt und Denkmale seiner Persönlichkeit geweiht. Wohl huldigt die literarische Welt, das Theater und die Schule seinem Genie. Doch dem oberflächlichen Betrachter könnte es manchmal dünken, als nehme das Volk, die große Masse, weniger Anteil an ihm als früher, als sei sie zu ernst, zu abgehärmt und vergrämt oder zu unruhig, allein nach materiellen Genüssen begierig, um ihr Leben von der Hand eines Dichters führen zu lassen. Diese Gleichgiltigkeit ist scheinbar.

Es regt sich lenzhaft und wächst und grünt trotz der Schauer des Nachwinters, den die sogenannt praktische Weltanschauung weiter Kreise zu verlängern bemüht ist.

Unser geistiger Frühling besteht in dem Bewußtsein, daß wir zu jener inneren Freiheit heranreifen, über die sich am Ende des 18. Jahrhunderts die Philosophen theoretisch auseinandersetzten. Während manche politische Schwärmer unendlich unklare, utopische Staatsgebilde verwirklichen möchten, hat Schiller praktischer, wirklich praktischer Weise das vollkommene Ziel in der individuellen Freiheit erblickt.

Individuelle Freiheit in seinem Sinn ist aber nicht Schranken-

losigkeit, Unordnung und Anarchie, sondern ein bewußtes Sich-einfügen und Sichselbsterziehen zu harmonischer Ordnung, ein nie versagendes Schönheitsgefühl, richtig gelenkter Sinn für holdes Maß.

Der historische Geist, der die Aufklärungszeit erfüllte, wies den Dichter in die Vergangenheit und führte ihn dazu, sich nach Beispielen seines vollkommenen, als Individuum freien Menschen umzusehen. Da fand er, daß der „einzelne Grieche sich zum Repräsentanten seiner Zeit eigne", daß er dem Idealbild in den meisten Zügen entspreche. Denn im Griechentum ging Erziehung und Bildung auf den ganzen Menschen, auf „die Totalität seines sittlichen und intellektuellen Wesens".

Greift dieses Wort nicht tief in die Gebrechen unserer Zeit? Mahnt es nicht an einen Mangel, der oft den Besten unserer Zeitgenossen anhaftet? Aus Furcht vor Dilettantismus versäumen wir, Menschen offenen Auges und offenen Herzens zu werden, aus Furcht, nicht jeden Winkel unseres Faches zu durchstöbern, verlieren wir den großen Überblick, der allein unserer Weltanschauung, wie unserer Tätigkeit Harmonie verleiht.

Aus Schillers Lebensgeschichte aber können wir trotz allen Wechsels der Zeiten Kraft und Lust gewinnen, weite, frohe Umschau zu halten.

Seit Schiller die hellen, weitblickenden Augen schloß, haben Fortschritte der Wissenschaft und Technik eine Überschätzung des Fachmannes gezeitigt und das Wissen über die Kunst gestellt. Einige Dezennien lang war man so hochmütig, ihn und seine ganze Weltanschauung als überholt zu betrachten. Da wurde es mit einem Mal traurig in der altklug gewordenen Welt und ausgetrocknet verlangte sie nach Erquickung, nach einem Jugendquell. Mit Ehrfurcht sah man aufs Neue das Ewige in seinem Streben, das allen Wechsel der äußeren Lebensführung überdauerte, und uns heute — voll Sehnsucht, voll Begierde nach einem Trunk der Jugend wieder zur Huldigung jenes Mannes zwingt, den viele aus den Reihen der Väter für überwunden hielten.

Was heute an Schiller veraltet erscheinen mag, erklärt sich aus der Zeit und den Voraussetzungen einer veränderten Bildung.

Es ist Äußerlichkeit, Beigabe, das Tasten des Genies nach Stil, nach bleibendem Ausdruck. Aber seine idealistische Auffassung der Welt und ihres Widerscheines in der Kunst gibt gerade den Modernen etwas Entbehrtes, immer unbewußt Ersehntes zurück. Das war schon der leitende Gedanke, der den Feiern des Frühlings von 1905 zugrunde lag. Es ging Wärme, es ging Hoffnung von ihnen aus. Leise zitterte durch die Maienluft eine Ahnung blühender Rosen.

Mit den Persönlichkeiten und den Werken der Großen, die über den Zeitgeschmack erhaben und in das Unsterbliche der Volksseele aufgenommen sind, bereichert sich die Gegenwart und wir erhalten uns selbst jung, indem wir die ewige Jugend einstiger Größe erkennen. Zu diesen Persönlichkeiten gehört Schiller, seit wir eine deutsche Literatur und ein deutsches Nationalbewußtsein besitzen. Wie Goethe den frischen, lauten Schmerz über den Tod des geliebten Freundes durch das stolze Wort übertönen ließ: „Er war unser!", so klingt auch heute, wo die Teilnahme an Leid, Enttäuschung und Not im Angesicht unsterblicher Werke zu weihevoller Gemütsbereicherung wird, der stolze Ruf: „Er ist unser!" durch Deutschlands Gaue. Wenn er wirklich im Goetheschen Sinne unser ist, dann nehmen wir gerne Teil an seiner Lebensarbeit und lernen auch daran, uns aufzuraffen, damit wir mitten im Erwerben und Sorgen den Götterfunken der Freude nicht vergessen.

Zu Schillers Zeiten nannte man dies „griechisch fühlen", weil man die Erfüllung idealer Träume von der Sonne Homers beschienen glaubte. Das ganze Volk und die Götterwelt der Griechen glich in den Augen des Dichters einem Kunstwerk, einer sinnvollen Poesie und entsprach wunderbar der hohen Bestimmung, die er der Kunst in allen Erscheinungen zuwies. Die Kunst allein erzieht den Menschen und befähigt ihn für die kommende dritte Kulturstufe. Wenn er ein Kunstwerk liest oder betrachtet, entfalten sich neue Geisteskräfte. Im Vorbilde der Schönheit ahnt er das Wahre. Wenn der Genuß eines vollendeten Kunstwerkes das Wesen und die Möglichkeit irdischer Harmonie seinem Sinn erschlossen hat,

erkennt er in der Natur wie in den Geschicken der Welt die große Harmonie, in die sich jeder Teil einfügt. „Die höchste sittliche Freiheit wird uns zuteil," steht in der Vorrede zur „Braut von Messina", „indem wir eine Kraft in uns ausbilden, die sinnliche Welt, die sonst nur als roher Stoff auf uns lastet, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Wort unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen."

Die Gedichte und Tragödien Schillers werden jetzt verständnisvoller aufgefaßt als im neunzehnten Jahrhundert. Seine Poesie war durch deklamatorische Vortragsmanier und falsches Pathos sehr geschädigt worden. Dank der Epigonen war man gewöhnt, der Wahrheit eines Gefühls zu mißtrauen, das sich mit glänzenden Worten schmückte. Darüber, daß jetzt die klassischen Dramen beinahe moderner als die modernen geworden sind, dürfen wir keinen Neid empfinden und keinen Zorn wie Gutzkow, der in Weimar vor dem Goethe-Schiller-Denkmal die Faust ballte und murmelte: „Neunbändige Romane habt ihr doch nicht geschrieben!" oder wie Herwegh, der dem deutschen Volk empört zurief: „Du hast ja den Schiller und Goethe, schlafe, was willst du mehr!"

Wir schlafen nicht mehr in philisterhafter Zufriedenheit. Unsere Zeit arbeitet, ist schöpferisch tätig. Gern kehrt sie deshalb zu den Großen der Vergangenheit zurück, das eigene Streben im Spiegel eines anderen Jahrhunderts zu messen. Nur ein Gefühl eigener Schwäche lehnt sich gegen die Bewunderung des Großen auf, der Starke fürchtet den Wettstreit mit den Siegern früherer Kämpfe nicht, er kürt sie zu Bundesgenossen im Streit gegen das Unkünstlerische und Gemeine.

Für die Literatur der Gegenwart, so weit sie sich ihrer heiligen, großen Aufgabe bewußt ist, wird Schiller zu einem mächtigen Bundesgenossen. Das große Publikum und vor allem die Jugend werden durch ihn zu edler Kunstauffassung und idealem Streben bewogen, die literarisch Reifen aber empfinden die wohltuende Macht einer großen reinen Menschennatur über das empfängliche Gemüt. Für Goethe war die Freundschaft mit Schiller „ein neuer

Frühling". In dem Leitmotiv der ästhetischen Philosophie: „Die Schönheit ist es, durch die der Mensch zur Freiheit wandelt," klingt es auch wie jauchzender Lenz, der einen neuen, satten Menschheitssommer eröffnet. Von Sorgen und Bedrängnis umgeben, blicken wir nach dieser Sternenwahrheit, die ahnend ein Dichter — auch von Sorgen und Bedrängnis umgeben — in goldene Worte bannte, so stark, so überzeugend, daß wir — ein prinzipiell ungläubiges Geschlecht — daran zu glauben vermögen.

Schillers Lebensanschauung verkündet das stete, unaufhaltsame Vorwärtswandern der Menschheit, das mit dem ganzen Entwicklungsgang der Natur in Einklang steht. Sein Wollen ist Werden. Denn es sind die großen, weltbewegenden Ideen, die seiner Persönlichkeit und seinen Werken die eigentümliche, magnetische Kraft verleihen. Ideen, um die wir selbst streiten oder um die unsere Väter siegreich gestritten haben. Das achtzehnte Jahrhundert hat sie geboren, das neunzehnte hat sie großgezogen, und wir beginnen eine neue, vielleicht schönere Zeit auf ihren Fundamenten zu errichten.

Von Jahr zu Jahr tritt es deutlicher hervor, wie Schiller dazu beigetragen hat, diese Grundmauern zu sichern, zu erweitern und in Stand zu setzen, das luftige Säulenhaus der Zukunft zu tragen.

Symbolisch für die Kraft seiner Werke ist eine kleine Geschichte, die sich vor ungefähr fünfzig Jahren in Weimar zutrug. In das Schillerhaus trat ein junger Fremder und fragte mit bewegter Stimme: „Wohnt hier Schiller und ist er zu sprechen?" Erstaunt betrachtete der Hausaufseher den Besucher und erwiderte: „Er wohnte wohl hier, aber er ist schon lange gestorben". Betroffen prüfte der Fremde die Mienen des alten Mannes, und als er in denselben die Richtigkeit der Antwort las, wechselte er die Farbe und sagte still für sich: „Er lebt nicht mehr". Dann wendete sich der Jüngling zum Gehen. An der Schwelle hielt er noch einmal inne und gestand, daß er aus weiter Ferne gekommen sei, erst in jüngster Zeit die Werke Schillers kennen gelernt und sie mit bewunderndem Erstaunen gelesen habe. Nun sei er, ohne

vom Dichter mehr zu wissen, als daß er zuletzt in Weimar gelebt, herbeigeeilt, dem außerordentlichen Manne seine Verehrung zu beweisen. „Ich dachte", schloß er das Bekenntnis, „Schiller könne nicht tot sein, Schiller müsse noch leben."

Das Wahre und Tiefempfundene dieses Ausdruckes gleicht dem Gedanken, der allen Schiller-Biographien die Seele gibt. Ludwig Pfau hat ihn im Jahre 1859 in die schöne Anrede zusammengefaßt: „Du, großer Toter, der den Tod nicht kennt". Dieses Wort ist für Schillers Lebensgeschichte der rechte Leitspruch.

Einfach und schlicht verlaufen die Jahre des Dichters, fernab von den welthistorischen Geschehnissen des Jahrhunderts, und doch so eng, so seltsam feierlich mit ihnen verknüpft. Seine Geschichte spiegelt die Entwicklung des Zeitgeistes, und während er glaubt, von diesem beeinflußt zu werden, formt er selbst das Denken und Hoffen des kommenden Geschlechts.

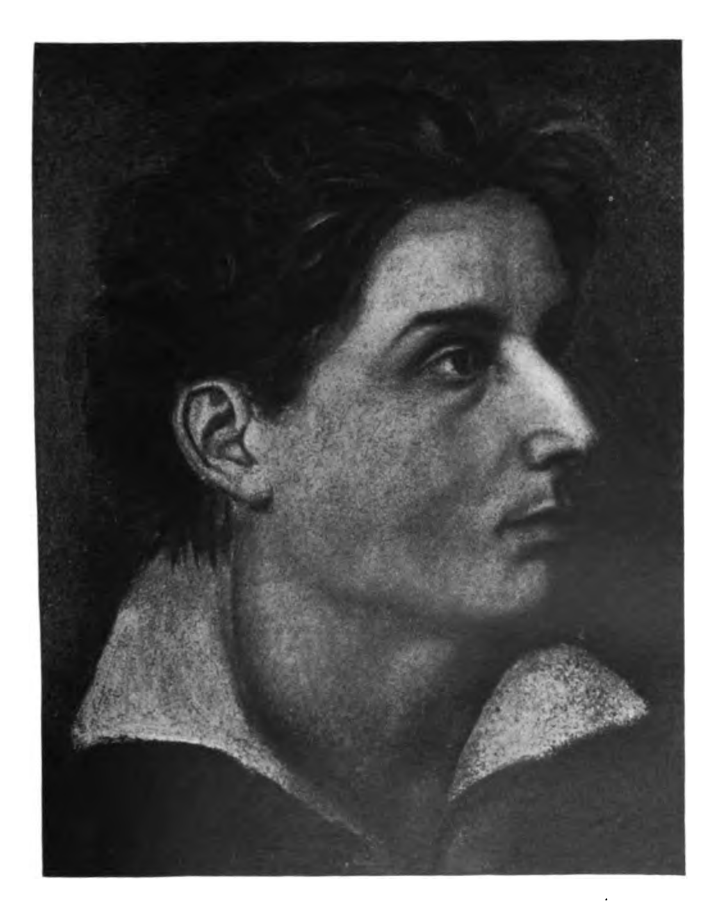
Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, erhebt er sich zu jener gebietenden Stellung, die über Feindlichkeit und Schwärmerei erhaben, Anerkennung und Interesse bei jedem Gebildeten erweckt. Seine Biographie zeigt ihn als Führer. Noch mehr des reifen Mannes als der Jugend, denn sie lehrt Leid zu überwinden und Freude zu erwecken, wenn auch die äußeren Verhältnisse noch so bescheiden sind.

„Alles, was uns der Dichter geben kann, ist seine Individualität", — sagt Schiller in dem Aufsatz über G. A. Bürger. „Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden." Wo sieht man aber diese Individualität deutlicher und plastischer als in einer Lebensgeschichte, in der „ein Genius unbefangen in die nächste Berührung mit Zuständen und Verhältnissen der Wirklichkeit tritt, um sie zu bewältigen und für seinen höheren Zweck fügsam zu machen?"

Man hat vielfach behauptet, daß Schiller durch das Leben in kleinen Städten an seiner Entwicklung gehemmt worden sei. Wohl hielten ihn intime Kreise in ihrer idealen Abgeschlossenheit davon ab, sich in den Angelegenheiten des Tages aufzureiben und sich

einzumischen in den Streit um vergängliche Pflichten und Rechte. Aber sie ermöglichten eine Charakterbildung, die den Dichter zu dem Wunsch und dessen Erfüllung befähigte: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes Zeitgenosse aller Zeiten zu sein".

Das Wesen jener engbegrenzten Welt, in der so reiche Kräfte sich entfalteten, wird uns bewußt, wenn wir Goethes Urteil lesen: „Schiller ist so groß am Teetisch, wie er im Staatsrat gewesen sein würde ... Was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken."



Jugendbildnis Schillers
Ölgemälde im Schillermuseum zu Marbach

Erster Teil: Heimatjahre

Die Heimat ist also wohl das teuerste, was Menschen besitzen
Schiller, Szenen aus den Phönizierinnen

Erster Abschnitt

Die Kindheit deutet den Mann an, wie der
Morgen den Tag andeutet. S. Smiles

In einem Aufsatz, den Schillers ältere Schwester Christophine unter dem Namen „Notizen über meine Familie“ schrieb, befinden sich tiefergreifende und doch so einfache Worte über die Geburt des Bruders:

„Als die lieben Eltern neun Jahre verheiratet waren, wurde ich, das erste Kind geboren. Die liebe Mutter wählte ihr Wochenbette in Marbach zu halten, um nahe bei ihren Eltern zu sein und ihrer Pflege zu genießen, nach ein und ein halb Jahren befand sie sich abermals wieder in gesegneten Umständen, als eben der siebenjährige Krieg ausbrach, wo auch unser Vater mit ins Feld mußte, diese Trennung in diesen Umständen griff meine Mutter sehr an, und in der Folge noch mehr die traurigen Nachrichten, die vom Kriegsschauplatz hier einliefen, daher mein Bruder von Jugend auf immer schwächlicher war als ich — und seine nachherigen Schicksale waren auch nicht derart, daß sein Körper recht erstarken konnte.“

Ende Oktober des Jahres 1759 war Frau Elisabeth Dorothea in das Militärlager zu Ludwigsburg gekommen, Abschied von ihrem Mann, dem Leutnant Johann Kaspar Schiller zu nehmen, der in den nächsten Tagen mit seiner Truppe durch das Fränkische nach Hessen marschieren mußte. In seinem Zelt, vom Schmerz der bevorstehenden Trennung tief ergriffen, spürte die Mutter schon die ersten Anzeichen der kommenden Geburt und mußte eilig in der kleinen, unbequemen Kalesche nach Marbach zurück gebracht werden. Trommelwirbel, Kommandoworte, der ganze wilde Lärm eines kriegerisch gesinnten, aber doch unzufriedenen Lagers drang ihr zu Ohren, als das Wägelchen zwischen den Obstbäumen der Landstraße der Heimat entgegenfuhr. Noch fast vierzehn Tage verzögerte sich aber die Geburt.

Am zehnten November, als der Vater schon in Gemünden am Main kantonierte, kam das Kind zur Welt und erhielt in der Taufe die Namen Johann Christoph Friedrich*.

* Taufregister-Auszug.

Es herrschten traurige Verhältnisse in dem einstöckigen bescheidenen Haus, dessen Erdgeschoß Frau Leutnant Schiller zu Marbach bewohnte. Ihr Vater, einst ein vermögender Mann, hatte seinen Besitz in unglücklichen Spekulationen verloren und war nun froh als Wächter am Niklastor bescheidene Unterkunft gefunden zu haben.

Vater Schiller spricht im „curriculum vitae meum" in einfach ungeschminkter Weise über seine Familienverhältnisse: „Inzwischen (d. h. bei einem Aufenthalte in Marbach) wurde ich mit der einzigen Tochter meines Wirtes in Marbach, Elisabetha Dorothea Kodweisin, bekannt, mit der ich mich unter Gottes Beistand 1749 den 22. Juli verehelichte. Vorher schon, den 11. Juli, wurde ich in Ludwigsburg von den beiden Leibärzten Bilfinger und Gosner im Beisein des Chirurgen Zänker examiniert und nachher, den 29. September, in Marbach zum Bürger aufgenommen. Daselbst nun trieb ich die Wundarzneikunst bis zum Anfang des Jahres 1753. Mein Schwiegervater Georg Friedrich Kodweis, ein Bäcker, hatte schon etwa zehn Jahre vor meiner Ankunft die Holzinspektion bei dem herrschaftlichen Floßwesen übernommen, sich aber dabei durch unvorsichtige Handlungen mit Bauen und Güterkaufen einen solchen Rest in seiner Holzrechnung zugezogen, daß sein ganzes Vermögen kaum hinlänglich war, solchen zu tilgen ... Um der Schande des Zerfalls eines so beträchtlich geschienenen Vermögens auszuweichen, trachtete ich von Marbach ganz hinweg zu kommen. In dieser Absicht suchte ich Dienste unter dem Militär bei unserem gnädigsten Landesherrn."

Dieser gnädigste Landesherr war Herzog Karl Eugen, der seit der Mündigkeitserklärung im Jahr 1744 als echter Monarch seiner Zeit in gutem wie in schlechtem Sinn das Land regierte. In Marbach litt man, wie überall unter dem Steuerdruck, den die Kriegszeiten hervorgerufen. Der große Streit zwischen dem deutschen Süden und Norden, der sich in dem Kampf der führenden Häuser Hohenzollern und Habsburg durch die Jahrzehnte wand, sah den württembergischen Herzog naturgemäß auf österreichischer Seite. Nur im Volk, aber weder bei den Gebildeten noch in den Kabinetten entschied die Religion, wie sie es noch im 17. Jahrhundert für die

ganze Staatskunst getan, über Zugehörigkeit zu einer politischen Partei. Marbachs einfache Bürger fühlten zwar insgeheim für den Preußenkönig Friedrich II., dem das lebendige Wort von Mund zu Mund bereits den Ruhm und die Beliebtheit eines Helden verlieh, aber sie dachten trotzdem „gut kaiserlich“ und wünschten als loyale Untertanen den Sieg ihrem Fähnlein, dem viele Männer teils gezwungen, teils freiwillig gefolgt waren. Die Rekrutierung zur sogenannten Reichsarmee, die seit den Regensburger Beschlüssen gegen Friedrich im Feld stand, wurde außerdem oft recht gewaltsam durchgeführt, wenn es nicht genug Abenteuerlustige gab, die aus eigenem Antrieb in den Krieg gegen die Preußen zogen.

Am Marbacher Brunnen, den die sagenumsponnene Gestalt des wilden Mannes krönt, erzählten sich Frauen und Mägde von Burschen, „die nachts aus den Betten gerissen oder von der Kirche weg zu der Fahne geschleppt wurden“ und in dem engen Stübchen der Frau Leutnant Schiller hörten die Kinder manches unverstandene Wort von Gewalt und Not, von Unterdrückung und von Sehnsucht nach Frieden.

In den Kindern liegt eine wunderbare Tiefe. Sie sammeln in geheimer Truhe Eindrücke für's ganze Leben und manches Wort, manches Bild, das ihre ersten Jahre wahrgenommen, begleitet sie, einem Leitmotiv verwandt, durch künftige Zeiten. Und es werfen die frühesten innerlichen und äußerlichen Eindrücke der Liebe wie der Ungerechtigkeit Schatten oder Licht unabsichtlich in die Jahre hinein.

Wenn das zarte, oft durch Kinderkrankheiten mitgenommene Knäblein auf der sonnigen Straße des Städtchens spielte, von der kleinen Schwester schier mütterlich betreut, betrachtete mancher Vorübergehende mit innigem Mitgefühl das feingliedrige Geschöpfchen mit den rötlichen Haaren und den großen hellblauen Augen, aus denen so viel Unschuld und Freundlichkeit strahlte, daß sich die Nachbarn und Nachbarinnen freuten, den Jungen einmal auf ihrem Arm zu schaukeln. Jeder wollte dem ein Liebes tun, dessen Vater weit draußen im Krieg gegen den großen Preußenkönig stand.

Noch im Jahre 1812 wußte sich ein Schmied daran zu erinnern, „den Buben der Hauptmännin Schillerin, den man Fritz geheißen“, manchmal in den Armen gewiegt zu haben*.

Eine echte süddeutsche Kleinstadt war es, deren Leben sich vor den Blicken des Kindes auftat. Lieblich, von Weingärten und Obstpflanzungen umkränzt, liegt Marbach auf dem Hang über den Neckar. Von der breiten, stattlichen Marktstraße führen enge krumme Gassen seitwärts und winklige Höfe entfalten für phantasiebegabte Kinder ein geheimnisvolles, unerschöpfliches Leben. Spitzgiebelige alte Häuser beherbergen ein munteres tätiges Volk und manches Gewerbe oder Handwerk, das die Bürger nach Väterart ausübten, gab Beziehungen zum Land und den Nachbarstädten. Was aus- und einfuhr, beobachtete der Knabe beim Großvater Torwart am Niklastor. Einfache und doch reiche Bilder der Natur und des öffentlichen Getriebes umfluteten den aufnahmsfähigen Sinn in den ersten vier Jahren, die von der Mutter und den Großeltern beschirmt, in ruhiger Beschaulichkeit verliefen.

Als der Vater nach Auflösung der Reichsarmee — die wegen allgemeiner Geldnot erfolgen mußte — nach der Heimat zurückbeordert wurde, konnte er sich noch nicht bei Frau und Kindern niederlassen, sondern lebte für sich in wechselnden Kantonnements, kam nur selten und wurde nur wenigemale von den Seinen besucht. Als im Jahre 1812 in Marbach die Schillererinnerungen gesammelt und zu Protokoll gegeben wurden, machte eine Zeugin die Angabe, daß sie „mit Frau Hauptmännin Schillerin und zwei Kindern, wovon eines ein Mädchen und das andere ein Söhnchen, das noch nicht habe laufen können, nach Vaihingen gegangen sei, um den Hauptmann Schiller, der dort im Regiment, wozu er ge-

* Marbacher Protokoll. Dem Gürtlermeister Franke in Marbach ist es zu verdanken, daß manches aus Schillers frühester Jugend der Vergessenheit entrissen wurde. Auf sein Ansuchen hat das Oberamt Marbach im Jahre 1812 fünfzehn Personen, meist Zeitgenossen Schillers, vernommen und durch ihre Aussagen außer einigen persönlichen Erinnerungen das Haus festgestellt, „worin der vor einigen Jahren in Weimar gestorbene und von Marbach gebürtige Dichter Hofrat Friedrich von Schiller zur Welt gekommen“.



hörte, im Quartier lag, eine Freude zu machen". Vater Schiller war unterdessen, wie wir gehört, zum Hauptmann befördert worden.

Derb und freundlich bewillkommnete der Offizier Mutter und Sohn. Christophine spricht in den späteren Notizen mit Ehrfurcht von dem gedrungen gebauten stattlichen Mann in dunkelblauer Uniform mit hellrotem Rockaufschlag, unter dem, wenn er kriegsmäßig gerüstet war, der blanke Küraß hervorsah. Er machte den Kindern einen stolzen Eindruck mit dem goldbordierten Dreimaster auf dem gepuderten Kopf und, was in Wirklichkeit Soldatenelend war im schlimmsten Sinn, erschien der kindlichen Phantasie als Glanz, wenn auch die traurigen Gespräche der Erwachsenen nicht recht dazu passen wollten. Im Schicksal ihres Mannes traf Frau Dorothea die ganze Unruhe der Zeit.

Sie war eine einfache Natur, aber sehr gebildet für ihren Stand und wohl geeignet, in die Herzen ihrer Kinder die beste Saat fürs Leben einzulegen. Tiefempfundene, herzlich warme und wahre Religiosität erfüllte ihr ganzes Wesen und zeigte ihr als höchste Pflicht, aber auch als nachhaltigste Lebensfreude die Aufgabe, Sohn und Tochter zum Gehorsam, zur Tugend und Gottesfurcht heranzubilden, den drei Idealbegriffen des damaligen deutschen Bürgertums. Nach dem Bild, das wir uns aus Briefen und Anfzeichnungen von ihr machen können, hat sie ein etwas empfindliches, „leicht aufwallendes Naturell"* gehabt und die rauhere Art sowie der ungestüme Wille des Gatten schreckten zuweilen ihr weicheres Gemüt.

Mit stiller rastloser Emsigkeit führt sie das Haus, sorgt zärtlich, wenn auch mit kaum versteckter Angst für die Kinder und ruht erst, wenn sie ihnen des Abends die Händchen zum Gebet gefaltet hat. Damals näherte sich Dorothea Schiller ihrem dreißigsten Lebensjahr, aber die weichen Linien der Jugend waren schon vergangen, denn sie hatte zuviel des Schweren durchgemacht, als daß ihr Gesicht nicht die Spuren davon hätte zeigen müssen. Aber noch immer war sie eine schöne Frau und galt auch dafür in Marbach. Sie war groß und schlank, besaß reiches schönes rotblondes Haar und

* Weltrich, Schiller, I, 1.

eine breite Stirn. Sanftmut und Güte wohnten in ihr und zogen jeden an, der ihr näher kam.

Mochte das Schicksal sie auch hart anfassen, die Schillerin verlor den Kopf und den Mut nicht.

Ihren Kindern las sie gern aus dem Neuen Testament vor, schon als sie ganz klein waren und dem Gelesenen kaum zu folgen vermochten. Überhaupt liebte sie in ihrer Einsamkeit gute Bücher mit Leidenschaft. Lebensbeschreibungen berühmter Männer, populäre naturgeschichtliche Werke, wie sie damals aufkamen und weit verbreitet wurden, nährten ihren Geist, das Gemüt empfing Anregung durch geistliche Lieder und weltliche Gedichte, aus denen sie mit besonderer Vorliebe jene von Uz und Gellert wählte*. So werden die ersten Verse, die außer denen des Gesangbuchs an das Ohr des Kindes schlugen, die zierlich klaren Reime der deutschen Zopfpoeten gewesen sein, die dem Erzählten die moralische Nutzanwendung gleich folgen ließen.

Auch für Schillers erste Jugend gilt Wilhelm Raabes kluges Wort: „Was man von der Mutter hat, das sitzt fest und läßt sich nicht ausreden, das behält man und es ist auch gut so, denn jeder Keim der sittlichen Fortentwicklung des Menschengeschlechts liegt darin verborgen". Die Mutter ist der Genius des Kindes.

Die ersten vier Jahre hat Fritz Schiller unter mütterlicher Obhut in Marbach zugebracht. Glückliche Traumjahre waren es, obwohl er ein kränkliches zartes Kind gewesen und zeitlebens hat der Dichter seiner ersten Heimat dankbare Erinnerung geweiht. In ihm vollendete sich dereinst der schwäbische Volkscharakter, stark und dennoch gemütvoll, empfänglich und dennoch scheu und die Eigenschaften, die er mit dem Erdgeruch der heimischen Scholle in sich aufnahm, sind ihm treu geblieben durch alle Wandlungen. Mit manchem Charakterzug erging es ihm, wie F. Vischer in seinem Roman von dem Einen sagte: „Die Schwaben sind zornig ... Schiller hat diesen Zorn zum Zorn gegen das Gemeine veredelt"**.

* Andreas Streicher.

** F. Vischer, Auch Einer.



Schillers Vater
Nach dem Gemälde von Ludovika Simanowiz
im Schillermuseum zu Marbach

Zweiter Abschnitt

Auch kennt man einen Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und redlich werden will. Sprüche Salomonis

Als Vater Schiller von Cannstatt nach Ludwigsburg versetzt wurde, hoffte er, daß seines Bleibens dort länger sei, und ließ die Familie nachkommen. Durch die Nähe der herzoglichen Residenz von Marbach bedeutete der Aufenthaltswechsel keine eigentliche Trennung von den gewohnten Verhältnissen. 1763–1767

Es zeigte sich nur alles größer und weiter. Das Kind blickte in breite, saubere Straßen, denen Marbachs ländlicher Geschäftsverkehr fehlte. Damals wird es nicht anders gewesen sein, als in den Tagen, von denen Justinus Kerner im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" schrieb: „Hofleute in seidenen Fräcken, in Haarbeuteln und Degen, und Militärs in glänzenden Uniformen, in Grenadierkappen stolzierten durch Straßen und Alleen". Hof und Soldatentum gaben der Stadt das Gepräge. Die Kunde von Jagden und Maskenspielen, von Militärparaden und Feuerwerk drang bis zur stillen Wohnung der Schillerin und erweckte Neugierde bei den Kindern zu sehen und zu staunen.

Wann sie nur immer Erlaubnis bekamen oder entwischen konnten, liefen sie hinaus, drückten sich ängstlich an die Mauern, kamen Karossen oder eine Kavalkade vorüber, und suchten das freie Land zu gewinnen, so oft Zeit und Wetter es erlaubten.

In fruchtbare Getreidefelder eingebettet liegt die Stadt, die fürstlicher Wille im Umkreis des Schlosses entstehen ließ. Den westlichen Horizont begrenzt der Hohenasperg, zu dem das Volk mit Haß und scheuer Angst aufsah, denn das feste Schloß barg verrufene Gefängniszellen, und mancher, den man in Gunst und Macht gesehen, erlebte dort oben den Wechsel seiner Herrlichkeit. Aber heiter verlief das Land gegen Süden, schnurgerad führte eine junggepflanzte, fast drei Stunden lange Allee bis zu der Anhöhe, auf der die „Solitude" gebaut wurde. Oft gingen auf diesem Weg, an dessen Vollendung man noch arbeitete, Bruder und Schwester Hand in Hand in den blühenden, schwäbischen Frühling.

Christophines Notizen beschließen die Nachricht über den Aufenthalt mit den Worten: „Hier in Ludwigsburg wohnten wir aber nicht lange, weil die Offiziere an die Grenze berufen wurden, um junge Leute zu Soldaten anzuwerben".

Hauptmann Schiller kam als württembergischer Werbeoffizier in die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. Im curriculum vitae gibt er als Tag seiner Ernennung den 24. Dezember 1763 an. „Der Vater reiste", erzählt Christophine, „sogleich an den bestimmten Ort und machte Anstalt, uns nachkommen zu lassen."

Die Reise nach Schwäbisch-Gmünd durch das winterlich kahle Land, die gesteigerten Eindrücke einer immer ernsteren und großartiger werdenden Landschaft, anders geartete Trachten und Häuser beschäftigten die kindliche Phantasie; ein hoch aufragender Galgen, wie er im 18. Jahrhundert zur Warnung und Einkehr auf manchem Hügel nahe der Städte und Städtchen der Gegend eigenartigen Charakter verlieh, erinnerte den Knaben nur an die primitiven Mausefallen, die er zu Hause gesehen. Der Vergleich wurde von den Eltern zu einer — wahrscheinlich moralisierenden — Aufklärung benutzt, die das Kind auf das tiefste berührte.

Gmünd, die freie, von einer Ringmauer umschlossene Reichsstadt liegt in dem reizvollen Tal der Rems und trug, als die Schillersche Familie dort einzog, mit ihren Kirchen, Türmen und eng aneinander geschmiegten Häusern das Gepräge einer mittelalterlichen, fest in sich abgeschlossenen Welt. Uralte Gebäude, wie das im Jahr 1290 erbaute Dominikanerinnenkloster Gotteszell, wie die romanische Sankt-Johanniskirche und die gotische Heiligkreuzkirche mit den seltsam phantastischen Portalfiguren, öffneten dem empfänglichen Kindergemüt Ausblick auf ein fremdes, noch nicht geahntes Leben. Die außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe gelegene Wallfahrtsstätte mit zwei in den Felsen gehauenen Kapellen zeigte den erstaunten, fromm erzogenen Protestanten das anders gestaltete Treiben und die bunte Poesie des katholischen Glaubens. Vielleicht wurzelt schon hier manches später zu Tag getretene feine Verständnis Schillers für diese Poesie.

Da in der vermögenden, handeltreibenden Reichsstadt das Leben für die einfachen Verhältnisse der württembergischen Offiziersfamilie zu teuer war, richtete Hauptmann Schiller ein Gesuch an den Herzog, im benachbarten württembergischen Ort Lorch wohnen zu dürfen und von dort aus sein Amt jenseits der Grenze auszuüben. Das Gesuch wurde genehmigt und nach kurzem Aufenthalt in Gmünd nahm der Hauptmann seinen Wohnsitz in Lorch, wo er gegenüber dem Gasthof zur Sonne ein Häuschen mietete. Der Götzenbach fließt daran vorüber und ein großer Wiesengarten dehnte sich am Rücken des einstöckigen Wohngebäudes aus. Hier war Platz zum Tummeln und Spielen, hier konnte sich die Phantasie mächtig entwickeln und festranken an den Denkmalen großer Vergangenheit.

Was er von den Hohenstaufen und ihrer kaiserlichen Pracht, von den Klöstern und Schlössern der Gegend wußte, erzählte der Vater gern dem begierig lauschenden Knaben. Oft begleitete ihn auch der Sohn nach Gmünd und trieb sich dort mit Spielgenossen auf dem Marktplatz umher, während Hauptmann Schiller im Gasthaus zum Ritter St. Jörg seines Amtes waltete.

Johannes Scherr * berichtet darüber eine persönliche Erinnerung. „Ich habe in meinen Schuljahren einen Gmünder Greis gekannt, welcher, sobald in seiner Gegenwart von Schiller die Rede war, aus der hypochondrischen Verdüsterung seines Alters aufglühte und dann schimmernden Auges erzählte, daß er manches liebe Mal vor dem Gasthaus mit dem Fritzle Schiller Marbel gespielt habe, während der Herr Hauptmann, ein merkwürdig seriöser Mann, drinnen im Hause seine Geschäfte abmachte."

Den Händen der Mutter langsam entwachsend, kam der Knabe mehr unter den Einfluß des Vaters, dessen Werbegeschäft ihm Zeit genug ließ, die Erziehung des Sohnes nun in seine strengen Hände zu nehmen.

Hauptmann Schiller war ein gedrungener kleiner Herr, mit einem geröteten energischen Gesicht, klugen lebhaften blauen Augen und von einem entschieden militärischen Schnitt in Haltung, Bewegungen

---

* Scherr, Schiller und seine Zeit.

und Sprache. Die Kinder fürchteten, aber liebten ihn, denn sie fühlten, daß er es trotz seiner Härte sehr gut mit ihnen meinte. Fritz hing innig an ihm und hatte ein brennendes Interesse für alles, was der Vater sagte und tat. Es lag eine große Sicherheit im ganzen Wesen des Hauptmanns, eine Sicherheit, wie sie nur widriges Schicksal und reiche Erfahrung verleihen. Morgens und abends las er im Familienkreis selbst verfaßte Gebete vor, darunter auch ein „Morgenopfer“ in gereimten Zeilen. Ihr Inhalt ist trocken und geht nicht über „die theologisch-moralisierenden Vorstellungen“* hinaus, in denen der Kirchenglaube des 18. Jahrhunderts befangen war. Am liebsten las er aus der Bibel vor und dann hing der Fritz an seinen Lippen — erzählt Christophine — ja er verließ eilend sein Spiel, wenn das dicke Buch gebracht wurde, „lief schnell herzu, um nichts zu versäumen“, und ward nicht müde, Fragen zu tun, bis er alles recht erfaßte.

So hart und derb der Vater auch manchmal gegen den Knaben vorging, er nahm dessen geistige Regsamkeit doch mit tiefer innerer Freude wahr und verzeichnete heimlich die kleinen Züge, die auf den Gang der kindlichen Entwicklung hindeuten. Aber er war kein Mensch, der es liebte, seine Gefühle zu zeigen. Oft benahm er sich barsch und jähzornig. Die Mutter selbst, die während des Lorcher Aufenthaltes eines zweiten Mädchens genas, bekam seine Härte manchmal zu spüren, und es geschah auch, daß sie die Strafen der Kinder mildern und beim Vater fürsprechen mußte.

Schon bildet sich in den Gedanken des Knaben ein Plan für die Zukunft. In Lorch amtierte der Pfarrer Philipp Ulrich Moser, ein würdiger Mann, mit dem Hauptmann Schiller gern verkehrte. Dessen Sohn Ferdinand wurde Schillers erster Gespiele. Gleich dem Vater wollte das Kind Pfarrer werden und flößte dem beinahe gleichalterigen Freund starke Neigung für den geistlichen Stand ein. Christophine erinnerte sich gern an die Äußerungen, die solche Neigung entfalteten: „Oft fing er selbst zu predigen an“, schrieb

* Weltrich, Schiller. I, 1.

sie, „stieg auf einen Stuhl und ließ sich statt des Kirchenrocks meine oder der Mutter schwarze Schürze umbinden. Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören. Außerdem wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wiedersehen ließ, dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt. So jugendlich die Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche sehr schicklich zusammen und trug sie nach seiner Weise mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Einteilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte." *

Außer dem Besuch der Ortsschule, in der Schreiben, Lesen und Rechnen getrieben wurde, verdankte der Knabe die ersten systematischen Bildungsgrundlagen dem freundlichen Pfarrer, der den Sechsjährigen zu dem lateinischen Unterricht seiner eigenen Söhne heranzog und sogar einen kleinen Versuch mit dem Griechischen wagte.

Froh über diesen Zufall erzählte Hauptmann Schiller seinen Kindern, wie schwer es ihm selbst gemacht worden sei, sich einige Kenntnisse zu erwerben und daß er sich mit seiner lateinischen Grammatik, die ihm der Hauslehrer einer adeligen Familie verschafft, in der Holzlege verborgen habe, „weil es die Mutter nicht gerne sah". Dagegen pries er seinen eigenen Sohn glücklich, dessen Vater alles anwende, den jugendlichen Geist zu bilden und ihn so zu stellen, daß er dereinst durch eigene Kraft vorwärts kommen könne.

Der Dichter selbst sprach gern von seiner Kindheit, besonders von den Lorcher Erinnerungen. Er schilderte dann*, wie die Geschwister, vom Sonnenschein verlockt, die Schule schwänzten und in den Wald oder auf die Berge wanderten. Auch manch hellen Wintertag brachten sie mit ihren kleinen Schlitten an den Abhängen zu „mit kindischer Lustigkeit, statt in der engen Schulstube zu sitzen. Die Mutter lauerte still an dem Pförtchen des Tors, welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und listig sprangen sie um die Ecke der Straße, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten und freuten sich ihrer Freiheit und der List, die sie leichtsinnig, gutmütig ausübten."

* Aufzeichnungen von Charlotte von Schiller.

Nannele Moser, das Pfarrerstöchterchen und ein jüngerer Spielgefährte, Karl Philipp Conz, aus dem ein tüchtiger Gelehrter und mittelmäßiger Dichter werden sollte, beteiligten sich an den Unterhaltungen in Wald und Flur. Die Altersgenossen hatten das „Fritzle" gern und zogen ihn bei, so oft sie konnten, zum gemeinsamen Spiel.

Jene große Herzensgüte, die ihn sein ganzes Leben begleitete und wie selten einen Menschen zur Freundschaft befähigte, machte sich schon in Schillers frühen Knabenjahren geltend. So bemerkte einmal der Vater, daß Fritz seine Schuhe mit Bändern geschlossen hatte, statt mit Schnallen, wie sie damals gebräuchlich waren. Darüber zur Rede gestellt, sagte der Knabe, daß er sie einem armen Spielkameraden geschenkt habe, er selbst besitze ja noch ein Paar für den Sonntag. „Darüber war der Vater nicht unzufrieden," behauptet Christophine. „Wenn er aber von seinen Büchern welche verschenkte, die dann wieder angeschafft werden mußten, gab es Verweise."

Mit dem Ende des Jahres 1766 schloß die Tätigkeit des Hauptmanns als Werbeoffizier und er kehrte zu seinem Truppenteil nach Ludwigsburg zurück. Ungern nahmen die Kinder Abschied von dem verschneiten Remstal, von den Wäldern um Lorch, die ihnen belebt waren von des Vaters Erzählungen, von dem Römerkastell aus ferner Heidenzeit, von den Hohenstaufengräbern, die so interessant und geheimnisvoll erschienen und von den Menschen, die sie in ihr junges Herz geschlossen. Es war der erste wirkliche, das heißt, bewußt erlebte Abschied, der in dem Herzen des Knaben tiefen Eindruck hinterließ.

Als sich um den Reiseschlitten die Freunde versammelten und die Familie mit dem notwendigsten Hausrat eng darin verpackt war, endete der Traum einer schönen Kindheit, die dem Ernst des Lebens noch fern gewesen. Welt und Haus, Natur und Geschichte hatten sich in dem stillen Lorch dargeboten, heimlich an dem jungen Geist zu formen. Der Blick, den er von der Bergstraße auf die verschneite Stadt zurück wendete, blieb in seinem Gedächtnis haften und mit besonderer Vorliebe erinnert er sich stets des freundlichen Städtchens und der kindlichen Spiele.

Dritter Abschnitt

> Die Spiele bei Kindern sollten nicht ihr Zeitvertreib, sondern ihre Arbeit sein, damit in ihren männlichen Jahren die Arbeit ihnen so leicht wie Spielen wird. Hippel

1767–1772

In Ludwigsburg nahm Hauptmann Schiller Wohnung bei dem Hof- und Kanzleibuchdrucker Christoph Friedrich Cotta, dessen Haus auch die Druckerei enthielt. Der Mieter hatte einen weiten Gartenraum zu seiner Verfügung und konnte sich dort seinen landwirtschaftlichen oder vielmehr pomologischen Liebhabereien widmen, während die Kinder einen genügenden Tummelplatz für ihre Spiele darin fanden.

Den Geschwistern Christophine und Fritz gesellte sich hier Friedrich Wilhelm von Hoven, der Sohn eines Hauptmanns, der im selben Haus zur Miete wohnte. Die Knaben schlossen sich innig aneinander, lernten und schwärmten zusammen, spielten und wanderten. Beide wollten sich der Theologie widmen, beide wurden von ihren Vätern scharf angefaßt, genossen aber sonst ziemlich weitgehende Freiheit.

Eine seltsame Fülle der verschiedensten Eindrücke bestürmte das Knabengemüt in der vornehm weitläufigen Stadt. Eines der wichtigsten, dem wohl für später die größte Tragweite zukommt, wurde durch häufigen Theaterbesuch vermittelt. Zu dem prächtigen, weit und breit berühmten Hofhalt Herzog Karls gehörte eine mit großen Kosten ausgestattete Oper. Der Theatersaal war der größte in Deutschland, die Maschinerien die besten und der Prunk der Aufführungen ein noch nicht dagewesener. Italienische Opern wechselten mit Balletts, die hervorragendsten Sänger und Sängerinnen, die geschicktesten Tänzer und Tänzerinnen wetteiferten, dem kunstfrohen Herzog und seinem Hof ihre höchsten Leistungen zu zeigen. Den Zuschauerraum schmückten unzählige Spiegel, in denen die Wachslichter ihren Glanz vervielfältigten, auf der Bühne erschienen Festzüge, bei denen ganze Regimenter zu Pferd die Szene überquerten, und Lichteffekte blendeten das Auge in den Feen-, Märchen- und Zauberopern, die alle Götter Roms und Griechenlands in Reifrock und Perücke auftreten ließen. Wenn auch der

Text italienisch gesungen wurde, der Knabe verstand genug, um begeistert ganz Auge und Ohr an diesen festlichen Nachmittagen zu sein.

Herzog Karl wünschte sein Opernhaus mit einer Menge anständig gekleideter Zuschauer gefüllt zu sehen. Da mußten auch die Offiziere mit ihren Familien den Vorstellungen beiwohnen, zu denen die ganze Hofgesellschaft und die bürgerlichen Kreise der Stadt eingeladen waren. Wenn es auch seinen strengen Lebensanschauungen widersprach, fügte sich doch auch Hauptmann Schiller dem allerhöchsten Befehl, in die Oper zu gehen und gönnte seiner Familie, so oft sie die Reihe traf, den prächtigen Anblick.

Welch tiefe Wirkung die Bühne auf den Knaben ausübte, geht daraus hervor, daß er sich mit Hilfe der Schwester ein Puppentheater formte, auf dem er Stücke eigener Erfindung gab, dem Gesehenen nachgeahmt. Pläne zu Trauerspielen erfüllten seine Phantasie und mit Papierfiguren, die Christophine malte und ausschnitt, agierten die Kinder auf einer kleinen brettergefügten Szene, die meist unter den Bäumen des Gartens aufgeschlagen wurde. Leere Stühle, im Halbkreis aufgestellt, bildeten vor der Bühne das Parkett.

Aber bald waren die Papierpüppchen zu ungelenk, das Leben fehlte ihnen und die Stimmung genügte nicht mehr. Unter den Bäumen, auf deren Äste der Vater stillvergnügt bessere Sorten okulierte, mußten unter Schillers Anleitung die Spielgefährten mit alten Kisten, Decken und Wäsche ein größeres Theater rüsten, auf dessen Bühne sie selbst auftraten nach Art der commedia del Arte. „Jedes mußte mit Hand anlegen," erzählt Christophine. „Da gab er jedem seine Rolle, aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler. Er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles."

Doch im Winter wurden die Puppen wieder vorgeholt und bildeten bis in das 14. Lebensjahr die liebste Erholung des Knaben.

Die Theatereindrücke wurden noch gesteigert durch das bunte Gewimmel der venezianischen Messe, die an den Karnevalstagen auf dem großen Marktplatz stattfand. Vor den Arkaden, die ihn umsäumen, erstreckten sich Zelte weit in den Platz hinein, die Schätze einer



Schillers Mutter
Nach dem Gemälde von Ludowika Simanowitz
im Schillermuseum zu Marbach

ganzen Messe zu bergen. Alle, auch die Kinder, die das Fest besuchten, mußten maskiert sein, um ein wahrhaftiges Bild der „merkwürdigen italienischen Stadt" hervorzuzaubern. Es war ein Jubel für Fritz und Christophine, mit Hoven und den andern Spielgefährten sich im Gedräng herumzutreiben und vielleicht da oder dort eine kleine Gabe der Messe zu erhaschen. Herzog Karl war freigebig, es gab Tage, an denen bei einem solchen Treiben in weniger als fünf Minuten für fünfzigtausend Taler Geschenke in geschmackvollen Kleinodien an die anwesenden Damen verteilt wurden.

Man mag über das Leben eines Rokokohofes urteilen, wie man will, eines steht fest, denen, die es mit ansahen und sei es mit den Augen des staunenden Kindes, weitete es den Horizont und machte sie fähig, die Welt mit wissenden, verstehenden Augen zu betrachten. Daß im Land manches bittere Wort über die Verschwendung fiel, wurde dem Knaben im Elternhaus bewußt, aber er vergaß es, wenn die Phantasie herrliche Nahrung fand im Anblick der gepuderten Götter, der Seejungfrauen, der wilden Tiere aus „papier mâché", der lustig übermütigen Masken.

In traurigem Gegensatz zu diesem verschwenderisch heiteren Gehabe stand, was der Knabe in Kirche und Schule erlebte. Polternde Bußpredigten, in denen der amtierende Geistliche Privatverhältnisse mit schamloser Offenheit behandelte und eine rohe Vorstellung der menschlichen Sündhaftigkeit gab, erschreckten das arglose Gemüt und reiften Stunden melancholischer Stimmungen, in denen das Kind mit einem vertrauten Freund* über das Schicksal klagte „in Gesprächen über die tief umnachtete Zukunft". Sein Geist war noch zu jung, eine Brücke zu schlagen vom heiteren Lebensgenuß der Oberschicht zum zelotischen Eifer der kirchlich Frommen. Wenn vor den Ohren des Kindes die Rede ging, daß sich der Geistliche von seinem Bruder, dem Mesner, das Ornat nur unter tiefen Bücklingen überreichen ließ oder den Organisten Schubart, der so wunderschön die Orgel spielte, wegen seines freien Lebenswandels

* Petersen im Stuttgarter Morgenblatt für gebildete Stände, 1807, Nr. 164.

verdächtigte, fragte sich der Knabe wohl unbewußt, warum der fromme Würdenträger nichts wissen wollte von jener Liebe, von der bei den häuslichen Abendandachten der Vater aus dem Evangelium vorlas. Dann wurden Widersprüche offenbar, die sich tief in die junge Seele senkten und keine Klarheit darin aufkommen ließen.

Auch die Lateinschule, die mit solchem Eifer besucht wurde, daß „Fritz oft nüchtern ging, wenn das Frühstück nicht fertig war und die Stunde schlug“ *, tat wenig dazu, in dem kindlichen Verstand die Zweifel zu lösen. Schulmeister, die Stunden gaben, aber keine wirklichen Erzieher, lehrten an der Anstalt. Der Unterricht beschränkte sich auf Lateinisch, Religion und ein wenig Deutsch. Aus der vaterländischen Literatur wählten die Lehrer zumeist christliche Bücher, an denen sie Sprachübungen machen ließen, und schärften den frommen Eifer der Jugend weidlich durch Prügelstrafen. Einmal hatten Schiller und sein Schulkamerad Elwert bei der Nachmittagsandacht in der Kirche „den Katechismus zu sprechen“. Wenn sie auch nur ein einziges Wort verfehlen würden, drohte ihnen „Züchtigung mit der Peitsche“. Als die Leistung unter großer Angst der Knaben wie der Angehörigen glücklich vollbracht war, erhielt jeder von seinen Eltern zwei Kreuzer zur Belohnung.

Froh, solchen Reichtum ihr eigen zu wissen, gingen die beiden Schüler daran, einen Ausflug auf das Hartenecker Schlößchen zu machen, um dort eine Schüssel kalter Milch zu genießen. Aber in Harteneck war keine Milch aufzutreiben und für Brot und Käse reichte die Barschaft nicht aus. Man ging weiter bis Neckarweihingen, wo sich nach langem Fragen eine Bäuerin bereit fand, die kleinen Wanderer zu erquicken. In reinlicher Schüssel wurde die Milch aufgetragen, mit silbernen Löffeln geschlürft und schließlich blieb ein Kreuzer übrig, der noch eine tüchtige Portion Johannisbeeren zu kaufen gestattete. Elwert kam im späteren Leben oft auf diese Episode zurück und erzählte, daß Schiller auf dem Heimweg „in wahrhaft dichterischer Ergießung“ auf einem Hügel, von

* Christophine.

dem aus beide Ortschaften zu übersehen sind, das ungastliche Hartenect mit seinem Fluch getroffen, auf das freundliche Weihingen aber den reichsten Segen herabgefleht habe*.

Doch nicht nur die Aufgaben des Katecheten erfüllte Fritz zur Zufriedenheit, auch in der Schule fanden seine Fortschritte Anerkennung und von den sogenannten Landexamen, die allen für das Predigeramt bestimmten Knaben auferlegt waren, kam er zumeist mit guten Ergebnissen zurück. Er fiel in keiner Weise auf, man kann ihn einen braven Durchschnittsschüler nennen. Auch die lateinischen „carmina" und das deutsche Gedicht, das er den Eltern zu Neujahr 1769 überreichte, lassen keine besondere dichterische Begabung erkennen. Es waren Verse, wie sie unter Leitung des Lehrers jeder sprachlich befähigte Knabe machen kann.

Dauernde Eindrücke gewann der künftige Dichter wohl am allerwenigsten in der Schule, ihn bildete das Leben, wie es sich den weit geöffneten Blicken aufdrängte, und erzog das Haus, das strenge Zucht, aber auch warme Liebe bot.

Wilhelm von Hoven schilderte in späteren Jahren die Persönlichkeit des Lateinschülers in Ludwigsburg: „Als Knabe war Schiller ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinahe mutwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn und auch den älteren und stärksten imponierte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos und wenn ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur mutwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde, aber an diesen hing er fest und innig und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu

* Zuerst erzählt von Petersen im Stuttgarter Morgenblatt für gebildete Stände, 1807, Nr. 164.



bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß. Dieser setzte alles daran, daß sein Sohn etwas tüchtiges lernen sollte. Deshalb tat er ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren. Er applizierte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten. So erfuhr er oft eine strenge Behandlung."

Von seiner äußeren Erscheinung berichtete eine Frau aus Marbach, die in dem bekannten Protokoll von 1812 sich noch erinnerte, den Fritz Schiller, der ein rotes Haar und Roßmucken* gehabt, gesehen zu haben, wenn er von Ludwigsburg zu seinen Großeltern nach Marbach gekommen sei. Er möge damals zehn bis zwölf Jahre gezählt haben. Die Besuche in Marbach bereiteten Mutter und Sohn große Freude bis auf den einen schmerzlichen Gang, wo sie dem alten Kodweis das letzte Geleite gaben, der im Jahre 1771 starb, 73 Jahre alt und „auf Verlangen bei Nacht begraben wurde".

In das Jahr 1772 fällt die Konfirmation. Die Vorbereitung war trocken und wenig dazu angetan, auf ein empfindungsreiches Gemüt zu wirken. Da nimmt es nicht Wunder, daß die Mutter mit befremdetem Erkennen ihren für fromm gehaltenen Sohn am Tage der Feier auf der Straße umherschlendern sieht uneingedenk des wichtigen Lebensabschnittes, dem er entgegengehe. Sie ruft ihn zu sich und redet eindringlich zu seinem Herzen. Da zieht er sich zu stiller Einkehr zurück und bringt bald darauf der Mutter ein selbstempfundenes Gedicht. Als der Vater die Verse entgegengenommen, soll er dem Sohn lächelnd auf die Schulter geklopft haben und ausgerufen: „Bist du närrisch geworden, Fritz!" Hoven** erwähnt dies in der Selbstbiographie und sagt, auf lateinische Schulübungen anspielend: „Er versuchte sich bald darauf auch in deutschen Versen, wovon, so viel ich mich erinnere, der erste

* Sommersprossen.

** Hoven, Selbstbiographie Seite 33. Das Gedicht ist verloren.

Versuch ein bei seiner Konfirmation verfertigtes Lied an sich selbst war, in welchem er die Gefühle, welche diese heilige Handlung in ihm erregte, aussprach".

Von diesem, seinem vertrautesten Freund hatte er sich schon im vergangenen Sommer trennen müssen. Die beiden Söhne des Hauptmanns von Hoven waren in die neugestiftete „militärische Pflanzschule für Kavaliers- und Offizierssöhne" auf Befehl des Herzogs gekommen, obwohl der ältere den Wunsch Prediger zu werden, geltend gemacht hatte und keine Theologen in der Anstalt ausgebildet wurden.

Nach der Konfirmation und dem letzten Landexamen sollte Schiller in die niedere Klosterschule zu Blaubeuren treten, wo in einer alten katholischen Abtei seit Herzog Christophs Regierung ein protestantisches Seminar eingerichtet war.

Aber eine unerwartete Wendung griff tief in das Schicksal des Knaben ein.

Als Herzog Karl seine militärische Pflanzschule unter der Bezeichnung „herzogliche Militärakademie" vergrößerte und reicher ausgestaltete, wurde von Zeit zu Zeit in den Lateinschulen sowohl wie bei den Regimentern nachgefragt, ob Knaben vorhanden seien, die sich zu Zöglingen eigneten. Da man Fritz Schiller von beiden Seiten empfahl, ließ der Herzog eines Tages im Herbst 1772 den Hauptmann zu sich kommen, versprach ihm völlig kostenfreie Erziehung für seinen Sohn und forderte ihn auf, diesen der Akademie zu überlassen. Anfangs bat der Vater davon Abstand zu nehmen, da Fritz für die geistliche Laufbahn bestimmt sei. Als aber der Herzog bei erneuter Audienz dringender wurde und eine bessere Versorgung versprach, so gut wie sie das Predigeramt nicht bringen könne, übergaben die Eltern ihren Sohn dem Landesherrn zur Erziehung und unterschrieben (einige Monate später) den geforderten Revers, daß der Sohn verpflichtet sei wegen der kostenlosen Studien später in herzoglichen Dienst zu treten und darin zu verbleiben. Sie trösteten sich mit dem Gedanken, daß Fritz in der Akademie besser ausgebildet werde, als es ihre bescheidenen Mittel zu leisten vermöchten.

Vierter Abschnitt

Eines der größten Probleme der Erziehung ist, wie man die Unterwerfung unter den gesetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, sich seiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne. Denn Zwang ist nötig. Kant

1773 Am 16. Januar des Jahres 1773 brachte Hauptmann Schiller seinen Sohn zur nahegelegenen „Solitude“, wo die Akademie untergebracht war. Der Knabe kam an, ausgestattet mit einem blauen Rock nebst Kamisol ohne Ärmel, 43 Kreuzern an Geld und 15 lateinischen Büchern.

Einer seiner früheren Lehrer an der Lateinschule, Professor Jahn, prüfte den Eintretenden und fand, daß er die ihm bekannten lateinischen Schriftsteller und das griechische Neue Testament mit ziemlicher Geläufigkeit übersetze, in der lateinischen Poesie „einen guten Anfang habe“, aber eine sehr mittelmäßige Handschrift führe. Der Anstaltsarzt attestierte: „Jean Christoph Friedrich Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat sich bei vorgenommener Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit, mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden“.

Es war ein hoch aufgeschossener Knabe (fünf württemberger Fuß), der ein wenig befangen und verträumt in Herzog Karls große pädagogische Schöpfung trat.

Als Vater Schiller kurz nach dem Eintritt des Sohnes dessen Taufzeugnis dem Obristwachtmeister Seeger einschickte, der ihm schon von den Kriegsjahren her bekannt war und nun die Pflanzschule als Intendant leitete, schrieb er von tiefster Dankbarkeit erfüllt im überschwänglichem Stil seiner Zeit: „Wäre es möglich durch Gebete und Wünsche das endliche Los aller Menschen abzuändern, so müßte Unsterblichkeit vom Himmel herniedersteigen und dem besten, dem weisesten und gnädigsten Landes-Regenten zuteil werden. Doch! wer wird hieran zweifeln, da der Same des unschätzbaren Guten, welchen Höchstdieselben mit eigenen höchsten Händen in die zarten Herzen ganzer künftiger Geschlechter ausstreuen, für die Ewigkeit reift? Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch in sich tragen, werden sie nicht alsdann

noch erkennen, und sagen, das haben wir dem großen Herzog Karl zu verdanken. Sein Name und sein Tun sei bei uns im Segen!" —

Trotz des Trennungsschmerzes und des Verzichtes, von nun an auf ihren Sohn einwirken zu können, fühlten die Eltern echte Dankbarkeit dem Herzog gegenüber, der ihnen die Last der Erziehung abgenommen. Die Familie, die sich in Ludwigsburg noch durch ein Töchterchen vergrößert hatte, mußte streng haushalten mit ihren schmalen Einkünften und empfand „die Gnade des allerdurchlauchtigsten Herrn" sehr wohltätig. Außerdem hörte man nur lobenswertes über die Pflanzschule, die seit ihrer Entstehung hohes Ansehen weit über Württembergs Grenzen hinaus genoß.

Es war mehr als eine Modelaune gewesen, was den Herzog veranlaßte, ein neues Feld für seinen Tätigkeitsdrang zu suchen und der Zeitströmung folgend sich an pädagogischen Experimenten zu vergnügen. Herzog Karl gehörte zu jenen klugen, tatkräftigen Männern, die gut beobachten und den geheimen Zusammenhang der verschiedensten Dinge erkennen, während sie das Leben noch äußerlich zu genießen scheinen. Er sah eine Gefahr in der Aufklärung, die von Frankreich ausging und von deren Bedeutung vornehme Fremde, Künstler, Damen oft ahnungslos und ohne Verständnis erzählten. Was der Herzog hörte, stand zu seinen politischen Ueberzeugungen im schroffsten Gegensatz, so daß er darauf dachte, die vornehme Jugend und besonders Knaben, aus denen die Beamtenschaft hervorgehen sollte, solchen Einflüssen zu entziehen. Ihm, der am Hof Friedrichs des Großen den Schliff seiner Ausbildung erhalten hatte und in der Geschichte Ludwig XIV. den Höhepunkt monarchischen Glanzes sah, konnte der Gedanke nicht fern liegen, die Ausbildung der Jugend auf militärische Grundlage zu stellen. Im Jahre 1767, als der Ludwigsburger Hof noch seine vollste Pracht entfaltete, ließ sich der Herzog schon den Entwurf einer Offiziersakademie vorlegen, die er mit der Universität Tübingen vereinigen wollte.

Als nicht weit von Ludwigsburg am Platz der fünf Eichen Schloß und Park der Solitude mit bewundernswerter Raschheit entstanden waren, berief der Herzog eine Anzahl von Soldatensöhnen im Alter

von dreizehn bis fünfzehn Jahren und brachte sie in einem Nebenhaus unter, wo sie unter Aufsicht eines Hauptmanns durch Unteroffiziere im „Lesen, Schreiben, Rechnen und Christentum, . . . die älteren auch im Zeichnen und der Geometrie unterrichtet und nebenbei teils zu Baudiensten, teils zu Gartenarbeiten angeleitet werden sollten."

Bald stieg die Anzahl der Garten- und Stukkatorknaben. Französische Sprache und Geographie wurden in den Lehrplan aufgenommen und ein Teil der Zöglinge für die Zwecke des Orchesters und Balletts ausgebildet. In Verbindung mit dieser Anstalt gründete der Herzog im Dezember 1770 ein „militärisches Waisenhaus", das über hundert Soldatenkinder aufnahm. Sie erhielten Volksschulunterricht und jeder lernte ein Handwerk.

Diesen Schöpfungen gliederte sich als neue und eigenartige Abteilung im Jahr 1771 die militärische Pflanzschule für Kavaliers- und Offiziersknaben an, in der die persönliche Weltanschauung des Herzogs zu klarem Ausdruck kommen sollte und die seinen politischen Plänen gegen die Aufklärung und ihre drohenden Folgen zu dienen hatte.

Indem Herzog Karl davon ausging, unter eigener unmittelbarer Leitung und nach selbsterwogenen Erziehungsgrundsätzen einen ausgewählten Teil der Jugend seines Landes zu geschickten Organen seines Herrscherwillens methodisch auszubilden, gab er dem Institut jenen ausgeprägten politisch-militärischen Charakter, der es von allen ähnlichen unterschied und bei den Zeitgenossen je nach Geistesrichtung Lob oder Tadel hervorrief.

Den Anschauungen des 18. Jahrhunderts gemäß bildeten die Söhne der Edelleute eine getrennte Gruppe in der Anstalt mit eigenen Schlafsälen, eigenem, besser serviertem Tisch und bevorzugter Stellung bei verschiedenen höfischen Zeremonien. Es lag keine Zurücksetzung der bürgerlichen Elemente darin, sondern nur die Aufrechterhaltung der Standesunterschiede, wie sie vor der Aufklärung allgemein herrschten. Von den Kindern, die in solchen Traditionen aufgewachsen waren, wird es niemand als verletzend empfunden haben.

Bei Tisch, beim Exerzieren, beim Spazierengehen und bei allen festlichen Gelegenheiten wurde von den Zöglingen Uniform getragen. Sie



Schiller als Karlsschüler im 14. Jahre

bestand aus einem langen, vorn offenen stahlblauen Rock mit schwarzem Kragen und schwedischem Ärmelaufschlag. Die Knöpfe waren versilbert, die Hosen bestanden aus weißem Tuch. Die Edelknaben hatten silberne Achselschnüre, die übrigen solche aus weißer Baumwolle. Die kleidsame Tracht vervollständigte der Degen und ein kleiner schwarzer Hut, vorn und rückwärts aufgebogen, mit silbernen Borten und Federbusch, eine Krawatte aus schwarzem Leder, weiße Strümpfe und schwarze Schuhe mit versilberten Schnallen. Im Winter gab es wollene Strümpfe, die über die Beinkleider hinaufgezogen wurden, und hohe Stulpstiefel. Während des Unterrichts und der freien, im Schlafsaal verbrachten Stunden legten die Knaben den einfacheren, bequemeren Hausanzug an.

Sehr viel Sorgfalt wurde der allgemeinen Sitte entsprechend auf die Frisur verwendet. Das Haar war auf dem Scheitel kurz geschnitten, rückwärts hing ein Zopf mit schwarzer Schleife über dem Nacken, an den Seiten wellte es sich zu einer gepuderten Locke, die mit Haarnadeln aufgesteckt war und bei besonders feierlicher Gelegenheit verdoppelt wurde. Dem Reglement entsprechend puderten nur die Edelknaben die ganze Frisur, einigen Offizierssöhnen soll dies auch befohlen worden sein, darunter Schiller. Die Ursache steht nicht fest. Einige behaupteten, es sei veranlaßt worden, weil der Herzog rote Haare nicht leiden könne, andere hielten es für eine Auszeichnung wegen des väterlichen Ranges.

Daß einige Knaben, zu deren Zahl auch Schiller öfters gehört haben mag, unter der strengen Hausordnung litten, ist natürlich, denn sie schloß das gewohnte Herumtreiben in Feld und Wald wie auf der Straße aus und hielt die Zöglinge fest zusammen. Wer aber als Zögling in die Schule aufgenommen war, trat damit in eine gewisse persönliche Beziehung zum Landesherrn und nahm, wenn auch nur als Zuschauer, teil am Hof und seinem abwechslungsreichen glänzenden Leben. Dies entsprach den pädagogischen Grundsätzen des Herzogs, der die Erziehung nicht in klösterlicher Abgeschiedenheit, wie in den geistlichen Stiften, noch im rein militärischen Drill, wie in den Kadetten- oder Kriegsschulen, gehand-

habt wissen wollte und die Behauptung aufstellte, die Jünglinge müßten mitten in der Welt ausgebildet werden.

Durch die Berührung mit dem Hof lernten die Eleven guten Ton und feine Lebensart, „contenance“ und die Gewohnheit, sich gewählt auszudrücken.

Seit Gründung der Anstalt wurden die Hoffeste zugleich Akademiefeste, und die öffentlichen Prüfungen sowie Schlußfeiern gehörten zu den großen Gelegenheiten, bei denen der Herzog mit dem ganzen Hof erschien, einschließlich des diplomatischen Corps. Ein Teil der Zöglinge erhielt stets in der Oper wie in der Komödie Plätze, die älteren, besonders die Edelknaben, wurden zu den Bällen befohlen und einige auch zur herzoglichen Tafel zugezogen, wobei über ein bestimmtes Thema die Diskussion eröffnet wurde. Väterlich redete der Landesherr seine Schutzbefohlenen an, wenn er ihnen begegnete, wobei er allerdings den streng prüfenden Blick über ihre äußerliche Erscheinung gleiten ließ und rasch mit Tadel oder Strafe verfuhr.

„Propreté“ ist das Stichwort, Herzog und Intendant führen es stets im Munde. Mögen die Bestimmungen über Papillotten, Zopflänge und Schleifengröße heute pedantisch anmuten, mag das Rangieren und Kommandieren, das jeder Mahlzeit voranging, den Verfechtern einer individuellen Entwicklung grausam erscheinen, die „propreté“ des Körpers wie der Manieren, die zwangsweise auferlegt wurde, wenn sie nicht freiwillig erfolgte, war ein vorzügliches Erziehungsgebot. Seine Erfüllung tat nur jenen weh, denen sie nicht zur zweiten Natur wurde. Von solchen hat Schiller später einmal selbst — auf die Karlsschule rückblickend — gesagt: „Ein Holzapfel wird in dem Paradiesgärtchen selbst ewig keine Ananas“.

Der Jugend wie dem Alter ist eine regelmäßige Tageseinteilung nur vorteilhaft. Der Kreislauf abgemessener Beschäftigung, der im Sommer um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr morgens begann, umfaßte Unterricht, Erholung, Ausbildung im Tanzen, Fechten und Reiten, Exerzieren und Reinigen der Uniform. Er ließ namentlich den Größeren genug Zeit, besondere Liebhabereien zu pflegen und an Büchern zu lesen, was ihnen unter die Finger kam.

Die führenden Geister aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts glaubten an Erziehung. Wenn sie im Plutarch, der zu ihren Lieblingsschriftstellern gehörte, lasen, daß die rechte Erziehung Quelle und Grund aller Rechtschaffenheit sei oder Rousseaus Emile den Satz entnahmen: „On façonne les plantes par la culture, et les hommes par l'éducation", und danach handelten, so glaubten sie die freien Kräfte ihrer Zöglinge zu deren Nutzen auszubilden und zu entwickeln. Herzog Karl hielt sich bei diesem Beginnen an das Wort seines Meisters Friedrich des Großen: „Mir beweist meine Erfahrung, daß der Erzieher viel über den Menschen vermag, daß man ihn bessern, ihn aufmuntern kann und täglich finde ich mehr, daß die Strafen und Belohnungen gleichsam Schutzmauern der bürgerlichen Gesellschaft sind".

Jene Generationen, die den eigentlichen Soldatendrill erfanden und die Menschen pädagogisch zurechtstutzen wollten, wie die Hecken ihrer Gärten, waren wohl geeignet, den Durchschnitt der Heranwachsenden auf ein gleichmäßiges und höheres Niveau zu heben und dem beschränkten Geist manche Befriedigung zu gewähren. Man kann also dem Herzog Karl wie seinem System keinen Vorwurf daraus machen, einem Genie keine Ausnahme gewährt zu haben. Ihm waren Knaben, die etwas besonderes in ihrem Wesen hatten, ebenso unangenehm, wie auf jene der fortwährende Zwang und die ständige Aufsicht oft peinlich wirkte.

Schiller zog aus dieser Umgebung das beste, was er daraus gewinnen konnte. Die fehlende Liebe des Elternhauses suchte er durch eine starke, später sogar leidenschaftliche Pflege der Freundschaft zu ersetzen, das Treiben des Hofes und der großen Welt, dem der Eleve zusehen durfte, wurde ihm zum anregenden Anschauungsunterricht und den Lehrstunden sowie dem Umgang der Professoren verdankte er mit der Zeit ein Wissen, das für sein Jahrhundert recht ansehnlich war.

Seegers oft ausgesprochenes Wort: „Die Erziehung bei der Akademie hat nicht bloß den Unterricht sondern hauptsächlich auch die Erziehung des Herzens und die Vorsorge für den Körper zum Gegenstand" wurde auch für Schiller zur Wahrheit, wenn auch nicht ganz in dem Sinn, den Herzog und Intendant ihm unterlegten.

Fünfter Abschnitt

Die kleinen Gefälligkeiten der Freundschaft sind tausendmal werter, als jene blendenden Geschenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Goethe, Werthers Leiden

1773–1775 Wenn die Jünglinge in ihren schmucken Uniformen reihenweise im Tritt den Speisesaal betraten, an ihre Plätze marschierten, mit gesenktem Kopf dem Gebet lauschten, mag der Blick des Herzogs mit sichtlicher Freude die stramme Jugend betrachtet haben, die ihm anvertraut war und die er zum Wohl seines Landes zur „Tugend“ heranbildete. Er nahm fast täglich an der Mittagsmahlzeit teil, bekam den Rapport und gab den Befehl „dînez Messieurs“, worauf alle nach einer tiefen Verbeugung Platz nahmen.

Schiller, dem die Propreté und Genauigkeit im Anzug nicht leicht fiel, sah mit schwärmerischer Bewunderung, daß einer der Knaben seiner Abteilung immer besonders „adrett“ war, nie zu einem Tadel in dieser Beziehung Anlaß gab, öfters sogar Lob vor der Front erhielt. Diesem schloß er sich an.

Es war Georg Friedrich Scharffenstein, der Sohn eines Goldschmiedes aus Montbéliard — dem alten Mömpelgard —, den man trotz seiner Neigung zur bildenden Kunst für den Militärstand bestimmte. Scharffenstein beherrschte das Deutsche anfangs mit Mühe, gewann erst im Umgang mit den Freunden die Leichtigkeit des Ausdrucks und verschaffte diesen einige Übung im Französischen. Wilhelm von Hoven und dessen jüngerer Bruder August gehörten natürlich zu dem kleinen Kreis, der sich um Schiller bildete, dann trat noch Johann Wilhelm Petersen hinzu, ein lebhafter Bursch aus dem rheinpfälzischen Bergzabern.

Die Kameraden erkannten besser die Anlagen des künftigen Dichters, als es die Lehrer und Vorgesetzten aus ihrer schwerfälligen Wichtigkeit heraus zu tun vermochten. Am 16. November 1773 berichtete Rittmeister Faber über den Zögling: „Schiller ist voll guten Willen und hat einen großen Trieb etwas zu lernen, seines dissoluten und langsamen Wesens aber öftere Ermahnungen nötig, er erkennt seine Fehler gerne und gibt sich Mühe, sie zu verbessern“. Ein Jahr später spricht sich

der Erzieher wieder über den Eleven aus: „Ist in dieser Zeit drei Zoll gewachsen, andächtig in gottesdienstlichen Handlungen, ehrerbietig und respektvoll gegen seine Vorgesetzten, nicht wenig verträglich und freundschaftlich gegen seine Kameraden, besitzt gute Gaben, ist schon siebenmal und erst am 2. September bis 7. Oktober krank gelegen, welch öftere Krankheiten auch Ursache sind, daß er bei allem seinen Fleiß doch gegen andere ziemlich weit zurück geblieben".

Die Professoren nennen ihn mit großer Übereinstimmung ein mittelmäßiges Genie. Anders steht er im Urteil der Kameraden da.

Im Herbst 1774 — zu der Zeit, als Schiller aus der eigentlichen Knabenschule zu einer Berufsabteilung, der juristischen, übertrat — stellte Herzog Karl den Zöglingen die Aufgabe, von sich selbst wie von den Genossen ihrer Abteilung eine Schilderung zu entwerfen. In den vorhandenen Manuskripten sagt der Eine: „Schiller hat prächtige Gaben", ein Anderer schreibt ihm ausnehmend gute Fähigkeiten zu, ein Dritter nennt ihn einen lebhaften und aufgeweckten Geist, dessen Gedanken voll sind von natürlichem Witz, ein Vierter sagt, er sei gutherzig, lustig, und dichte gern. Einer der jugendlichen Menschenkenner schreibt von ihm und seinem Freund Hoven: „Wenn ich mich nicht betrüge, so liegen in diesen besondere Genies verborgen". Fast alle erwähnten die Neigung zur Poesie, manche seine große Einbildungskraft und seinen Eifer, die Werke der Dichter kennen zu lernen. Wohl das interessanteste dieser „Portraits" — wie man damals Charakterschilderungen von Freunden und Bekannten zu nennen pflegte, — ist dasjenige des Eleven Baz: „Mit sich und dem Schicksal, das ihn betroffen und das ihm sein künftiges Glück vorhersagt, ist er sehr vergnügt. Die Natur hat sich bei Austeilung ihrer Gaben an ihm gar nicht sparsam bewiesen, welche er durch großen Fleiß zur gründlichen Erlernung der Wissenschaften anwendet. In der Reinlichkeit sind ihm viele vorzuziehen. An ernsthaftem und gesetztem Wesen fehlt es ihm noch sehr und die Poësie ist das, womit er sich am liebsten beschäftigt."

Schiller urteilt über sich selbst in dieser dem Herzog gewidmeten Lebensbeichte zwischen den vom Stil der Zeit bedingten Huldi-

gungen, die nicht mehr bedeuten als die Schlußfloskeln unserer Briefe: „Sehen sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber, Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden. Denn, wenn mein Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen ... Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wieviel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe, es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wenn ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterlande dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, all meine Zufriedenheit steht."

Der Naivetät des jugendlichen Alters entsprechend, liegt in solchen Urteilen und Bekenntnissen mehr als eine gleichgültige, dem Besteller zu Willen geschriebene Stilübung. Der Knabe steht lebendig vor uns, wie ihn die Kameraden gesehen, begeisterungsfähig und verträumt aber auch witzig und froh, wenn es galt, unter Gleichgestimmten die Eindrücke des Lebens zu verarbeiten.

Pädagogen und Philologen haben die Aufgabenstellung des Herzogs vielfach angefeindet und ihm vorgeworfen, damit Schmeichler, Streber und Denunzianten zu erziehen. Man muß sie aber aus den Sitten der galanten und geistig angeregten Welt des 18. Jahrhunderts verstehen. Unter Erwachsenen herrschte die Mode „Portraits" und „Elogen" zu verfassen, um über die Freunde, wie über sich selbst vollkommen klar zu werden. Dies hängt mit der Wich-

tigkeit zusammen, die man den Seelenvorgängen beilegte, und gehörte zu der allgemein üblichen literarischen Ausdrucksweise, sodaß auch für die Knaben nichts Überraschendes darin lag, ein Porträt von sich selbst oder von den Genossen zu entwerfen.

Was Geschichts- und Religionsunterricht als trockenes Material boten, wurde in der Phantasie des dreizehnjährigen Schiller zum Erlebnis und gestaltete sich bei ihm zu verschiedenen dramatischen Werken. Sein Vater setzt die Abfassung eines Trauerspiels „die Christen" schon in das Jahr 1772. Er kann also das Manuskript in die Anstalt mitgebracht haben, wenn es der Vater nicht, wie eine unerwiesene Tradition behauptet, vorher vernichtet hatte. Die Gattin erwähnt ein Stück „Absalon", dessen sich der Dichter als einer Jugendarbeit aus den Schuljahren ihr gegenüber gern erinnerte und Christophine spricht von dem Gedicht „an die Sonne", das später in veränderter Form der Anthologie einverleibt wurde. Eindrücke von der hochgelegenen Solitude mit ihren wundervollen landschaftlichen Stimmungen mögen sich wohl in den Versen spiegeln:

> Und es küssen die Wolken am Saume der Höhe die Hügel.
> Süßer atmet die Luft.
> Alle Fluren baden in deines Angesichts Abglanz
> Sich; und es wirbelt der Chor
> Des Gevögels aus der vergoldeten Grüne der Wälder
> Freudenlieder hinauf.

Freund Petersen berichtet, daß in das Jahr 1773 auch der Entwurf eines epischen Gedichtes „Moses" falle.

In der Wahl dieser Stoffe und der wenigen Verse, die wir besitzen, zeigt sich ausgesprochen der Einfluß eines Mannes, dessen Ruhm damals auf seiner Höhe stand. Wie vorher den jungen Goethe, so begeisterte jetzt den jungen Schiller Klopstocks dithyrambischer Schwung. Mit dem Dichter des Messias schwärmten die Jünglinge, wenn sie in ihren freien Stunden zusammen im Garten oder auf den Betten saßen, seine Dichtungen verschlangen sie, wenn das Krankenzimmer auf einige Tage Erholung gewährte. Hoven beantwortete später (7. Juli 1805) die Frage, wann Schiller zuerst mit

dem Messias bekannt wurde: „Dies mag im Jahr 1774 gewesen sein. Wie, weiß ich nicht genau, vermutlich geschah es durch Zufall“.

Entzückt liest Schiller, als Goethes Schriften in die Schule geschmuggelt wurden und bewundert vor allem die verwandte jugendliche Kraft im „Götz von Berlichingen“, während er noch nicht reif genug war, den Werther zu verstehen. Oft las er den Freunden auf den Spaziergängen Szenen aus Goethes Stücken vor und „weidete sich“ vor allem, wie Scharffenstein mitteilt, an der Rolle des Beaumarchais im Clavigo.

Durch Petersen wurden die literarisch interessierten Jünglinge mit einem anderen Stück bekannt, dem ersten Denkmal der Sturm- und Drangperiode, Gerstenbergs Ugolino. Es ist die Geschichte des entsetzlichen Hungertodes von Ugolino und seinen Söhnen nach der Erzählung Dantes im 33. Gesang der Hölle. Der nordische Dichter setzt seine ganze Kraft in die Aufgabe, das Kommen und Wachsen des Hungers und der brennenden Verzweiflung Schritt für Schritt darzustellen, scharf individualisiert und verschiedenartig abgestuft je nach Empfindung und Alter des Vaters wie der Söhne.

Hingerissen und erschüttert waren die Jünglinge. Schillers lebhaft angeregte Phantasie verlangte, sich in ähnlichem zu ergehen und sein Geist marterte sich ab, einen Stoff zu finden. Als er sich in späteren Jahren über diesen Zustand klar wurde, erzählte er nicht ohne Humor seinem Freund Conz, er sei um einen tragischen Vorwurf, seine Kräfte daran zu messen, damals so verlegen gewesen, „daß er dafür mit Freuden Rock und Hemd hingegeben hätte“.

In derartiger Stimmung fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hand, das die Nachricht von dem Selbstmord eines aus Nassau stammenden Studenten enthielt. Die Wirkung dieser schmucklosen Notiz war so stark, daß er sich den Vorgang mit allen Einzelheiten und Beziehungen ausmalte. Ergriffen vom Schicksal des Fremden, beschloß er, die einfache Tatsache zum Vorwurf einer Tragödie zu nehmen. Während des Unterrichts und wahrscheinlich auch bei manchem Aufenthalt im Krankenzimmer entstand im Jahre 1775 das Trauerspiel „der Student von Nassau“. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mancher Zug darin dem „Werther“ entlehnt war.



Herzog Karl Eugen von Württemberg
Nach einer Miniatur im Museum vaterländ. Altertümer, Stuttgart

Conz berichtet, daß Schiller selbst dieses Werk als eine höchst unvollkommene, im ganzen mißlungene Jugendarbeit verwarf. „Indes bedauerte er doch, das Stück früher schon ganz vernichtet zu haben, in dem er mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann, meinte er, benutzen könnte“ *.

Teils durch den Unterricht oder die Beihilfe der Lehrer, teils durch heimlich eingeführte Bücher kam die neueste Literatur den Freunden zu. Sie nahmen teil an Lessings Kämpfen, lasen Emilia Galotti und wurden durch den Lehrer der Moralphilosophie und Literatur mit Wielands Übersetzungen von Shakespeares Meisterdramen bekannt. Jakob Philipp Abel, seit 1772 als Professor der Philosophie an der Akademie tätig, verstand, seinen Schülern den Unterricht interessant und lieb zu machen. Er war jung genug, in wirkliche Fühlung mit ihnen zu treten und selbst von Literatur und metaphysischen Spekulationen so begeistert, daß er alles „mit einem Hauch idealen Lebens beseelte“ **. In einem seiner Moral-Vorträge gab Abel, um den Konflikt der Leidenschaften anschaulich zu machen, ein Zitat aus Othello. „Schiller richtete sich auf,“ erzählt Petersen, „und horchte wie verzaubert. Mit ausdrucksvollster Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer und bat um den großen Dramatiker.“

Hoven erzählt, daß der Professor dem Schüler die Wielandsche Ausgabe lieh. Da andere Knaben wahrscheinlich auch sehnsüchtig auf die Bände harrten und Schiller noch darin lesen wollte, scheint er gegen die Abtretung seiner Lieblingsspeisen bei Tisch an Hoven sie auch an dessen Stelle behalten zu haben. Aber er fand noch kein reines Verständnis für den Meister eines vergangenen Jahrhunderts und war ebenso oft zur Bewunderung hingerissen wie zum Widerspruch aufgestachelt. In dem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung erfahren wir die Zweifel des Jünglings: „Als ich in einem sehr frühen Alter Shakespeare zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen,

* Stuttgarter Morgenblatt, 1807, Nr. 201.

** Weltrich, Schiller, I, 155.

die herzzerschneidenden Auftritte ... durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern stillgestanden wäre."

Noch suchten die Jünglinge in der Poesie vor allem ein Schwelgen in großen und rührenden Empfindungen. Ihren Abgott fanden sie in der eigenen Zeit, Klopstock und Goethe waren die Meister, denen die Herzen begeistert zuflogen. Ihnen wetteiferten sie nach in heimlich ausgeführten Dichtungen. Die Gartenwege der Solitude dienten zum Schauplatz leidenschaftlicher Diskussionen und die Stille des Schlafsaals wurde manchmal zum Schrecken der Aufseher von dramatisch belebten Reden unterbrochen.

Da einen der wichtigsten Gegenstände des Unterrichts die Moralphilosophie ausmachte, die Anleitung zur Tugend, wie sie dem 18. Jahrhundert als Idealbegriff vorschwebte, gehörten philosophische Essays auch zum beliebten Lesestoff freier Stunden. „Beinahe ausschließend," berichtet Hoven, „las Schiller Garves Schriften und besonders seine Anmerkungen zu Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie. Öfters las er auch in Plutarchs Biographien, die er aber bloß aus der Schirachischen Übersetzung kannte."

Eingesponnen in das Netz regelmäßiger Beschäftigung und angeregt durch die gegenseitigen Interessen, lebte Schiller im Kreis der Jugendfreunde auf der Solitude. Abwechslung und froh erwartende Aufregung brachte das Gerücht in die Knabenschar, daß die Anstalt nach Stuttgart verlegt werde. Bald trat es stärker und sicherer auf, um nach einigen Tagen bestätigt zu werden. Der Herzog hatte beschlossen, wenigstens für einen Teil des Jahres wieder Hof in der Hauptstadt zu halten.

Bei der großen Anzahl von Zöglingen machten sich außerdem auf der Solitude Schwierigkeiten in der Verpflegung geltend, die Räume wurden zu eng und die Stadt Stuttgart, mit der sich der Landesherr nach jahrelanger Fehde wieder zur Versöhnung bequemte, hatte den Antrag gestellt, den Hof und die Akademie in ihren Mauern zu bergen. Dem kam Herzog Karl entgegen und verlegte die Anstalt, die gleichzeitig zu einer vollständigen Akademie (mit Ausschluß der theologischen Fakultät) erweitert wurde, im Spätherbst des Jahres 1775 nach Stuttgart.

Sechster Abschnitt

So selten treue Liebe ist, treue Freundschaft ist seltener. La Rochefoucauld

Am Vormittag des 18. November 1775 marschierten die Zöglinge der Akademie, nach Abteilungen geordnet, unter Führung ihrer Offiziere in die zwei Wegstunden östlich von der Solitude gelegene Hauptstadt. Als der Zug durch den Wald bis an die Absenkung des Hasenbergs gekommen war, sahen die Einziehenden zu ihrer Begrüßung die Stadtreiter mit Pauken und Trompeten aufgestellt und eine Truppe, die aus den Bürgersöhnen Stuttgarts gebildet war. Bis hierher, wo sich die Türme der Stadt zum erstenmal zeigten, ritt auch der Herzog seiner Jugend entgegen und nahm die Parade ab. Schiller, der zu den Größten gehörte, marschierte neben dem Flügelmann, dem Eleven Kapff. So zog man unter klingendem Spiel in Stuttgart ein.

Blumenspenden warfen die Mädchen aus den Fenstern den Jünglingen zu. An dem neuen Akademiegebäude empfingen Eltern und Professoren den Zug. Der Herzog selbst führte nach dem Gottesdienst und der Festrede jeden einzelnen an seinen Platz im Schlafsaal und ließ den Tag mit einer feierlichen Tafel enden.

Die neubezogene Akademie bestand aus einem großen Gebäudekomplex, der drei Höfe einschloß. Die Säle boten genügend Raum, ein ausgedehnter Garten war den Zöglingen zur Erholung bestimmt.

Als sich der Speisesaal mit seinen drei langen geschmückten Tafeln zum erstenmal den einstigen Bewohnern der Solitude öffnete, bewunderten sie ein allegorisches Deckengemälde von Guibal. Ein kuppelüberdecktes, mit Säulen geschmücktes Gemach, das sogenannte Tempelchen, schloß sich an den Raum. Es hatte als Speisezimmer dem Herzog zu dienen, der an der Seite der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, seiner Geliebten und späteren Gemahlin, dort die Mahlzeiten einzunehmen pflegte.

Franziska spielt von nun an — mehr allerdings in der knabenhaften Phantasie der Eleven als in Wirklichkeit — eine bedeutende

Rolle im väterlich geleiteten Kasernenstaat der Akademie. „Noch schwebt meiner Seele lebhaft das Bild vor“ — erzählt Chr. H. Pfaff in seinen Lebenserinnerungen —, „wie die hohe anmutige Frau an dem Arme ihres seiner Frömmigkeit wegen berufenen, eine trübselige Herrenhutsche Physiognomie zeigenden Kammerherrn, der gleich Hamlets Geist dahinglitt, durch die Türe, die zunächst an meinem Speisetisch sich befand, hereinschritt und dann an der Seite des in einem einfachen Frack ohne Abzeichen gekleideten, mit seinem Stöckchen spielenden Herzogs den langen schönen Speisesaal durchwanderte und sich an der blühenden Jugend ergötzte.“

Da die Vorschrift nur den Müttern der Zöglinge und ihren noch nicht erwachsenen Schwestern an bestimmten Tagen den Eintritt in die Anstalt gestattete, war die Lebensgenossin des Herzogs die einzige Dame, an deren Anblick sich die Heranwachsenden fast täglich erfreuen durften. So konnte es nicht fehlen, daß in manchem eine jugendliche Schwärmerei für diese Frau auflohte und daß die meisten sich später ihrer Erscheinung wie eines Sonnenstrahls erinnerten, der tröstend und erheiternd auf die Lehrjahre fiel. Franziskas Geburtstage gehörten zu den größten Festen der Akademie.

Mit der Übersiedlung nach Stuttgart wechselte Schiller die Fakultät. Gleichzeitig mit Wilhelm von Hoven wendete er sich zur Freude des Herzogs, aber zum nicht geringen Schrecken seiner Eltern der Medizin zu, die als neues Fach der Schule angegliedert war. Da sich vorerst nur sechs Hörer gemeldet hatten, zeigte sich der Herzog dem Wunsch beider Jünglinge sehr geneigt, die der trocken vorgetragenen Jurisprudenz keinen Geschmack abgewannen und ihren poetischen Neigungen nachgingen, statt sich mit Pandekten zu beschäftigen. Deshalb waren sie von ihren Mitschülern weit überflügelt. Aus Hovens Selbstbiographie geht hervor, daß sie in der Medizin eine nähere Verwandte der Poesie erblickten. Statt in paragraphierten Spitzfindigkeiten unterzugehen, hofften sie durch „Beobachtung und Umblick im Reich der Natur“ Anregung zu finden.

Die Bestürzung im Elternhaus über den Berufswechsel, wovon

Christophine berichtet, war nicht nur in der konservativen Anschauung des Vaters über das Durchhalten bei einer einmal gewählten Aufgabe begründet, sondern lag auch in der notwendigen Neuanschaffung einiger kostspieliger Lehrbücher.

Das Scheiden des Hofes von der Solitude brachte dagegen der Familie eine große, angenehme Veränderung. An Seegers Stelle, der außer der Schule auch den Komplex der Solitude verwaltet hatte, wurde Major Schiller berufen „als Vorgesetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei“, wie er im curriculum vitae schrieb.

Seine Hauptaufgabe bestand darin, eine große Baumschule anzulegen und der Herzog wählte ihn, weil er im kleinen gute Erfolge erzielt und manches Annehmbare über solchen Betrieb geschrieben hatte. Die im Fach ausgebildeten Gärtner schienen mit der Berufung des Offiziers nicht sehr zufrieden.

Über den Wechsel im Lehrfach meint Christophine, wohl beeinflußt durch manches Hin- und Herreden der Eltern: „Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, welcher harte Kampf abermals zu bestehen war, und unsere ganze Familie in ihrer Ruhe störte, da man wohl voraussehen konnte, wie dieser abermalige Wechsel seinen (Schillers) Geist und Körper angreifen mußte. Und dennoch in der Hoffnung einer einstigen guten Anstellung bequemte er sich auch dazu und ergriff auch dieses Studium mit allen Geisteskräften.“

Mehr als das neu gewählte Fach interessierte aber in Wirklichkeit den Freundeskreis auch in der veränderten Umgebung die Literatur. Ein gewandter Lehrer der französischen Sprache, Uriot, der Bibliothekar an der Ritterakademie des Königs Stanislaus von Polen in Luneville und nachher Schauspieler gewesen war, vermittelte die Stücke von Racine, Molière und Voltaire. Er gab dadurch zu neuem poetischen Schaffen geschickte Anregung und erweckte zunächst einen fruchtbaren Widerspruch, denn alles, was er begeistert pries, stand in schärfstem Gegensatz zu den vielbewunderten Schöpfungen der Sturm- und Drangperiode.

Zu eigenartigem dichterischem Wettstreit gab Klingers Trauerspiel „die Zwillinge“ Anlaß, das bei der im Februar 1775 ausge-

schriebenen Preisbewerbung des Hamburger Theaters den Sieg über das von Leisewitz eingereichte Stück „Julius von Tarent“ davontrug.

Beide Werke nahmen die Freunde enthusiastisch auf. Jeder wählte nun die Form, die seinem Geschmack am nächsten war und dichtete mit frischer Unbefangenheit dem Beispiel nach. Hoven schrieb einen Roman im Sinne Werthers, Petersen ein „weinerliches Schauspiel“, Scharffenstein ein Ritterstück, Schiller geriet auf denselben Stoff, der Klinger und Leisewitz gedient hatte und verfaßte ein Trauerspiel „Cosimus von Medici“. Es wurde nachher wieder verworfen und vernichtet, aber einzelne Charakterzüge und Bilder sind in die „Räuber“ hinübergerettet. Nach Petersens Bericht schließt sich der ganze Vorwurf an „Julius von Tarent“ an. Wahrscheinlich wird es sich um die Geschichte Cosimos, des ersten Großherzogs von Florenz gehandelt haben und ein in dessen Familie angeblich geschehener Brudermord der Stoff gewesen sein. Auch Leisewitz hatte sein Stück der Lebensbeschreibung dieses Fürsten entnommen*.

Scharffenstein erzählt von dem dichterischen Wettstreit der Kameraden: „Wir rezensierten uns nachher schriftlich, wie natürlich, auf das Vorteilhafteste. Unser ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werter Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es gar zu schön sein und paradieren sollte. Ich besonders, obgleich ich von den anderen sehr präkonisiert wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuschte Phraseologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war. Goethe war überhaupt unser Gott.“**

Zu den Lehrern gehörte Balthasar Haug, der Vater eines mit

* Der Dichter des Julius von Tarent schrieb an Schillers Schwager Reinwald ausdrücklich: „Die erste Idee zu meinem Stück nahm ich aus der Geschichte des Großherzogs Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias. Weil mir aber hier weder die Charaktere noch das historische Detail so ganz gefielen, schlug ich diesen Mittelweg zwischen Geschichte und Erdichtung ein.“ (Vergl. Weltrich, Schiller, I, 161.)

** Stuttgarter Morgenblatt, 1837, Nr. 56.



Schiller befreundeten Eleven. Dieser Professor liebäugelte ein wenig mit der Dichtkunst und gab eine Monatsschrift „Das schwäbische Magazin von gelehrten Sachen" heraus. Als er — wahrscheinlich durch den Sohn — von den dichterischen Versuchen seiner Schüler hörte, interessierte er sich lebhaft dafür, sah verschiedene Manuskripte ein und forderte Schiller auf, ihm die Ode „Der Abend" zum Abdruck zu überlassen.

So erschien dies Gedicht als erster Druck des Dichters im Oktoberheft des Jahres 1776, dem 10. Stücke des Jahrgangs. Den gereimten Versen, denen wohl Haller, Uz und Klopstock als Vorbilder gedient hatten, setzte Haug die redaktionelle Anmerkung bei: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von 16 Jahren zum Verfasser. Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autors gelesen und bekomme mit der Zeit ‚os magna sonaturum'." Geschmack, Sprache und Naturempfindung gehören der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an, wie sie dem Jüngling von früh vertraut gewesen.

Ein Gedicht ganz anderer Art brachte das Märzheft des Magazins im folgenden Jahr. Es heißt „Der Eroberer" und zeigt in dem kühnen Fluch, der dem Despotismus zugeschleudert wird, die Wirkung des allgemeinen Sturms und Drangs auf das jugendliche Gemüt. In der Anfangsstrophe wird Amerika eine glückseligere Welt genannt, wohl infolge der starken Anteilnahme, die der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner damals bei den Heranwachsenden fand. Die Akademie barg in dieser Hinsicht zwei Parteien, die manchmal in knabenhaften Kämpfen aneinander gerieten, die Mehrzahl schwärmte für Washington und Franklin, eine andere Gruppe hielt auf die Engländer.

In diese Zeit literarischer und politischer Diskussionen fiel für die Eleven der Akademie ein bedeutsames Ereignis. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein kam Kaiser Josef II. nach Stuttgart und wurde im April 1777 auch in der Anstalt feierlich empfangen. Der Kaiser hörte am ersten Tag ein von den Eleven gegebenes Konzert und sah sich den Einmarsch in den großen Speisesaal an. Am zweiten besuchte er mehrere Vorlesungen, unterhielt

sich auch in seiner schlichten Weise mit Zöglingen und Lehrern. Abends wohnte er der Aufführung einer Oper bei, die von Schülern getanzt, gesungen und gespielt wurde.

Wahrscheinlich geschah es in demselben Jahr, daß auch Schillers Dichtkunst bei Gelegenheit eines Festes in Dienst gestellt wurde. Für den Geburtstag des Herzogs hatte er ein Spiel „Der Jahrmarkt" verfaßt, das nach Petersens Beschreibung schon den genialen Kopf verriet „der mit Proteus Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß". Es werden Erinnerungen an die Stuttgarter Messe mitgespielt haben, deren Budenstadt sich im Mai jeden Jahres auf dem Marktplatz nach venezianischer Art vierzehn Tage lang erhob. Dort fand täglich zweimal öffentliche Promenade statt, wobei Masken zugelassen waren, niemand den Degen tragen und niemand feierlich den Hut vor dem andern (selbst vor dem Herzog nicht) ziehen durfte. Auf diesen Markt wurden auch die Zöglinge der Akademie zu ihrer Unterhaltung geschickt. Schillers Stückchen soll ein scherzhaftes Maskenspiel gewesen sein.

Als Redner und Schauspieler trat der Jüngling mehr als einmal während seiner Bildungsjahre auf. Der Herzog wollte seine Zöglinge daran gewöhnen, ohne Scheu in der Öffentlichkeit zu sprechen, stellte selbst das Thema und wählte die jugendlichen Redner aus, die vor dem Hof und den Mitschülern die Tribüne besteigen mußten. Rhetorik spielte in jedem Erziehungsplan des 18. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle. Eine Rede mit Ausdruck und wohlgeordnetem Gedankengang zu halten, bildete eine der vornehmsten Aufgaben für gute Schüler, denn — so sagte man sich — es stärkt das Selbstbewußtsein und befreit von töricht schüchternem Wesen. Daß in Schillers Schulreden das schmeichlerische Element dem Herzog und der Gräfin von Hohenheim gegenüber stark zu Tage tritt, hängt so eng mit dem Stil der Zeit und dem Ton am Hof eines absoluten Herrschers zusammen, daß es wohl dem Verfasser wie allen Zuhörern einfach natürlich erschien. Ein Umgehen der üblichen Huldigung wäre dagegen als taktlos und unmanierlich aufgefallen. In den letzten Wochen des Jahres 1778 arbeitete



Schiller als Karlsschüler
Orig. im Schillermuseum, Marbach



Friedrich von Hoven, um 1780



Jakob Friedrich Abel



Joseph Kapff, etwa 1790



Schiller eine Rede über die Frage aus „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“, um sie am Geburtstag der Gräfin von Hohenheim im Januar zu halten.

Auch in dem Theater der Akademie, dessen Aufführungen der frühere Schauspieler Professor Uriot leitete, trat Schiller mehr als einmal auf die Szene. Nicht mit besonderem Glück, wie die Kameraden übereinstimmend berichten. In komische Rollen wußte er sich nicht zu finden, war auch mit seiner langen, ziemlich steifen Gestalt für die kleine Bühne wenig geeignet und bei ernsten Aufgaben tat er des guten zuviel, wie schon als Kind auf der primitiven Bühne des väterlichen Gartens. Einmal wird erzählt, daß er den Herodes „überherodisiert“ und später besonders als Clavigo durch allzugroße Lebhaftigkeit die Szene mit Beaumarchais verdorben habe.

Der Freundeskreis erweiterte sich unterdessen. Die literaturbegeisterten Eleven, die einander vorlasen, zusammen dichteten und schwärmten, bildeten eine Gruppe für sich, geduldet, wenn auch nicht anerkannt von Vorgesetzten und Kameraden. Geschriebene Satzungen lesen sich meist viel härter und unangenehmer, als sie sich in der Wirklichkeit des Lebens ausnehmen. So konnten die Eleven des Herzogs Karl sich manche heimliche Freude gönnen. Wie Nahrungsmittel und Schnupftabak, auch Kaffee im verborgenen eingeführt und genossen wurden, kamen die Bücher und Gedanken der neuaufflammenden Zeit immer häufiger in den gehegten Garten und die innig verbundenen Freunde erfreuten sich an allem, was das gährende Leben brachte. Sie hielten eng zusammen, dünkten sich wohl den anderen gegenüber recht überlegen und wurden von den außenstehenden nicht immer mit Wohlwollen betrachtet.

Wilhelm von Wolzogen aus dem Kreis der Edelknaben, Schillers Nachbar in Reih und Glied, der junge hochaufgeschossene Lempp, dann einige Knaben aus der Abteilung für Künstler schlossen sich „der Dichtergruppe“ an.

Dieser Zusammenklang freundschaftlich gesinnter, für Poesie begeisterter Jünglingsseelen erlitt empfindliche Störung, als der Eleve

Masson eine französische Posse verfaßte, in der das Treiben der „amis des lettres“ weidlich verspottet wurde. Ähnlich wie Palissot in Paris die Enzyklopädisten durch sein Lustspiel „les philosophes“ zu vernichten gedacht, wollte Masson mit den Schwärmern auf der Akademie aufräumen. Dem von ihm und einem anderen Kameraden namens Boigeol geübten Spott fiel Scharffensteins Treue zum Opfer. Die Spötter sprachen Schiller das wahre Gefühl des Herzens ab und bezeichneten seine Dichtungen als Phantasterei oder als leere Nachahmungen Klopstocks. Als nun der leidenschaftlich geliebte Freund, der ihm näher stand als die anderen Mitschüler, an ihm zu zweifeln begann und der Ansicht Massons zuneigte, wandte sich Schiller tief gekränkt und im Innersten verletzt von dem Ungetreuen ab.

Beide Jünglinge hatten sich in den Jahren engsten Beisammenseins mit dem orientalischen Freundespaar Selim und Sangir verglichen, nun zerriß das Band. Scharffensteins Benehmen fügte dem Dichter jenen ersten großen Seelenschmerz bei, der äußerlich wohl leichter überwunden wird als manches später zugefügte Leid, dem Innenleben aber eine vorher ungeahnte Reife verleiht. Der Abschiedsbrief, den Schiller an den Freund richtete, ist das erste und eines der wichtigsten psychologischen Dokumente, das wir von ihm besitzen. Es trägt so viel zum Verständnis seines Charakters bei, daß es hier (wenigstens im Auszug) folgen muß*. ...... Wahr ists, ich pries dich in meinen Gedichten zu sehr! Wahr! sehr wahr! Der Sangir, den ich so liebe, war nur in meinem Herzen. Gott im Himmel weiß es, wie er darin geboren wurde; aber er war nur in meinem Herzen, und ich betete ihn an in dir, seinem ungleichen Abbilde! Dafür wird Gott mich nicht strafen, denn ich fehlte nur aus Liebe, nicht aus Torheit und falschem Sinn! Gott weiß, ich vergaß alles, alles andere

* Goedecke setzt den Brief in das Jahr 1778 und schließt sich damit dem eigenhändigen Bericht Scharffensteins an, der das Zerwürfnis kurz vor seinen Austritt aus der Akademie festsetzt. Das Original ist verloren (dem Adressaten „auf recht heillose Art“ abhanden gekommen). Dem Herausgeber des Schilleralbum, Dresden 1861, wurde eine Abschrift anonym zugesendet.



neben dir! ich schwoll neben dir, denn ich war stolz auf deine Freundschaft, nicht um mich im Aug der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug einer höheren Welt, nach der mein Herz mir so glühte, welche mir zuzurufen schien: das ist der einzige, den du lieben kannst, ich schwoll, wie ich sage, in deiner Gegenwart, und doch war ich nie so sehr gedemütigt, als wenn ich dich ansah, dich reden hörte, dich fühlen sah, was dir die Sprache versagte, da fühlt ich mich kleiner als sonst überall, da tat ich auch Wünsch an Gott, mich dir gleich zu machen! Scharffenstein! er ist bei uns, er hört dieses und richte, wenns nicht an dem so ist! es ist, so wahr meine Seele lebt. Es koste dich wenig Mühe, dich zu erinnern, wie ich in diesem Vorschmack der seligen Zeit nichts als Freundschaft atmete, wie alles, alles, selbst meine Gedichte, vom Gefühle der Freundschaft belebendigt wurden, Gott im Himmel mög es dir vergeben, wenn du so undankbar, unedel sein kannst, das zu verkennen.

Und was war das Band unserer Freundschaft? war es Eigennutz? (ich rede hier auf meiner Seite, denn ich kanns, weiß Gott, von dir nicht ganz bestimmen) war es Leichtsinn? war es Torheit, wars ein irdisches gemeines, oder ein höheres unsterbliches himmlisches Band? Rede! Rede! o eine Freundschaft, wie diese errichtet, hätte die Ewigkeit durchwähren können! —

Rede! rede aufrichtig! wo hättest du einen andern gefunden, der dir nachfühlte, was wir in der stillen Sternennacht vor meinem Fenster, oder auf dem Abendspaziergang mit Blicken uns sagten! Gehe alle, alle, die um dich sind, durch, wo hättest du einen finden können, als deinen Schiller, wo ich einen von Tausenden, der mir das wäre, was du mir — hättest sein können! Glaube! glaube unverhohlen, wir waren die einige, die uns glichen, glaube mir, unsere Freundschaft hätte den herrlichsten Schimmer des Himmels, den schönsten und mächtigsten Grund, und weissagte uns beiden nichts anders, als einen Himmel; wärest du oder ich zehnmal gestorben, der Tod sollte uns keine Stunde abgewuchert haben, — — was hätte das für eine Freundschaft sein können! — und nun! nun! — wie ist das zugegangen? wie ists so weit gekommen? ....

Du hättest Achtung vor mir haben müssen wie ich vor dir; denn wenn man eines Freund ist, muß man in ihm Eigenschaften verehren, die ihn verehrungswert machen, aber aber — möge das dein Herz nicht treffen wie der Donnerschlag — du hast nichts auf mich gehalten, die Eigenschaften, die das Wesen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, du hast meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, dich darüber lustig gemacht und da es deine Freundschaftspflicht gewesen wär, mir in Liebe und Kälte solche zu rügen, mir verhehlt, hast mir sie nur im Zorn vorgeworfen, Pfui! Pfui! der schändlichen Seele! — war das Freundschaft oder wars Trug, Falschheit? — Sieh, hier hab ich Klage auf Klage gehäuft; aber ich wills verantworten, will dir hernach alles vor Augen bewiesen hinlegen, sieh nur daraus, wie wenig Achtung, Liebe du für mich hegtest, wie klein du mein Herz gefunden; konntest du so mein Freund sein? konntest du den lieben, der so viel Lächerliches ꝛc. an sich hat? — oder wolltest du den Namen Freundschaft borgen? — oder hattest du wirklich im Sinne, mich zu bessern — ah! pfui! des betrogenen, blinden Seelenkenners: du hast den Weg verfehlt, Seelen zu bessern! — — So greift mans nicht an! .....

Erinnerst du dich noch, wenn mir ein Buch nicht gefallen wollte, ein Gedicht oder so was, z. E. Amynt von Kleist, was du da sagtest: „Es sei freilich kein Schwung darin (das sagtest du aber nur im Zorn, sonst hättest du mirs verschwiegen) keine Bilder, aber Gefühl, anderes Gefühl, als in meinen Gedichten, es sei nichts ausgericht mit meiner Malerei, Herz sollt ich haben oder dergleichen“. Wahrlich so sagtest du. Und nun schau in dein Innerstes, mein Scharffenstein — sieh! ich kann diesen Ausruf nicht mehr unterdrücken — schau gen Himmel, fest starr gen Himmel, wo eigentlich nur unserer Freundschaft Auge sehen sollte, schau hinaus und frage: hab ich recht getan; hab ich aufrichtig gehandelt, daß ich den zum Freund erkor oder vorgab, dem das Wesentliche der Freundschaft, volles Herz, mangle, dessen Gefühl nur in der Feder liege oder noch frisch im Gedächtnis behalte bei Lesung Klopstocks, oh Gott vergeb dir dies, du hast dich hier an deines Selim Herzen versündigt.

Freilich hab ich Klopstock viel zu danken, aber es hat sich tief in meine Seele gesenkt und ist zu meinem nahen Gefühl, Eigentum worden, was wahr ist, was mich trösten kann im Tode!

Ferner. Du hast dich über meine Laster lustig gemacht! Du kanntest meine Eigenliebe. — Lieber himmlischer Vater, ich erkenne dieses Laster als eines der schändlichsten, wurzle mirs aus dem Herzen, lieber himmlischer Vater, ich erkenns, bereus! — Und du kanntest meine Eigenliebe — und nun laß vorm Angesicht des Nahen dir sagen: — du hast dich darüber lustig gemacht — du, mein Freund, vor den Leuten mich beschämt, du, der mir, in der Stille verborgen, verschwiegen hat! Wie oft, das will ich nur noch nebenher sagen, hast du mir meine Gedichte feurig bewundert, wie oft bis in Himmel meinen Geist erhoben, wie oft, wenn wir zusammensaßen auf meinem Bette, ganz erstaunungsvoll meinem törichten Eigenlob zugehört......

Und nun will ich des Briefes ein Ende machen. Ich bin nicht verlassen. Sieh, ich hab eine Quelle gefunden, die mein Herze voll macht und segnet, einen großen, großen herrlichen Freund, und darum vergeb ich dir — vergeb ich dir — vergeb ich dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb ich dir alles, will dir Gutes tun für und für, aber ich werde lang mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Tränen zu verbergen! — Ich sag nochmal, ich vergebe dir; sieh, eben hab ich in der Bibel das Leben Davids gelesen, er und Jonathan liebten sich wie mein Selim und Sangir, ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich sie liebe! — Es hat edle Freunde in der Welt gegeben! — und ich suchte mir einen für die Unsterblichkeit — — — Aber im Himmel werde ich ja edle Herzen finden. Leid ist mirs, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir Lügen strafen mußte:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich,
Wie du mich, mein Scharffenstein,
Selim liebte seinen Sangir zärtlich,
Wie ich dich, mein lieber Scharffenstein! .....

Schiller.

Über diesen affektvollen Brief, der Schillers ganze Seele in Aufruhr zeigt, schrieb Scharffenstein, rückblickend auf vergangene frohe Tage: „In einer treuherzigen Stunde legte ich Schiller ein Bekenntnis ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannter Gedichte, sondern hatte auch die unglückliche, aber arglose Maladresse, eine für die seinigen nachteilige Parallele anzustellen, ja sogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet waren, welche die Freundschaft für mich inspiriert hatte. Das traf sein Gemüt. Ich sage sein Gemüt, denn gewiß wurde dieses mehr verletzt als der poetische Egoismus. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht sein, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften denke."

Es kam eine Wertherstimmung über den jungen Dichter, aber sie verlor sich bald im engeren Anschluß an die übrigen Freunde und in einer Arbeit, die sein ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch nahm.

Wie sich die Jünglinge der allgemeinen Zeitrichtung entsprechend seelisch zergliederten, sich ernst nahmen und ernst genommen wurden, geht deutlich und klar auch aus dem Brief hervor, den Schiller inbezug auf den Bruch mit Scharffenstein an Boigeol schrieb. Er schließt: „Lieben Sie mich — oder! hassen Sie mich nicht! Ich bin ein Jüngling von feinerem Stoff als viele, und selten traf ich das rechte Ziel, oft, oft gleitete ich neben aus, wie im vorigen Falle, aber hier — hier hab ich das rechte Ziel. Gott wird mit mir sein und mich führen! Leben Sie wohl! — — Ich wills in Ihrem Angesicht lesen und Sie nicht fragen, ob wir wollen uns unsere etliche Jahre, wo wir noch zu leiden haben, nicht verbittern."

Siebenter Abschnitt

Die Dichtkunst gleicht dem Baumharz, das entquillt, wo's Nahrung hat. Shakespeare, Timon von Athen

In den letzten Jahren, die Schiller auf der Akademie zubrachte, erweiterte und änderte sich der Freundeskreis. Kurz nach dem Bruch verließ Scharffenstein die Anstalt, um als Offizier in ein Infanterieregiment einzutreten. Friedrich Haugs jungentwickelte Neigung zu geistreichem Scherz und pointierter Satire brachte einen frischen Ton in das kameradschaftliche Leben. Manches der später sehr verbreiteten Epigramme fällt in seine auf der Akademie durchlebten Jugendjahre. Auch jüngere Knaben schlossen sich an. Ludwig Schubart, dessen Vater auf dem Hohenasperg gefangen saß und dessen Erziehung der Herzog übernommen hatte, suchte Fühlung mit den älteren Eleven zu gewinnen. Rückblickend erzählt Schiller von ihm: „Frühe Lektüre von Poeten, frühe Versuche poetischer Arbeiten, wozu ihn das Beispiel und die Aufmunterung seines Vaters verführten, haben ihm eine gewisse Fertigkeit, einen Vorrat von Bildern und Stil verschafft.... Sonst ist er ein guter redlicher Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provinzialcharakter in sich hat."* 1779

An die Stelle des vertrauten Scharffenstein scheint Albrecht Friedrich Lempp getreten zu sein, der gut drei Jahre jünger war, aber sehr viel Bildung besaß und sich auf philosophisches Denken legte. Er stand in Reih und Glied neben Schiller, die Jünglinge saßen also wahrscheinlich auch bei Tisch nebeneinander. Schiller sprach „mit einer Art Kult von ihm" und nahm sich seiner mit der liebevollsten Sorgfalt eines Mentors an.

Aus der Abteilung der Künstler werden Dannecker, der künftige Bildhauer, Victor Heideloff, der Maler und Rudolf Zumsteeg, ein Musiker, der Schillers Gedichte komponierte, zum Umgang herangezogen. Heideloff gehörte zu den Schülern Guibals in der

---

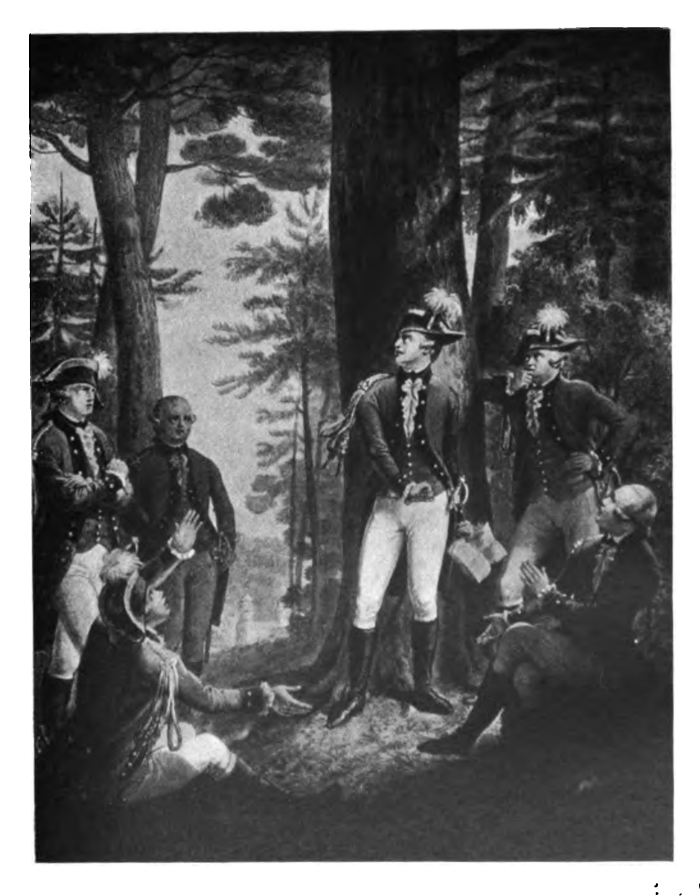
* An Lotte 11. 12. 88.

Historienmalerei und beschäftigte sich viel mit den Dekorationen des herzoglichen Theaters; er zeichnete Hintergründe und baute Szenerien auf. Seine Kenntnis der Bühne gab dem Freund manche Anregung und bestärkte dessen Vorliebe für dramatisches Schaffen. Heideloff gehört zu den Teilnehmern bei den ersten Vorlesungen der Räuberbruchstücke und hat durch seinen Stift eine derartige Szene festgehalten.

Als ein Teil der Eleven unter Aufsicht ihres Hauptmanns an einem frühlingsfrohen Maiensonntagmorgen über die Weinsteige in das sogenannte Bopserwäldchen vor Stuttgarts Toren wanderte und sich dort teils zu knabenhaftem Spiel, teils zu behaglicher Ruhe zerstreute, sonderte sich Schiller mit seinen nächsten Freunden von den übrigen ab und ging tiefer in den Wald. Hier lagerten sie sich zu Füßen der hohen Fichtenstämme und lauschten dem Dichter, der aufrecht unter ihnen stehend an einen Stamm gelehnt, die fertigen Szenen seines Werkes vortrug. Nach der übereinstimmenden Angabe mehrerer Kameraden war seine Stimmung dabei sehr heiter. Er schwelgte mit sichtbarem Ausdruck im Genuß der freien Stunden, der Einsamkeit des Waldes und des Gefühls unter verständnisvollen Freunden zu weilen. Seine Deklamation war anfangs ruhig. Als er aber zu jener Szene gelangte, wo der Räuber Moor mit Entsetzen seinen totgeglaubten Vater vor dem Turm anredet, steigerte sich die Rede in einem Grade, daß die Freunde mit gespannter Aufmerksamkeit, Aug und Ohr ihm zugewandt, durch den Ausbruch seines Affekts in Bestürzung gerieten. Sie erstaunten zuerst vor der Größe des Inhalts, dann bewunderten sie aber rückhaltlos und brachen in fast endlosen Beifall aus, sobald Schiller schwieg, selbst aufs tiefste erschüttert.

Wie konnte nun gerade dieses Werk im strenggeregelten Leben der Akademie entstehen, aus welchen Anregungen schöpfte der jugendstarke Dichter seinen Stoff und wie erkämpfte er sich dann die materiellen Möglichkeiten, eine so gigantische Arbeit zu unternehmen und in der Anstalt Herzog Karls fast bis zum Ende durchzuführen?

Der Ursprung des „Schauspiels“ reicht nach den Forschungen



Schiller liest seinen Mitschülern im Bopserwalde aus den Räubern vor

Nach der Skizze des dabei anwesenden Viktor Heideloff später von dessen Sohne Karl ausgeführt
Original im Schillermuseum zu Marbach

der Philologen bis ins Jahr 1777 zurück. Schiller war nicht so geartet, daß er ein Werk in einem Wurf vollendete. Es arbeitete langsam in ihm und stets verbessernd, zufügend oder wegnehmend gestaltete er aus, was die Stunde der Begeisterung geschenkt. Auch die peinlich strenge Tagesordnung, wie sie in jedem Internat durchgeführt werden muß, hinderte ein Anwachsen des Werks in einem Zug. In aller Heimlichkeit wurde bald eine Rede, bald eine Szene, bald nur ein Bild oder der Aufriß eines Aktes zu Papier gebracht. Christophine hat von ihrem Bruder oder dessen Kameraden gehört, daß er manchmal ein Unwohlsein vorgab, um in der behaglichen Stille des Krankenzimmers das Stück zu fördern. Dort erhielt er eine Lampe, die noch am Abend das Studium gestattete und wenn der aufsichtführende Präfekt oder auch der Herzog selbst den Rundgang machte, verschwand das Manuskript der Dichtung unter einem Haufen medizinischer Bücher. „Unter der witzsüchtigen Laune eines gebieterischen Korporals“ wie Spiegelberg sagt, arbeitete der Jüngling in mancher Nacht, besonders wenn der „schnüffelnäsige“ Unteroffizier Nies die Aufsicht führte.

Auf den Stoff der Räuber war Schiller geraten, als ihm Hoven ein älteres Heft des schwäbischen Magazins in die Hand spielte, indem ein Aufsatz Schubarts „zur Geschichte des menschlichen Herzens“ abgedruckt war. In der Einleitung beschwert sich Schubart, daß alle deutschen Autoren ihre Stoffe dem Ausland entlehnen oder wenigstens die Vorgänge dorthin verlegen und er schrieb den Satz, der lange Jahre in Schiller fortwirkte: „Hier ist ein Geschichtchen, das sich mitten unter uns zugetragen hat, und ich gebe es einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen, wenn er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Szene in Spanien oder Griechenland, sondern auf deutschem Grund und Boden eröffnet.“ Schubarts Erzählung handelte von einem Edelmann, der zwei Söhne von ungleichem Charakter hatte, einen, den er von seinem Angesicht verbannte und den anderen, dessen Schmeicheleien er Glauben schenkte. Durch den Verstoßenen aber wurde der Vater vor den Anschlägen des Bevorzugten gerettet.

Auf dieselben psychologischen Motive wie Schubart stellt Schiller die Handlung seines Schauspiels. Tief, markig und reich folgt das Gemälde den einfachen Linien der Skizze.

Es ist wahrscheinlich, daß Schiller über die Umstände, die Schubarts Erzählung zu Grund liegen, von seinem Kameraden Ludwig Schubart nähere Aufklärung erhielt, denn einige Worte des Schauspiels erinnern an die ursprüngliche Fassung der Geschichte, die Schubart als Lehrer in Geislingen seinen Schülern viel früher diktiert, aber nicht veröffentlicht hatte. Schiller selbst nennt in der Vorrede Plutarch und Cervantes die Taufpaten seines Schauspiels. Auch Rousseaus Einfluß ist unverkennbar und treibt die vorwärts schreitende Arbeit immer mehr von dem rein psychologischen in das soziale Gebiet. Der Schwerpunkt, der anfangs auf den verlorenen Sohn und dessen Rückkehr ins Elternhaus gelegt war, wie der Titel des Entwurfs „Der verlorene Sohn" beweist, verändert sich und die Räuber als solche werden die Helden und geben nun dem Schauspiel den Namen. Schubarts Anregung verblaßt. Dem Heranwachsenden öffnen sich durch Gespräch und Beobachtung Einblicke in die sozial-politischen Zustände und er gewinnt Erfahrung über die wirkliche Welt, die ihn innerlich aufstacheln bis zur Empörung gegen alle Konvenienz. Karl Moors Wort in der zweiten Szene des ersten Akts, das Gesetz habe noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brüte Kolosse aus, wird nun zum Keim, aus dem sich die Gedankenwelt des ganzen Dramas entwickelt.

Die große Last, die dem heranwachsenden Dichter durch sein Genie auferlegt wird, eine Bürde für den durchaus nicht kräftigen und eben in der Entwicklung begriffenen Körper, zeitigt merkwürdig düstere Stimmungen. Wie schon der Brief an Scharffenstein beweist, ist das Jünglingsherz von zartester Empfindlichkeit, jede Enttäuschung wird ein ungeheures Erlebnis. Aber auch die Kunde von Ungerechtigkeit und Bedrückung, von allem ungerechtfertigten Leid da draußen in der Welt wächst für den in seiner liebevoll pedantischen Schule wohlgeborgenen jungen Menschen zu einem auch ihm auferlegten und miterlittenen Schicksal.

Jene Gabe äußersten Miterlebens und Mitfühlenmüssens, die höchstes Dichtertum auszeichnet, wird in ihren ersten Offenbarungen für das noch unreife Gemüt fast unerträglich qualvoll. Melancholische Zustände nehmen oft überhand, ja steigern sich manchmal bis zum Lebensüberdruß. In angestrengtester Tätigkeit sucht er sich loszuringen und stürzt sich ebenso wie sein Freund Hoven intensiver in sein Fachstudium, die Medizin. Beide Jünglinge geben sich für eine Zeitlang das Wort, nur mehr in ihrer Wissenschaft zu arbeiten. Gewaltsam wird die poetische Bilderwelt zurückgedrängt und mit Aufwand mühevollsten Fleißes entsteht ein wohldurchdachter Aufsatz: „die Philosophie der Physiologie", den Schiller als erste akademische Dissertation im Herbst 1779 den Professoren einreicht. Das lateinische Manuskript ist verloren, von einer ursprünglichen deutschen Bearbeitung hat sich ein Bruchstück erhalten, das ungewöhnliche philosophische Begabung zeigt und erkennen läßt, was Schiller an der Medizin hauptsächlich interessierte.

Die Kühnheit der Gedanken und der philosophische Flug des Jünglings überstieg die Urteilsfähigkeit der Professoren. Sie hielten es für gefährlich, die Arbeit dem Druck zu übergeben. Aber sie urteilten weder gehässig noch pedantisch. Einer schreibt am Schluß seines gelehrten Tadels: „Übrigens gibt die feuerige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternehmenden nützlichen Gelehrten". Ein anderer sagt, der Witz spiele zu viel, aber die Gedanken seien reich und aufbrausend.

Dem Vorschlag der Professoren entsprechend entschied Herzog Karl am 13. November 1779, daß die Probeschrift des Eleven Schiller nicht gedruckt werden solle, obwohl viel Schönes darin mit Feuer gesagt sei: „Eben deswegen aber und weil solches noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt gegeben werden. Daher glaube ich, wird es auch noch recht gut für ihn sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo

inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Einige Tage später schickt der Herzog die Arbeit persönlich dem Geheimen Legationsrat von Molsberg mit der Zuschrift: „Ich gebe mir das Vergnügen, ... eine von dem Eleve Schiller in Meiner herzoglichen Militärakademie verfertigte Streitschrift zur Einsicht, obwohl in der Stille, mitzuteilen, weil ich Anstand nehme, sie vor der Zeit bekannt werden zu lassen und wird Herr Geheime Legationsrat das vorzügliche Genie dieses jungen Menschen daraus wahrnehmen."

Hatte auch das Wort „Genie" im 18. Jahrhundert nicht die Bedeutung, die wir ihm beilegen, sondern umfaßte nach den damaligen Modephilosophen nur ein vorzügliches Vermögen, aus sich selbst Gedanken zu schöpfen, so läßt sich doch der Scharfblick des fürstlichen Erziehers nicht verleugnen.

Es zeigt sich überall und besonders in der Erziehung, daß man leicht in anderer Richtung mehr wirkt, als in der vorsätzlich erfaßten. In der Nähe bleibt vielleicht alles unberührt und wir erregen durch unsere Mühe einen Sturm in weiter Ferne. Oder die Ferne, nach der wir auslugen, bleibt unerreicht und in beängstigender Nähe rührt es sich neu und überraschend.

Wir wissen aus manchem Märchen, daß die Prinzessin im Turm vor der Liebe behütet, doch nicht genug behütet ist; ja gerade der Turm, der Drache, die Gefahr rufen erst recht Liebesritter aus allen Ländern herbei. Geistige Wandlungen gehen oder vielmehr fliegen ihre Wege und keine noch so wohlgemeinte Zuflucht im Turm, kein noch so pflichteifriger Drache kann davor behüten. Gerade was hindern sollte, fördert erst recht.

Die Geschichte schneidet oft ein sehr spöttisches Fratzengesicht den sich wichtig dünkenden Herrn, die ihr Kleider anmessen wollen, ihr, der von innen heraus notwendig wandelbaren. Wo man Freiheit und Kühnheit zu pflanzen vermeint, wächst der Philister. Wo alles fein säuberlich auf Durchschnittsmaß zurecht geschnitten werden sollte, reckt sich aus der ängstlichen Ordnung rücksichtslos

der Riesenleib des Genies und geht mit unserem zierlichen Spielzeug übel um.

Herzog Karl war nicht tyrannischer noch grausamer als irgend ein polternder, etwas pedantischer, wohlmeinenden Vater der Zopfzeit den Jünglingen gegenüber, deren Erziehung er so aufmerksam leitete. Er fand die eigenen Ansichten sehr liberal und tat sich etwas zu Gute darauf, daß er der Zeitrichtung folgend den Edelknaben und den bürgerlichen Eleven dieselbe Erziehung geben ließ und sie nur durch unbedeutende Unterschiede trennte.

Allein jede Väterlichkeit, jede Bevormundung mußte den Jünglingen, die den Atem der Aufklärung heiß um ihre Stirne fühlten, als unerträglicher Zwang erscheinen. Hätte dieser Feuerhauch jeden vereinzelt im Elternhaus getroffen, die Wirkung wäre wahrscheinlich geringer gewesen. Gerade dadurch, daß die Jünglinge eng geschart in der Anstalt lebten, wurde die Glut ihrer Träume kräftig genährt. Einer feuerte den anderen an. Sie wurden zu begeisterten Schwärmern und es mußte hart für sie sein, aus weltumfassenden Träumereien dadurch geweckt zu werden, daß man sie auf einen schlechtsitzenden Zopf oder eine falsch gedrehte Locke aufmerksam machte.

Die Vorschrift, daß solche Dinge Achtung erfordern ist an sich zwar nicht verdammenswert, allein jede Vorschrift, auch die beste, verträgt sich schlecht mit Träumen. Ein dichterisch empfindendes Gemüt, zumal in dieser an sich so empfindungsfeinen Zeit der Jünglingswerdung, muß namenlose Qualen erleiden durch ein fortwährendes Zurückgezerrtsein in nüchternste Wirklichkeit.

Denn ein solches Gemüt hat seine eigene Wirklichkeit, in der es beheimatet ist. Die Wirklichkeit anderer, noch so wohlmeinender Leute muß ihm eine harte Fremde dünken. Jenes erhabene, aber unpraktische himmelwärts Entrücktsein des Dichters, das Schiller später in der „Teilung der Erde" so endgültig ausdrücken sollte, hat er gewiß in den Jahren des Werdens erlebt und alle Leiden dieser Zeit rühren im Grunde daher.

Gerade der materielle Komfort der Schule mit allen Zierlich-

keiten der Manieren, militärischen Spielereien und Selbstverständlichkeiten des täglichen Daseins mußte wie ein Alp den weltumfassenden Geist, das allbegehrende Herz bedrücken und den Heranwachsenden gleichsam beschämen. Wie aus einer Schmach hinweg rief die Sehnsucht fort.

Solche Gefühle werden sich besonders geltend gemacht haben, als sich die Kunde verbreitete, Goethe besuche im Gefolge des Herzogs von Weimar die Schule und werde dem Stiftungstag beiwohnen.

Am 14. Dezember war das Fest. Goethe erschien bei dem feierlichen Gottesdienst, wo ihn flüsternd die Jünglinge einer dem anderen zeigten. Dann ging der ganze Hof mit seinen Gästen durch alle Räume der Akademie in den Speisesaal, wo Mittagstafel gehalten wurde.

Am Abend fand im weißen Saal des Schlosses Preisverteilung statt. Schiller wurde vorgerufen und erhielt drei Preise aus der praktischen Medizin, silberne Medaillen, die auf der einen Seite das Brustbild des Landesherrn zeigten, auf der anderen die Gestalt eines Kranken, den eine allegorische antikisierende Figur aufrichtet. Nach Empfang der Denkmünze, verbeugte sich Schiller nach dem Zeremoniell des Hofes und küßte den Rocksaum des fürstlichen Spenders. Als er das Haupt wieder erhob, sah er in Goethes leuchtende Augen, — ein unbekannter Schüler unter Hunderten.

Diese Begegnung haftete unvergeßlich in seinem Gedächtnis, oft sprach er darüber. Als Karoline von Wolzogen sein Leben beschrieb, faßte sie den damaligen Eindruck in die Worte: „Mächtig erregte ihn das Anschauen Goethes. Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genies, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen!"

Achter Abschnitt

Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt.
Lessing, Hamb. Dramat.

Da sich Schiller im Jahre 1775 dem Studium der Medizin zugewendet hatte und der Unterricht in dieser Wissenschaft auf der Akademie fünf Jahre umfaßte, ging nun die Lehrzeit ihrem Ende entgegen. Wohl enttäuschte es den Eleven, daß seine Arbeit des vorigen Jahres nicht für druckfähig erklärt war, eine Hoffnung um ihretwillen die Anstalt früher zu verlassen, konnte er nicht gehegt haben. 1780

Zwischen Dichtkunst und Berufspflichten teilte er seine Stunden. Alles, was die moderne Literatur bemerkenswertes hervorbrachte, die ganze Woge des Sturm und Drang brandete vernehmlich bis in die stillen Zimmer der Eleven und wurde dort begierig aufgenommen. So machten sich die lebenshungerigen und wissensdurstigen Jünglinge mit allem vertraut, was den Geist und das Herz der Zeit bewegte. Die Zensur wurde nicht nach den harten Vorschriften gehandhabt, die wohl nur dazu dienten, Übergriffe zu verhindern, und die Kameraden genossen ziemlich viel Freiheit, ihre persönlichen Neigungen zu entwickeln.

Die angehenden Ärzte verwendete man zum Dienst in den Krankenzimmern und gab ihnen auf, Bericht über ihre Beobachtungen zu erstatten. Von Schillers Hand sind acht Tagesrapporte über den Zögling Grammont aus Mömpelgard erhalten, der unter einer psychischen Depression fast bis zum Selbstmord getrieben, körperlich und geistig erkrankt war.

Mit großer Gewissenhaftigkeit sucht der angehende Arzt nach psychologischen Motiven. Er findet die Ursache des Leidens in einer pietistischen Schwärmerei, deren Haltlosigkeit zuerst die Begriffe verwirrte und die sich dann durch metaphysische Studien in das Gegenteil verkehrte, einen Skeptizismus, groß genug, an Gott und der Welt verzweifeln zu lassen. So oft sich Gelegenheit bietet, gibt Schiller dabei seinem Lieblingsgedanken Ausdruck und verweist auf das „Genaue Band zwischen Körper und Seele".

Er plaudert mit dem Kranken, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, liest ihm aus Plutarchs Lebensbeschreibungen vor und redet ihm den Überdruß am Dasein aus, indem er ihn auf die Schönheiten der Natur aufmerksam macht.

In die Anfangszeit der Pflege fällt für Schiller ein erschütterndes Ereignis. August von Hoven, der jüngere Bruder seines Freundes Wilhelm, wird von tödlicher Krankheit ergriffen. Mit der Mutter durchwacht der junge Arzt eine Nacht bei dem Sterbenden. Er empfindet die ganze Trostlosigkeit des Lebens und eine Wertherstimmung kommt über ihn, so stark und herb, daß er sie kaum zu überwinden meint. Nach dem Tode des Jünglings rafft er sich zu einem Trostbrief an Hovens Vater auf, der diesen so rührt, daß er verspricht, Schiller als zweiten Sohn zu betrachten. „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre," gesteht dieser darin, „aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode Ihres teueren Sohnes geizig sein, so aber gehört es einer Mutter und dreien ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen."

Bald werden die Bilder, die der Tod in Schiller erweckte, zu Versen und es gestaltet sich, düster, schwelgend im Schildern des Grauens, doch dazwischen von echter Schönheit unterbrochen „die Leichenphantasie". Aus tiefster Seele ruft er dem Jüngling die Worte nach, die später auf Mozarts Grabstein gemeißelt wurden:

> Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
> Freudig weiter der Vollendung zu.
> Lösche nun den edeln Durst nach Wonne,
> Gramentbundner, in Walhallas Ruh.

Die Stimmung klingt noch in einem Brief an Christophine nach: „Oh meine Liebe, mit Mühe, mit schwerer Mühe habe ich mich

aus Betrachtungen des Todes und menschlichen Elends herausgearbeitet.... Ich habe viel Freunde in der Akademie, die mich sehr lieben. Ich habe Dich, meine Teuere, und doch kann dies alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen. Du weißt nicht, wie ich so sehr im Innern verändert, zerstört bin. Auch sollst Du es gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt." Dann bittet er um etwas Wäsche und vom Vater „ein Buch Papier und einige Kiele".

Die gesteigerte Arbeit an den Räubern sowohl wie an zwei neuen medizinischen Schriften, die Trost geben soll, wird durch ein kränkendes Mißtrauen unterbrochen, das die Vorgesetzten seiner Pflege Grammonts entgegenbringen. Vielleicht fürchteten sie, daß sein eigener Seelenzustand ungünstig auf den Kranken wirkte, vielleicht bestand auch der Verdacht, Schiller wolle dem an Heimweh Leidenden zur Flucht verhelfen. Jedenfalls bemerkt er, daß man ihn nicht mehr mit dem Pflegling allein läßt und wendet sich deshalb in einem aufklärenden Brief an den Intendanten Seeger. Die Antwort ist nicht vorhanden. Bald darauf wird Grammont aber aufs Land geschickt und dann nach einem Badeort beurlaubt.

Es mag auch sein, daß in Schillers Verhalten im Krankenzimmer ein gewiß nicht ganz ungerechtfertigtes Mißtrauen gesetzt wurde, wenn sich Geschichten herumsprachen, wie jene, die Petersens handschriftliche Aufzeichnungen berichtet: „In ihrer äußeren Wirkung betrachtet, war die Begeisterung bei Schiller korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michelangelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundertmal haben Schillers Bekannte diese Erscheinung an ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte. Die ärztlichen Zöglinge mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden Aufsicht führen. Als Schiller einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken. Statt diesen aber

zu befragen und zu beobachten, geriet er dichtend in solche brausende Bewegung und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnsinn und Tobsucht verfallen sein."

Unter solcher Heftigkeit des Affekts litt er und ließ andere leiden. Die Räuber, die der Vollendung sich näherten, zehrten an seiner Nervenkraft, die medizinischen Dissertationen mußten in harter Arbeit bis zum Herbst abgeschlossen werden und drohten seine Spannkraft noch mehr zu lähmen. Rousseaus Tiraden bestärkten seinen Zweifel an der „egalen Kultur" nach französischem Zuschnitt, auf der Herzog Karls Schöpfung erbaut war und er erwartete nichts mehr von einer bürgerlichen Gesellschaft, die — nach allem, was er las und sah — nur gewohnt war zu gehorchen, zu schmeicheln, und gedankenlos das Herkommen ehrfürchtig zu verehren.

Mitten in diesen quälenden Zweifeln gewährte dem suchenden irrenden Geist die Antike eine Zuflucht. Die Beschäftigung mit der alten Welt schenkte köstlichen Frieden. Die Ruhe der klassischen Schönheit glich aus und versöhnte, was sich in seinem Innern empört, und trotz aller Pläne, die in ihm gärten und aller Berufsarbeit, die ihn an den Schreibtisch zwang, übersetzte er in deutsche Verse den Sturm auf dem Tyrrhener Meer aus dem ersten Buch von Vergils Aeneis.

Als Mediziner mußte Schiller zwei Aufgaben lösen. Die eine, in lateinischer Sprache verfaßt, erörterte den „Unterschied der entzündlichen und faulen Fieber", die andere sprach sich aus „über den großen Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen". In die lateinische, nach Ansicht der Professoren flüchtig ausgeführte Abhandlung drängt sich plötzlich unvermittelt ein englisches Zitat aus Shakespeares Hamlet, inhaltlich gehört die Abhandlung naturgemäß einer jetzt überwundenen Richtung der ärztlichen Wissenschaft an.

An Spitze der deutschen steht eine Widmung an den Herzog, in der sich die bemerkenswerte Stelle findet: „Ein Arzt, dessen Horizont sich einzig und allein um die historische Kenntnis der Maschine

dreht, der die gröberen Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch und örtlich weist, kann vielleicht vor dem Krankenbette Wunder tun und vom Pöbel vergöttert werden — aber Euer herzogliche Durchlaucht haben die hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höheren Rang einer philosophischen Lehre gehoben. Philosophie und Arzneiwissenschaft stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie. Diese leiht jener von ihrem Reichtum und Licht, jene teilt dieser ihr Interesse, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieses Jahr mit beiden bekannter zu machen gesucht; diese wenigen Blätter seien die Rechtfertigung meines Unternehmens."

Mit innerer Notwendigkeit wählt Schiller aus der Medizin, wo er nur kann, jenes Grenzgebiet, in dem philosophisches Denken über exaktes Beobachten die Vorhand gewinnt. Die Dissertation ist interessant für Aerzte und Laien geblieben, in ihr kommt die Weltanschauung des jungen Denkers zu vollkommenem Ausdruck. Er vergleicht Seele und Körper mit zwei gleichgestimmten Saiteninstrumenten, die nebeneinander stehen: „Wenn man eine Saite auf dem einen rühret, und einen gewissen Ton angibt, so wird auf dem andern eben diese Saite freiwillig anschlagen und eben diesen Ton nur etwas schwächer angeben ... Dies ist die wunderbare und mächtige Sympathie, die die heterogenen Prinzipien des Menschen gleichsam zu e i n e m Wesen macht. Der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung der beiden Substanzen."

Auf Charaktere und Aussprüche in dichterischen Werken greift Schiller vielfach zurück. Die Gabe der Dichter, in die Seele zu schauen, wird ihm zum Mittel, psychologisch richtige Beispiele zu bringen. Seine große Belesenheit macht sich geltend, wenn er Shakespeares Julius Cäsar über Cassius sagen läßt: „Der dort hat ein hageres, hungriges Gesicht; er denkt zu viel, dergleichen Leute sind gefährlich," oder wenn er Richard III. nennt und Lady Macbeth, „die phrenitische Delirantin".

Auch Shakespeares Worte über den Schlaf werden angeführt.

Klopstocks Messias, Hallers Gedicht von der Ewigkeit, Gerstenbergs Ugolino, Addisons Cato, Goethes Götz von Berlichingen mit Bruder Martins Schilderung von der Wirkung des Weins sind herangezogen, die behaupteten Theorien zu verlebendigen. Bezeichnend für die einheitliche Richtung seines Denkens und nicht nur das Zeichen rasch hervorblitzenden Übermuts ist es, wenn er die eigenen Räuber zitiert unter der Maske „Life of Moor. Tragedy by Krake". In gutem Glauben nahmen die Zensoren dieses Zitat für bare Münze. Das Gespräch zwischen Franz Moor und Daniel wird angeführt, um die Gewissensangst in ihren Wirkungen auf den Körper anschaulich zu machen.

Auch Spiegelberg erscheint, wenn auch versteckter, „als Beispiel eines durch Wollüste ruinierten Menschen".

Den Lehrern gefällt die Arbeit, wenn sie auch einiges auszusetzen haben, sie loben, daß ein schweres Thema mit vielem Genie behandelt sei und daß der Autor nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbst gründlich nachgedacht habe. Schließlich erklären sie die Probearbeit des Drucks für würdig. Dies Urteil wird vom Herzog bestätigt. Darauf erscheint als Schillers erste gedruckte Schrift in der Offizin von Christoph Friedrich Cotta zu Stuttgart: „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart Seiner herzoglichen Durchlaucht während der öffentlichen akademischen Prüfungen verteidigen wird Johann Christoph Friedrich Schiller, Kandidat der Medizin in der herzoglichen Militärakademie." (52 Seiten in Quart.)

Während des Abschlusses dieser Arbeit nahm Schiller an den letzten Festen der Anstalt teil, dem großen Wohltätigkeitsjahrmarkt in Hohenheim, der zu Ehren der Gräfin Franziska stattfand. Er wurde besonders froh begangen, weil endlich Karl Eugens getrennt lebende Gemahlin gestorben und die Möglichkeit einer rechtmäßigen Ehe mit Franziska nähergerückt war. Die Schwierigkeiten lagen nur noch darin, daß die katholische Kirche die Heirat mit einer geschiedenen Frau verbot. Im „Dörfle" Hohenheim herrschte

großes Leben, mehr als dreihundert Arme wurden beschenkt, denen die Eleven der Akademie Gaben austeilten. Es war die letzte Landpartie der Schule, bei der Schiller zugegen war.

Am 14. Dezember fand die öffentliche Prüfung statt, mit der die akademische Lehrzeit des Dichters abschloß. Unter dem zahlreichen Publikum, das sich auf der Galerie zusammendrängte, befand sich ein junger Musikus, Andreas Streicher, der seine Eindrücke festgehalten hat*. Ein Jüngling, „dessen Name er nicht kannte", fiel ihm besonders auf. Die rötlichen Haare, die gegeneinander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft wurde, das Lächeln beim Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, dies alles prägte sich ihm unauslöschlich ein. Als Streicher nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer der Tafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, den er unverwandt ins Auge faßte. Er erfuhr, daß er Schiller heiße und sah, daß sich der Herzog auf das gnädigste mit ihm unterhielt, „den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponiert."

Am nächsten Morgen öffneten sich die Tore der Akademie, Schiller trat ins praktische Leben, angestellt als „Regimentsmedikus" bei dem in Stuttgart garnisonierenden Grenadier-Regiment von Augé. Unter dem wenigen Gepäck, das er sein eigen nannte, befand sich ein umfangreiches Manuskript, das beinahe vollendete Schauspiel „die Räuber".

---

* Streicher, Schillers Flucht. S. 65/66.

Neunter Abschnitt

> Wollen wir uns lustig machen? — So lustig wie Heimchen, mein Junge. — Ich bin jetzt zu allen Humoren aufgelegt, die sich seit den alten Tagen des Biedermanns Adam bis zu dem mündigen Alter der gegenwärtigen Mitternacht als Humor gezeigt haben. Shakespeare, Heinrich IV.

1781 Die Stellung eines Regimentsmedikus, wie sie Schiller verliehen war, gehörte zu den wenig begehrenswerten Versorgungen des ärztlichen Standes. Ihr Inhaber trug kein Porte-épée (Degenquaste) und nahm seinen Rang nach den Offizieren ein. Der monatliche Gehalt betrug 18 Gulden, die Verpflichtung, Uniform zu tragen, erschwerte das Ausüben einer zivilen Praxis. In dem Dankbrief, den Vater Schiller wegen der „allergnädigsten Plazierung“ an Herzog Karl richtete, erwähnte er, daß er seinem Sohn zwei anständige ganze Kleidungen habe machen lassen und bat, „daß derselbe außer seinen Verrichtungen beim Regiment, bei dem Bestreben nach einer praxi, in der Stadt oder auf dem Lande diese Kleidung anziehen dürfe“. Der Herzog erwiderte aber: „Sein Sohn soll Uniform tragen.“

Es scheint, als ob Herzog Karl durch die Ernennung zum Militärarzt den von ihm erkannten Feuergeist des jungen Mannes in eine gewisse Abhängigkeit habe bringen wollen, die ihm jederzeit gestattete, disziplinarisch einzugreifen. Dies ist umso wahrscheinlicher, da man Schiller am Hof freigeistiger Gesinnung bezichtigte.

Einen kurzen Urlaub, der bei der Familie auf der Solitude verbracht wurde, trübte die Enttäuschung über die wenig bevorzugte Stellung, die das lange Studium eingetragen, wenn auch der Vater daran erinnerte, daß er nun Major sei und in derselben Uniform als Feldscheer angefangen habe. Ein Schwesterchen — Nanette —, das vor wenigen Jahren erst auf die Welt gekommen, hatte der sehnlichst erwartete Gast wohl kaum noch gesehen.

Schnell vergingen die Wintertage in dem behaglichen Haus, das zu den Communs der Solitude gehörte und dem Intendanten als Dienstwohnung diente, dann wurde der Regimentsmedikus auf

demselben Platz, auf dem sich jetzt Thorwaldsens Denkmal erhebt, bei der Parade den Grenadieren vorgestellt. Die Mannschaft bestand aus 240 gedienten Soldaten, die als untüchtig verschrieen waren und ihrer schäbigen Adjustierung wegen den Spott der Bevölkerung erregten. Schillers Vorgesetzter war der herzogliche Leibmedikus Elwert, Vater seines bisherigen Kameraden und Freundes. Der Dienst, gleichförmig und pedantisch gehandhabt, ließ trotzdem den größten Teil des Tages unbenutzt und die ersehnte Freiheit konnte, soweit die Mittel reichten, in vollen Zügen genossen werden.

Nach der Parade, auf der man ihn mit seinen täglichen Pflichten bekannt gemacht hatte, trat unbefangen und herzlich ein Leutnant auf Schiller zu und reichte ihm zum Willkomm beide Hände. Es war Scharffenstein. Zwei Briefe waren der Versöhnung vorausgegangen, doch die Freunde hatten keine Gelegenheit zur Aussprache gefunden, solang Schiller noch Eleve geblieben.

Petersen und Karl Ludwig Reichenbach, die beide an der herzoglichen Bibliothek als Unterbibliothekare Anstellung erhalten, gesellten sich zu dem neugebildeten Freundschaftsbund. In der Reichenbachschen Familie, die auch Beziehungen zu den Eltern pflegte, fand Schiller liebevolle Aufnahme. Mit der Freundin seiner Schwester, Ludovika Reichenbach, die sich als Malerin ausbildete und Interesse für alle geistigen Bestrebungen hegte, konnte er die angenehmsten Stunden verplaudern.

Im Lauf des Januar bezog der Medikus ein Zimmer am „kleinen Graben"*, das er mit seinem früheren Mitzögling, dem Leutnant Franz Joseph Kapff teilte. Es lag in der Wohnung der Hauptmannswitwe Luise Vischer. Die kleine blauäugige Blondine, die ungefähr 30 Jahre zählte, war eine angenehme natürliche Frau und gefiel durch heiteres gutmütiges Wesen, obwohl sie weder besondere Schönheit noch Geist besaß. Jenen sorgsamen, bald mütterlichen, bald leidenschaftlich verliebten Umgang, dessen ein heran-

* Die jetzige Eberhardstraße. Das Haus ist durch einen Neubau ersetzt.

wachsender Jüngling zu seinem inneren Gleichgewicht bedarf und der den Eleven des herzoglichen Internats naturgemäß fehlte, gewährte die hübsche Witwe ihrem Mieter, ohne jedoch ihren Ruf nach außen irgendwie zu gefährden.

Hoch aufgeschossen war der Medikus. Seine langen, geraden Beine steckten in knappen weißen Hosen und filzunterlegten, ebenfalls weißen Gamaschen. Der Rock, nach altem preußischem Schnitt frackartig endigend war dunkelblau. An jeder Seite des Gesichts gebot die Vorschrift drei gerollte Locken zu tragen. Unter einem kleinen Militärhut hing ein langer, dicker Zopf auf den Rücken. Den dünnen Hals umgab eine steife Roßhaarbinde. Scharffenstein erwähnt Schillers breite Stirn und fährt dann in der Schilderung seines Freundes fort*: „Die Nase dünn knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel vorspringend, sehr gebogen und spitzig. Die roten Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inklinierten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wange blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besät .... der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamierte."

Dann verlor sich auch das Steife, Militärische in der Haltung, das in allen Berichten erwähnt wird.

Zwei Trauerfälle veranlaßten Schiller in der Hauptstadt als Dichter hervorzutreten. Ein Hauptmann seines Regiments, von Wildmeister, war im Dezember 1780 gestorben; der Todesfall gab dem frisch Eingetretenen Gelegenheit, sich als gefühlvoll und kamerad-

* Keller, Beiträge zur Schillerliteratur Nr. 22, die schwäbische Urkunde S. 45.

schaftlich zu erweisen. Der Zeitmode entsprechend gehörte zu allen Feierlichkeiten des Menschenlebens „ein carmen", das gedruckt unter Freunde und Verwandte verteilt wurde. Am 16. Januar 1781 starb ein früherer Zögling der Akademie, Johann Christian Weckherlin, in jugendlichem Alter. Auf dessen frühzeitigen Tod schreibt Schiller eine Elegie, deren Strophen die ganze Skala der Empfindungen durchlaufen und mit einer bitteren Anklage gegen die Grausamkeit der Natur endigen, die niemals sinnloser erscheint, als wenn sie die erste Blüte niederknickt.

Auf Kosten der Freunde erscheint die Elegie im Druck und macht bedeutendes Aufsehen. Pietisten regen sich auf, streng denkende Philister empören sich und manches alte Weiblein blickt scheu zur Seite, wenn es dem kühn denkenden Regimentsmedikus begegnet.

Solche Menschen begriffen in ihrem wohlbehüteten Untertanenverstand noch nicht, daß die Welle der neuen umstürzenden Gedanken in ihrer guten Stadt durch die Schule brandete, die gerade zu dem Zweck gegründet war, solche Ideen fernzuhalten. Und sie erschraken vor dem Dichter, der ihnen zurief:

> O so klatschet! klatscht doch in die Hände,
> Rufet doch ein frohes „Plaudite!" —
> Sterben ist der langen Narrheit Ende,
> In dem Grab verscharrt man manches Weh.
> Was sind denn die Bürger unterm Monde?
> Gaukler, theatralisch ausstaffiert,
> Mit dem Tod in ungewissem Bunde,
> Bis der Falsche sie vom Schauplatz führt:
> Wohl dem, der nach kurz gespielter Rolle
> Seine Larve tauschet mit Natur,
> Und der Sprung vom König bis zur Erdenscholle
> Ist ein leichter Kleiderwechsel nur.

Daß im Grund aller Zweifel, die der Mißklang auf „der großen Laute des Weltregierers" in ihm erweckte, Schillers tiefgewurzelter Glaube lebendig blieb, mußten jene übersehen, die sich angegriffen fühlten, wenn der Dichter von Gaunern sprach, die „durch Apostelmasken" schielen. Vierzehn Tage nach dem Erscheinen der Elegie

schrieb Schiller an Hoven: „Ich fange an, in Aktivität zu kommen und das kleine hundsföttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Namen wie desjenigen, der den Tempel von Ephesus verbrannte."

Ihrem Alter und der ungewohnten Freiheit entsprechend, die ein allzu anspruchsloser Beruf ungedämmt gewährte, riß unter den jungen Leuten ein urwüchsiger Ton ein. Derbe Worte bei Kartenspiel und Kegelschieben machten dem so lange gezügelten Temperament Luft, oft in heiterer, manchmal in weltschmerzlicher Stimmung. Ausgedehnter Wirtshausbesuch hielt den kleinen Freundeskreis zusammen.

Eine gesunde Frische, sprudelnder Humor und jugendliches Ungestüm herrschten unter den Genossen, die im Gasthaus zum Ochsen sich des Abends versammelten oder beim Adlerwirt am Markt. Im Ochsen saßen sie um einen Ecktisch am Fenster der oberen Stube und konnten sich nicht genug tun an welterschütterndem Gespräch und tollem, wenn auch manchmal bitterem Gelächter.

Manch tüchtiger Fluch dröhnte dazwischen, wenn die Karten bei der Manille auf den Tisch flogen und ein besonders guter Stich fiel. Unter Petersens Papieren hat sich ein kleiner Zettel vorgefunden, der an die harmlos fröhlichen Stunden beim Ochsenwirt erinnert. Schiller ließ ihn zurück, nachdem er vergebens auf die Kameraden gewartet hatte: „Seid mir schöne Kerls. Bin dagewesen und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausend sakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies, Schiller."

Das lustige Kneipenleben forderte Geld und war mit den achtzehn Gulden Monatsgehalt nicht zu bestreiten. Die Privatpraxis wollte sich nicht einstellen und der Vater durfte kaum um Zuschuß angegangen werden. Zwar schien es möglich, mit physiologischen Schriften etwas zu erreichen, besonders weil in den „göttingenschen Anzeigen von gelehrten Sachen" und in den „gothaischen gelehrten Zeitungen" seine Dissertation empfohlen war, aber derartige Aussichten grüßten nur von weiter Ferne.

Zu rechter Zeit öffnete sich ein anderer Ausweg.

Bei dem Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler, in dessen Offizin das Leichencarmen hergestellt war, erschienen jeden Dienstag und Freitag die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen", ein Blättchen, das Neuigkeiten aus der Politik und Literatur brachte neben Gemeinnützigem, Anekdoten und Berichten, die aus größeren Zeitungen zusammengeklebt wurden. Die Stelle eines Redakteurs scheint sich damals erledigt zu haben, denn Schiller übernahm für kurze Zeit die Herausgabe. Sein Name blieb ungenannt und die einzelnen Beiträge erschienen anonym oder mit Buchstaben gezeichnet, so daß über seine eigentliche Arbeitsleistung Ungewißheit herrscht. Nur die „Ode auf die glückliche Wiederkunft seines gnädigsten Fürsten" wird ihm mit Sicherheit zugeschrieben.

Daß Schiller mit dem amtlichen Zensor, einem törichten feierlichen Perückenträger, in manchen Strauß geriet, war nicht zu vermeiden bei der freien Richtung seines Geistes, daß aber der hochmögende Christian Volz, Zensor und Gymnasialrektor, in seiner Aufgeblasenheit dem Dichter, der ihn zur Rede stellte, die Türe wies und drohte, ihn die Treppe hinunterzuwerfen, und daß dieser Dichter außerdem in der Uniform eines herzoglichen Regimentsmedikus vor der erzürnten Perücke stand, gehört zu jenen Treppenwitzen, an denen in der Geschichte jeden Genies kein Mangel ist. Anlaß gab vielleicht jene Strophe aus der Begrüßungsode, die in der Zeitung fehlte und erst später aufgefunden wurde. Den aus dem Ausland zurückgekehrten Landesherrn mahnte der Dichter darin, wenn auch geflissentlich in Lob verborgen:

> Groß zog Er hin — die Schätze fremder Weisen
> Zurückzubringen, die der laute Ruf versprach,
> Dort zog er hin, wo Menschen glücklich heißen,
> Und diese Kunst der Gottheit ahmt er nach.

Ob der Zensor an verschiedenen Stellen des Gedichts den Schalk erkannte, der sich hinter der Loyalität seiner Redaktionsstube verbarg, ist zweifelhaft.

Im ganzen zeichneten sich Mäntlers Nachrichten durch verhältnis-

mäßig freie Ansichten aus. Im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg hielten sie zu den Amerikanern, obwohl württembergische Soldaten, von England gekauft, gegen die Freiheitskämpfer fochten. Daß in politischer Hinsicht die Bewunderung für Friedrich den Großen nicht fehlte und eine warme Verehrung für Kaiser Josef, den Befreier Österreichs, bei jeder Gelegenheit zutage trat, konnte nicht beanstandet werden, da die Vorliebe des Herzogs für den Preußenkönig und seine Freundschaft für den Kaiser bekannt waren. Sehr genau und eifrig scheint die Redaktion, die mehr als einmal am Ecktisch des „Ochsen" besorgt wurde, nicht gewesen zu sein, denn bei der Aufzählung von Lessings Werken nach dessen Tod (Februar 1781) fehlt „Nathan der Weise". Aber der Verstorbene wird bezeichnet als „der Führer seiner Nation auf Wegen, die sie noch nicht beschritten hatte".

Aus der kurzen Redaktion des Blättchens, das unter Schillers Führung mehr als einmal seine spießbürgerliche Färbung verliert, zog der Dichter manchen Gewinn. Er drang tiefer in das Leben des Tages und kam mit Menschen und Ereignissen in eine Berührung, die ihn zwang, sich rasch mit den Dingen auseinander zu setzen und sein Urteil kurz und klar zu fassen. Ein Aufsatz über Cagliostro sticht hervor. Starke Satire bläht die Zeilen auf und mancher derbe Ausdruck scheint aus der freien Redeführung des Stammtischs zu kommen. Ob Schiller den Artikel geschrieben, ist fraglich, jedenfalls gab die Redaktionsarbeit den Anlaß, sich mit dem großen Schwindler ebenso wie mit andern, in der Öffentlichkeit besprochenen Zeitgenossen genauer zu beschäftigen. Auswärtige Blätter mußten gelesen werden und Ansichten bildeten sich, die festwurzelten im Boden der Zeit.

Zehnter Abschnitt

Als einen Jubel- und Festtag sollte das deutsche Volk den Jubilatesonntag des Jahres 1781 feiern und so den Namen Schillers mit dieser Maiwoche für immer verknüpfen, wenn es einmal in den Jahreskalendern seiner großen Männer geziemend gedenken wird. Weltrich

In die Monate der Redaktionsführung fällt das bedeutsamste Ereignis aus Schillers Jugend. Der Dichter legt letzte Hand an „Die Räuber". 1781

Zur Jubilatemesse, anfangs Mai, erscheint das Schauspiel im Druck.

Es war kein Leichtes für den Unbekannten, der nur über die beschränktesten Mittel verfügte, sich durchzusetzen und mit seinem Werk an die Öffentlichkeit zu dringen. In Stuttgart besaß kein Verleger den Unternehmungsgeist, die Räuber auf eigene Kosten zu drucken. Von einem Honorar, wie es der Dichter sehnlichst erhofft, war überhaupt keine Rede. Aber auch die Versuche, die bei auswärtigen Buchhändlern gemacht wurden, teils brieflich, teils durch Petersens persönliche Bemühungen, verliefen ohne Erfolg. Niemand wollte an das Wagnis herantreten, der Inhalt des Stückes erregte Furcht, der Antor selbst erweckte bei keinem der Geschäftsleute das nötige Vertrauen.

Vater Schiller konnte stolz auf seinen Sohn herabblicken, er hatte für seine ökonomischen Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes in Cotta sofort einen Verleger gefunden und sein praktischer Sinn schien über die „unnützere Poeterei" zu triumphieren.

Dem Sohn mit seinen „Idees, die frühzeitig über jedes Gehege geilten" gelang es nicht auf so einfache Art sein Werk unterzubringen. Er mußte Schulden aufnehmen und „da seine Geldkräfte bei weitem nicht hinreichten, den Betrag zu borgen"* einen Bürgen finden, der beim Geldverleiher für ihn gutstand. Einhundertundfünfzig Gulden verlangte der Drucker, die eine unbekannt gebliebene „Zwischenperson" in Stuttgart schließlich vorstreckte.

* Streicher S. 28.

Langsam unter manchen Störungen vollzog sich der Druck. Die ursprüngliche Vorrede wurde unterdrückt und durch eine neue mit gemilderten Ausdrücken ersetzt. Die Fassung der zweiten und der beiden letzten Bogen erlitt Kürzungen. Einiges, was Ärgernis erregen konnte, beseitigte die Korrektur. Diesen Änderungen ging ein Briefwechsel mit dem Mannheimer Buchhändler Schwan voraus. Durch Petersen an diesen im Buchhandel vorteilhaft bekannten Mann empfohlen, schickte ihm Schiller die Fahnen und bat ihn sich für das Werk zu interessieren. Mit Bemerkungen begleitet, kamen die Druckbogen zurück. Auch den Freunden lagen Manuskript wie Satz zu eingehendem Urteil vor. In einem Brief an Petersen lautet die betreffende Stelle: „Ich erwarte von dir keine schale und superficielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, sondern eine eigentliche Zergliederung nach dramatischer Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Charakteren, Dialog, Interesse usw. und ich habe dir deswegen auch das Stück kommuniziert, damit ich deine Anmerkungen nutzen könne."

Immer wieder wird die Feile angelegt, jeder Tadel auf seinen Grund, jede Figur auf ihre Lebensfähigkeit von neuem geprüft, bis der Dichter endlich in der zweiten Vorrede sagen konnte: „Ich denke, ich habe die Natur getroffen".

Es war ein heiliger Stolz in ihm, als er den Inhalt seines Denkens und Schaffens vor sich ausgebreitet sah und immer klarer drängte es ihn, sein innerstes Wollen zum Ausdruck zu bringen. Kleine Einschübe zeigen die Intensität der Arbeit an. So die Stelle in Moors Bekenntnisszene (I. 2), die mit den Worten anfängt: „Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen — belecken den Schuhputzer, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln den armen Schelm, den sie nicht fürchten. Vergöttern sich um ein Mittagessen und möchten einander vergiften um ein Unterbett..."

Endlich meldete der Drucker die Ausgabe des Werks und schickte dem Verfasser das erste Exemplar. Zeitig genug, um auf der Frühlingsmesse des Büchermarktes zu erscheinen.

Es war kaum als Vorsichtsmaßregel zu betrachten, sondern entsprach eher der literarischen Mode, den Erstling anonym zu versenden. „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781" steht auf dem Titelblatt. Den übrigen Raum füllt eine mittelmäßig gezeichnete runde Vignette mit Figuren in antiker Tracht. Sie bezieht sich auf die Szene, in der Karl vor dem befreiten Vater steht. Auf der Rückseite des Titelblattes liest man den Spruch: Quae medicamenta non sanat, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat. Er ist dem Hippokrates zugeschrieben. Dann folgt das Personenverzeichnis und diesem die veränderte Vorrede, auf Seite 17 beginnt das Stück.

Das letzte Blatt füllt eine zweite, in Kupfer gestochene Vignette. Ihren rechteckigen Raum nimmt eine felsige Landschaft ein, vom Styx durchflossen. Cäsar steht in Charons Nachen, den Brutus eben besteigen will, eine Anspielung auf Karl Moors Gesang in der 5. Szene des 4. Aktes.

Die Aufnahme des Stückes kann Freunden wie Gegnern nur Ehre bereiten. Die Räuber wurden allgemein als literarisches Ereignis betrachtet, dem Aufleuchten eines Meteors glich die Wirkung. In Liebe und Haß kämpften Anhänger und Feinde um das Werk. Wie ein zündender Blitz schlug es in den gewaltig angehäuften Brennstoff, den die Jugend seit Beginn der Sturm- und Drangperiode angesammelt und die auflohende Flamme erschreckte die treuen Bewahrer alter Ordnung und Zucht. Obwohl er nicht auf dem Titelblatt stand, war der Name des Dichters bald in aller Mund. Im Oktober brachten die „gothaischen gelehrten Zeitungen" die kurze Nachricht*: „Das in der letzten Jubilatemesse (ohne Benennung des Verlegers und Druckorts, aber) bei Metzler in Stuttgart herausgekommene Schauspiel, die Räuber, hat den Herrn Regimentsdoktor Schiller zu Stuttgart zum Verfasser." Im Juli hatte bereits die Erfurtische Zeitung eine Besprechung veröffentlicht, in der Lob und Tadel klug abgewogen waren und die das bemerkenswerte Wort enthielt: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser". Sich selbst

* Nach Weltrich zitiert I. 350.

aber glossierte Schiller im württembergischen Repertorium: „Der Verfasser der Räuber soll ein Arzt bei einem Grenadierbataillon sein und wenn das ist, macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Ästheticis und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.“

Dieser Selbstspott erinnert an die Tafelrunde im Ochsen, an der merkwürdige Geschichten über Schillers amtliche Tätigkeit kursierten. Über den Regimentsmedikus schrieb Abel: „als Arzt schien er wenig Glück zu machen, man klagte, daß er teils zuviel auf seine (damals neueste) Theorie vertraue, teils gewöhnlich zu starke Portionen verschreibe. Er kam dadurch mit seinem Vorgesetzten, dem Leibmedicus Elwert, der übrigens seine Talente schätzte und ihn als Verwandten liebte, in häufigen, jedoch niemals Erbitterung zeigenden Widerspruch, was um so mehr erfolgen mußte, da derselbe nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch höchst pünktlicher Mann war.“ Tatsache ist, daß sein wohlwollender Vorgesetzter, der Leibarzt Elwert, die Feldscheere anweisen mußte, Schillers Rezepte, ehe sie in die Apotheke kamen, ihm zur Begutachtung vorzulegen. Es sollen einige sogenannte Roßkuren darunter gewesen sein.

Seiner wachsenden Berühmtheit als Dichter taten solche Gerüchte keinen Abbruch, die Kameraden jubelten ihm zu. Auf der Solitude war man stolz auf den Sohn, wenn auch Stuttgarter Klatschbasen böse Mär über „das erschreckliche Theaterstück“ in die Familie trugen und man empfing den Sohn mit seinen Freunden auf das beste, wenn ihm der Urlaub an schönen Sonntagen eine Landpartie gestattete.

Herzog Karl, dem es keinesfalls verborgen blieb, daß der einstige Eleve seiner Pflanzschule, sein Militärarzt „die Räuber“ geschrieben, verhielt sich schweigend. Vielleicht legte er dem Schauspiel politisch wenig Bedeutung bei und war, was ich für wahrscheinlich halte, über den Erfolg, den sein Zögling „in litteris“ davon getragen, nicht unzufrieden. Von Dienstwegen blieb der Verfasser zunächst vollkommen unbehelligt.

Allein es geschieht in diesen Zeiten, daß trotz aller Liebe und nach alten Begriffen äußerster Wohlmeinung von Seiten der Väter und väterlich gesinnter Erzieher, wie es Herzog Karl und Major Schiller waren, zwischen Jungen und Alten sich ein drohender Spalt auftut. Anscheinend plötzlich, von dumpfem unterirdischen Grollen begleitet, öffnet sich der Riß, obwohl er durch unsichtbare Umgestaltung und langandauernde leise Schiebung längst vorbereitet war.

Eine tragische, hoffnungslose, friedlich nicht zu überbrückende Trennung ist es, die da klafft.

Wenn wir sinnend den Hausrat, die Gebrauchsgegenstände dieser Übergangszeit betrachten, so gewahren wir auch hier bis ins Kleinste und Alltäglichste die Auflehnung, den plötzlichen feierlichen Widerspruch gegen das Althergebrachte. Ein Neues wirft mit seinem eigentümlichen Pathos alle zierlich verschnörkelten, wohl zueinander abgestimmten Selbstverständlichkeiten des ancien régime zum alten Gerümpel, reißt seine Zierlichkeiten von den Wänden, rennt seine Bequemlichkeiten um, meint, nicht leben, nicht atmen, sich nicht bewegen zu können in der den Vätern so teueren Umgebung.

Der Widerspruch ist schon in den unscheinbarsten Dingen vorhanden und mußte sich zuspitzen bis zur Unerträglichkeit. Der peinlichen Ordnung, Sorgfalt und Sauberkeit der Alten stellen die Jungen prinzipiell äußerste zigeunerhafte Ungebundenheit entgegen. Abgezirkelte Redensarten, Komplimente, Bücklinge ersetzen sie durch Derbheit in Ausdruck und Manier, eine Derbheit, die um so derber wirkt, weil sie nicht ganz natürlich ist sondern als gewollter Protest herauskommt.

Wohl jenen, deren Kraftmeiertum von wirklicher Kraft herrührt, wie bei Schiller; deren jugendlicher Übermut, wie bei Schiller, liebenswürdig bleibt. Es gibt eine edle und eine unedle Unzufriedenheit, ein Unzufriedensein, das aus Neid, und eines, das aus Liebe stammt. Schiller und mit ihm sein Kreis begeisterter Jünglinge kannten dies edle Unzufriedensein. Eine Welt und Weltordnung, mit der ihre Väter durchaus einverstanden waren, schien ihrem von Liebe zur Allgemeinheit glühenden Herzen zu behaglich und

nüchtern, ja frevelhaft. Die neue Zeit entriß diese Jünglinge ihren Vätern. Sie tat es wie „eine stürmische Geliebte", die ungeahnte Träume und Rausch zustande bringt aber auch ungeahnte Kräfte auslöst, den männlichen Stolz starkmögender Liebe.

Alles Beschränken, Beschneiden, sich Bescheiden, Glätten und Säubern, wie es die Alten verlangen, kommt den jugendlich Begeisterten als Verstümmelung oder Erniedrigung vor. Den hülflos polternden Vätern dünkt das Gehabe der Jugend dagegen eine unverzeihliche Empörung wider das denkbar beste Regiment. Doch gerade dieses für seine eigene Zeit gedeihliche Regiment hat für das Neue den kräftigen Nährboden abgegeben, für die umstürzende Gesinnung, die nun mit tropischer Geschwindigkeit ihre mächtigen Schößlinge treibt.

Schiller sammelte unter dem Druck untergehender starrer Formen den Stoff der Räuber und verarbeitete innerlich darin, was ihn erstaunt, erschreckt und verletzt hatte. Damit preßte er Alles, was er gegen die Leitung seiner Jugend bewußt wie unbewußt auf dem Herzen trug, in eine gewaltige Anklage gegen den sozialen Mechanismus seiner Zeit.

Dies fühlt zunächst nur die Jugend, die ebenso wie der Dichter litt und hoffte. Denn solcher Erziehungsdruck, wie er für ihn gleich schwer vom Vater und vom Herzog ausgegangen war, lastete nicht nur und nicht im besonderen auf Schiller, sondern hielt die gesamte Jugend fest und trug somit viel zu dem überraschenden und allgemeinen Erfolg der Räuber bei. Schiller hatte die gesamte Jugend hinter sich, als er den Fehdebrief gegen die sozialen und politischen Zustände in die Öffentlichkeit sandte.

Sein Jahrhundert dichtete mit ihm, die mächtige Brust des erdhebenden Titanen, der da zu Werke ging, fachte das von dem Jüngling gelegte Feuer mit Sturmesatem an zu weithin sichtbarer Lohe.

Schiller konnte sich des wachsenden Ruhmes freuen, wenn auch die Geldsorgen immer drängender und peinlicher wurden. Der Absatz des Buches hielt der Begeisterung keinesweg Stand und

die Buchhändler rechneten ab mit einer übertriebenen Langsamkeit. Der Dichter, dem die Ankunft der ersten Exemplare „unbeschreibliche Freude" machte, „sah bald den Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet war, mit komisch bedenklichen Augen an."* Schließlich verramschte er den Rest seiner Exemplare an den Stuttgarter Antiquar Betulius. So änderte der erste Erfolg keineswegs das äußere Lebensbild des Verfassers und fremde Besucher, die jetzt aus Neugierde oder Interesse die Wohnung am Graben aufsuchten, fanden in ausgesprochenem Maße jene Zustände vor, denen eine spätere Generation den Namen „Bohème" (Zigeunerwirtschaft) beilegte.

Das achtzehnte Jahrhundert war gesellig; der Mensch suchte dem Menschen näher zu treten, das Gefühl drängte nach Aussprache, der Geist wollte angeregt sein und sich mitteilen. Ohne Scheu traten Fremde aufeinander zu, wenn sie glaubten, sich Wertvolles mitteilen zu können. So klopften bei dem Verfasser der Räuber Verschiedene an, die seine Meinung vernehmen und ihm die Hand drücken wollten aus Dankbarkeit für seine mutige Tat.

„Wir waren arm", erzählte Scharffenstein „und hatten meistens gemeinschaftlich frugale, aber durch jugendlich gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel und noch sehe ich des guten Schillers Triumpf, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines Magazins überraschen und erfreuen konnte; da war die Welt unser. So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach das Meteor am literarischen Himmel zu zünden an. Ich erinnere mich, daß einige reisende Belesprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen z. B. Leuchsenring**. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im

* Scharffenstein.

** Ein Schöngeist aus Darmstadt, bekannt durch Goethes und Herders Umgang in den empfindsamen Tagen.

ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man befand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Négligé, in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken, und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichener Hosen 2c. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen untereinander. Eine schüchterne stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran."

Im Übermut der Jugend „sans façons" lebte die ganze Gesellschaft dahin, in der Schiller zu verkehren pflegte. Leidenschaftliche, wilde Lieder wurden gesungen, der Stimmung des Augenblicks Rechnung getragen. Der „Venuswagen" erschien im Einzeldruck, bei Metzler herausgegeben. Das Gedicht „Kastraten und Männer", die Verse an einen Moralisten, und alles was der guten Vischerin unter dem Namen „Laura" gewidmet ist, fällt in die Monate des ersten Räubererfolgs, in denen Begeisterung und frische Kraft die Geld- und Berufssorgen leichter zurückdrängten.

Schiller schwärmte, wenn die freundliche Witwe am Spinett saß und klimperte, er spielte ausgelassen mit ihren Kindern und geriet in Verzückung, wenn er ihr träumerisch in die Augen sah:

> Laura, über diese Welt zu flüchten
> Wähn ich — mich im Himmelmaienglanz zu lichten,
> Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt,
> Ätherlüfte träum ich einzusaugen,
> Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
> Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Sie wird seine Sorgen vernommen, sein kleines Hauswesen in Ordnung gehalten und ihm, stolz auf ihre Freundschaft mit dem Dichter der Räuber, manches Opfer gebracht haben, wie es nur ein liebendes Weib dem Angeschwärmten zu bringen vermag. Solange kein übler Klatsch entstand, dachte man sehr frei und betrachtete die sogenannten menschlichen Schwächen mit harmloser Freundlichkeit. Schiller brachte die Vischerin in das Haus seiner

Eltern, wo sie beste Aufnahme fand und zeigte sich auch sonst ohne Scheu mit ihr in Gesellschaft.

Durch Wilhelm von Wolzogen, einen der wenigen adeligen Eleven, mit denen er auf der Schule in nähere Beziehungen getreten war, wurde er als Regimentsmedikus auch in das Haus von dessen Mutter, der Freifrau Henriette von Wolzogen eingeführt. Der Salon der vornehmen Dame bildete für ihn in mancher Beziehung ein Gegengewicht zu dem freien, derben Treiben in der eigenen Wohnung und in den Wirtschaften der Stadt. Ihre Gespräche, ihre liebenswürdigen Winke und der Umgang mit der feingebildeten noch sehr jugendlichen Tochter Charlotte taten ihm unendlich wohl.

Frau von Wolzogen war für die Wintermonate nach Stuttgart gezogen, um den Söhnen, die auf der Militärakademie studierten, nahe zu sein, den Sommer brachte sie meist auf ihrem Gut Bauerbach an der fränkisch-thüringischen Grenze zu. Schiller besuchte sie oft, solang sie in der Stadt weilte. Später sagte er, daß er sich „mit wahrhaft kindlicher Liebe an diese gute Frau angeschlossen habe". Sie verkehrte auch bei seinen Eltern auf der Solitude und fehlte selten, wenn sich der Kreis des Dichters dort versammelte. Genährt von der Literatur empfindsamer Jahre, scheute die kluge, ihre Zeit voll begreifende Dame nicht vor dem kräftigen Ton der neuen Jugend zurück und gehörte zu den ersten, die so aufrichtig das Genie in dem Freund ihres Sohnes bewunderten, daß sie werktätigen Anteil nahm an seiner Dichtung und seinem Leben.

Auf der Solitude empfing Schillers Mutter den Sohn in Begleitung anderer Stuttgarter Gäste mit ganz besonderer Herzlichkeit. Es war, als wolle sie des Vaters rauheres Wesen wieder ausgleichen, der seinen Fritz nie anders als mit „Er" anredete und mit ausgesprochener Sorge die poetische Arbeit begleitete, weil sie vom medizinischen Studium abhalte und zu einem lockeren Leben verleite. Es gefiel ihm so manches nicht an der neumodischen Art, mit der die Jugend das Leben ansah.

Aber daran dachte die Mutter nicht, wenn sie zum Willkomm die Arme ausbreitete. „Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet", erzählt Scharffenstein, „wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wundertier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!"

Hier und in Henriette von Wolzogens freundlicher Wohnung fand er Verständnis, Liebe und Verzeihen, wenn die wilde Natur in ihm kraftvoll und begeistert über die Stränge schlug. Die Mutter sorgte sich ab für sein leibliches Wohl und sah in schweigender Bewunderung zu seiner geistigen Größe auf, die sie nicht verstehen konnte aber ahnte mit dem zarten Verständnis der Liebe. Henriette von Wolzogen hatte Mitleid mit seinem unerfahrenen Drang und schätzte in ihm das sieghaft aufstrebende Schaffen.

Zu beiden Frauen sah er auf in reiner, kindlicher Verehrung.

Elfter Abschnitt

Es ist kein schärffer Schwert als das, so vor die Freiheit streitet.
Christoph Lehmann, Politischer Blumengarten (1662)

1781—1782

Als der Buchhändler Schwan in Mannheim die ersten sieben Bogen der Räuber gelesen hatte, eilte er, das neue Stück unter dem Arm, zu dem Intendanten des kurfürstlichen Hoftheaters, dem Freiherrn Heribert von Dalberg, ihn für dieses eigenartige „Produkt teutschen Witzes" zu interessieren. Unter dem 11. August schreibt der lebhafte tätige Mann dem Dichter: „Ich war der erste, der den Herrn von Dalberg mit den Räubern bekannt machte. Voller Enthusiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die ersten sieben Bogen erhielt und las sie ihm brühwarm vor, und es reut mich nicht, Sie mit diesem Mann bekannt gemacht zu haben, der ebensoviel durch seine eigenen Verdienste als durch seinen Stand der pfälzischen Literatur Ehre macht."

Diesem Brief folgte bald ein schmeichelhaftes Schreiben des Intendanten der Nationalbühne mit der Aufforderung, Vorschläge inbezug auf eine Bühnenbearbeitung der Räuber zu machen und mit dem Theater in Verbindung zu treten wegen anderer „noch zu verfertigender Stücke".

Schillers Freude ist begreiflich, wenn man die Stellung in Erwägung zieht, die Mannheims Bühne in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einnahm. Schwan berichtet allerdings, daß ihr Prestige vor allem von Dalbergs Persönlichkeit abhänge: „Ohne ihn würde unser hiesiges Theater schon längst nicht mehr sein, was es ist, und da er reich genug ist, um aus Liebe zum Guten einigen Verlust von seinen eigenen Mitteln nicht zu achten, so wird er auch den Schaden, den er bei dem ihm zum Nutzen der Theaterkasse von dem Herrn Professor Klein vorgeschlagenen eigenen Verlag der für die hiesigen Bühnen bearbeiteten Schauspiele sicher leiden muß, leicht verschmerzen."

Hier liegt ein Keim von Verwicklungen für den jungen Dichter, schon ehe er mit der Theaterwelt in persönliche Berührung kommt.

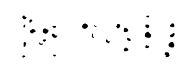
Es handelt sich um den Verlag der Bühnenausgabe seines Stückes, und sobald die Frage näher rückt, schickt er als ein Diplomat, der mit offenen Karten spielen will, Schwans Brief an Dalberg, um sich vollkommene Klarheit zu verschaffen. Offen gesteht er in der Antwort an den Intendanten, daß es ein Lieblingsgedanke für ihn sei, sich „dereinst zu Mannheim, dem Paradies der Muse, zu etablieren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Wirtemberg erschwert sein dürfte“. Und er bedauert, daß seine ökonomische Lage die Reise nicht gestattete, denn es wäre gewiß für seine weiteren Arbeiten vorteilhaft, lebendigen Augenschein zu nehmen „von den Herrn Schauspielern und dem non plus ultra der Theatermechanik“.

Der Briefwechsel mit Herrn von Dalberg beschäftigt sich nun hauptsächlich mit den Veränderungen, die das Stück verlangt. Unter dem 6. Oktober geht das neue Manuskript an den Intendanten. Schiller greift auf den früheren Titel zurück und schreibt: „Hier erscheint endlich der verlorene Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regimentslazarett mich von meinen otiis poeticis sehr oft abrief.“ Alle Mühseligkeiten des Umarbeitens werden aufgezählt, Schiller rückt dieses und jenes noch in das rechte Licht, protestiert aber ganz energisch gegen weitere Striche, „denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmle“.

Bühnentechnische Abänderungen stellt der Verfasser dem Gutbefinden der Regie anheim, aber er wehrt sich zunächst, das Stück in die Vergangenheit zu verlegen und ein Kostüm aus den Zeiten Maximilians zu wählen. Um politischen Anfeindungen und sonstigen Vorwürfen zu entgehen, wünscht der vorsichtige Intendant dieses



Wolfgang Heribert von Dalberg
Original im Großh. Hof- und Nationaltheater
in Mannheim



Entgegenkommen. Bei der Unsicherheit verschiedener fränkischer Landschaften, die Räuberbanden in ihren Wäldern bargen, konnte sich leicht da oder dort eine benachbarte Regierung getroffen fühlen. „Alle Charaktere sind zu aufgeklärt“, wendet Schiller ein, „zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde. Doch meine Meinung ist vielleicht zu einseitig und soll auch nicht binden.“

Den Kameraden gegenüber sprach er sich deutlicher über diese ihn tief verletzende Zumutung aus. Er verglich Dalbergs Ansicht mit dem Kupfer in seinem Vergil, auf dem die Trojaner schöne Husarenstiefel tragen und König Agamemnon ein Paar Pistolen in seinem Halfter führt. Von den Freunden bestärkt, kommt er auf diesen Vergleich auch in einem Brief an den Intendanten zurück und fügt bei, daß besonders die Episode mit Amalias Liebe gegen die einfache Ritterliebe der Vergangenheit einen abscheulichen Kontrast bilde. Trotzdem besteht der Intendant auf seinem Verlangen, die Räuber im historischen Kostüm spielen zu lassen.

Auf seiten des Dichters stehen in dieser Frage die meisten Mitglieder des Regiekollegiums. Der Regisseur Meyer schreibt in einem Bericht an den Intendanten: „Wir halten uns für verpflichtet, Euer Exzellenz zu benachrichtigen, daß in Betracht der Räuber die allgemeine Stimmung wider das altdeutsche Kostüm sich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieses Stück im Ganzen machen wird, schwer zu bestimmen ist, sollten wir im Fall einer nicht ganz erwünschten Wirkung uns wohl nicht dem Vorwurf aussetzen, das veränderte Kostüm habe die Wirkung gemindert?“

An den Rand des Berichts schrieb Dalberg, auf das kräftigste von der eigenen Meinung überzeugt: „Mag die allgemeine Stimmung sagen, was sie immer will, Urteil des Publikums über Stücke können nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke erst vorgestellt sind. Hier ist es schiefes Vorurteil einiger mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können nach allen Begriffen vom Theatereffekt nicht anders als mit idealistischem Anstrich und älteren Kostümen gegeben werden. Denn wo ist nur

der geringste Grad von Wahrscheinlichkeit, daß in unseren jetzigen politischen Umständen und Staatenverfassung sich eine solche Begebenheit zutragen könne? Dies Stück in unserer Tracht wird Fabel und unwahr."

In die Novembertage, in denen Schiller um die Lebensmöglichkeit seiner „Räuber" kämpft und Schritt für Schritt einzelne Szenen, einzelne Reden verteidigt, fallen die ersten Vorbereitungen, einen Almanach herauszugeben, die spätere Anthologie. An Hoven schreibt er, um einen Beitrag zu bitten.

Mit Hoven, der als Arzt in Ludwigsburg tätig war, machte er um diese Zeit einen Ausflug nach dem Hohenasperg, da sein Pate, der General Rieger, der die Veste unter sich hatte, den Verfasser der Räuber, den er nur als Knaben gekannt, als erwachsenen Mann bei sich sehen wollte.

Unter den Gefangenen lebte seit fünf Jahren der Dichter Schubart, dessen einfache Erzählung zu den „Räubern" einst Anregung gegeben. Es ist unwahrscheinlich, daß sich Schiller des Mannes persönlich erinnerte, dessen melodischem Orgelspiel er in der Ludwigsburger Kirche als Knabe gelauscht und von dessen Trink- und Liebesabenteuern mancherlei Gerücht die kleine Residenz erfüllt hatte. Von der Verhaftung des Unglücklichen war allerdings viel gesprochen worden. Vorher des Landes verwiesen wegen satyrischer Ausfälle auf die Regierung und einer Parodie der protestantischen Kirchenlitanei, ließ ihn Herzog Karl in Blaubeuren jenseits seiner Grenze verhaften und hielt ihn ohne Urteil und Verhör auf dem Hohenasperg. Rieger versorgte ihn mit Büchern und stellte die Dichtkunst des Gefangenen in den Dienst der eigenen Unterhaltung, denn auf der Veste war ein Theater eingerichtet, in dem Sträflinge und Aufsichtssoldaten einträchtig miteinander Komödie spielten. Zu diesen Vorstellungen wurde aus Stuttgart und Ludwigsburg vornehmes Publikum geladen. Nun freute sich Schiller bei seinem Besuch den Gefangenen zu sehen, und dieser hatte keinen sehnlicheren Wunsch als den Dichter der Freiheit, den Verfasser der Räuber zu sprechen.

Rieger, vom Besuch seines Paten schon vorher in Kenntnis gesetzt, erfann einen Scherz. Er verlangte von Schubart eine Kritik der Räuber. Mit frohem Behagen arbeitete dieser die Besprechung aus. Als nun Schiller kam, wurde er unter dem Namen eines Doktor Fischer zu dem Gefangenen gebracht. Rieger stellte ihn als persönlichen Freund Schillers vor, kam gesprächsweise auf die Kritik und bat Schubart, sie vorzulesen. Es geschah und am Schluß äußerte der Rezensent, es würde ihm eine glückliche Stunde bereiten, „den großen Dichter persönlich zu sehen". Da klopfte ihm Rieger auf die Schulter und sagte: „Ihr Wunsch ist erfüllt. Hier steht er vor Ihnen!" — „Ist es möglich!" rief Schubart, „das ist also der Verfasser der Räuber!" Nun fiel er Schiller um den Hals, küßte ihn und Freudentränen glänzten in seinen Augen. Schiller hat die Erinnerung an diesen Besuch Zeit seines Lebens behalten.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, beschäftigten ihn von neuem die Verhandlungen mit Dalberg und der Plan, die Anthologie möglichst rasch herauszubringen. Was die Räuber an Begeisterung entfacht hatten, durfte nicht unbenutzt vorübergehen. Am 16. Dezember schreibt ein Freund des Dichters — man vermutet Professor Abel oder Haug — in den „gothaischen gelehrten Zeitungen: „Herr Regimentsdoktor Schiller zu Stuttgart gibt in Metzlers Verlag eine neue Anthologie heraus. Die meisten Gedichte sind von ihm selbst und von einem Feuer, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf. Dieses vortreffliche Schauspiel wird nächstens zu Mannheim bei Schwan ganz umgearbeitet erscheinen und zwar auf Verlangen der dortigen Bühne." Am 12. Januar 1782 ist dieses Schreiben aus dem Württembergischen abgedruckt. Der im Spätherbst gereifte Plan kam rasch zur Ausführung und während die Räuber in Mannheim den Wünschen Dalbergs entsprechend einstudiert wurden, korrigiert und bessert Schiller an seinen Gedichten.

Der kraftgenialische Zug in seinem Wesen nimmt zu und äußert sich nun oft zum Schrecken zarterer Naturen. Mit festem Tritt zertrümmert er die Tür, als er nach Hause kommt und sie ver-

schlossen findet. Erschrocken und doch voll Bewunderung sieht sein Kinderfreund Conz aus Lorch zu ihm auf, der als sanfter Kandidat aus dem Tübinger Stift hervorgegangen, nun einen ganz anderen Menschen vor sich sieht, als er erwartet. In einer Ode an den Bewunderten erinnert er ihn an die „Auen der Heimat" und an die Zeit,

„Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funken, der jetzt
Aufzulodern begann und bald
Ausschlagen wird zur Flamme."

Und wenn Schiller den sanften, schwarzgekleideten Freund betrachtete, der den stillen Pfad des Gottesgelehrten gegangen war, wie er ihn auch für sich in seinem Jugendtraum gewünscht, da mußte er begreifen, daß er doch mehr vom Leben, von den geistigen Strömungen, vom Wissen und Dichten der Zeit in sich aufgenommen auf des Herzogs hauptstädtischer Akademie. Alles, was im Kreis der Kameraden vor sich ging und besprochen wurde, war neu für Conz und den übermütigen jungen Leuten wurde klar, was sie trotz des militärischen Drucks für geistige Freiheit genossen.

Denn was der kleine Fritz ersehnt hatte, zeigte sich nun in ganz anderem Licht, ähnlich wie die Zeitschrift „das graue Ungeheuer" etwas später die Erziehung im Tübinger Stift schildern sollte: „Zur schönsten Blütezeit des Genies hat der Magister kein anderes Objekt vor sich als die Bibel und die Stiftsregel. Würde er auf einem Vers, auf einer Opernarie, auf einer Zeichnung betreten: so ist er verloren. Noch schlimmer wäre es, wenn man ein Blatt von Voltaire innerhalb der Mauern des Stifts entdeckte. Der Unglückliche würde in Inquisition kommen, als wenn er das ganze Stift hätte anzünden wollen."

Und nun ordnete Schiller manches Gedicht in die Anthologie ein, das auf der Schule angeregt oder entstanden war. Ihm waren Shakespeare und Goethe, Lessing und Voltaire, Klopstock und Rousseau vertraut. Aus ihm sprach der Geist der neuen Zeit laut und vernehmlich.

Jetzt begann die Kampfnatur in ihm, sich auch mit den kleinen, aber harmlosen Geistern auseinander zu setzen, die sich auf dem schwäbischen Parnaß tummeln wollten. Neckereien wechselten mit starken Ausfällen und namentlich Stäudlin „der Barde“, mit dem Conz Freundschaft schloß, geriet in die Fehde.

Stuttgarts eleganter Dichter, den ein Genosse besang,

„Trägt einen grauen Hut mit goldner Schnur
Und einen grünen kurz geschnittenen Frack“

kam in naturgemäßen Gegensatz zu Schiller, in dessen Schriften Stäudlin nur „Roheit und Bombast“ zu sehen vermeinte, während ihn, wie so viele andere, in Wirklichkeit eher die kraftgenialische Person des Regimentsmedikus abstieß. Auch war er beleidigt einer Rezension wegen, die Schiller seinen Versen angedeihen ließ und trat, wo er konnte, gegen den Nebenbuhler auf.

Während sich diese Plänkeleien zuspitzten und beim Zusammenstellen der Anthologie vielfach neue Nahrung fanden, bereitete Schiller die Reise nach Mannheim vor, um der ersten Aufführung seines Stücks beizuwohnen. Der versprochene Vorschuß war sichergestellt, ein unglücklicher Zufall wollte aber, daß der vorausgesehene Tag so ziemlich der einzige Termin des Winters war, an dem der Dichter unter keinen Umständen reisen konnte. Eiligst schrieb er an Schwan: „Eine verdrießliche Sache scheint zwischen meine Hoffnung, die Räuber aufführen zu sehen, zu treten. Herr von Dalberg schreibt, daß solche den 10. oder 12. und Sie, daß sie den 8. schon gegeben werden könnten. Nun ist der 10. Januar das Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim, von welchem niemand, der vom Militärstand ist, oder sonstige Verhältnisse gegen den Herzog hat, wegbleiben darf, da es in aller Solennität vollzogen werden soll.“ Er bat Schwan, einzuwirken, daß die Vorstellung verschoben werde. Die Nationalbühne entsprach dem Wunsch und „Die Räuber“ wurden auf Sonntag den 13. Januar 1782 angesetzt.

Unterdessen waren die Exemplare der ersten Auflage vergriffen, und der Buchhändler Löffler in Mannheim unternahm, eine zweite zu drucken. Sie zeichnet sich durch eine neue Vignette aus, die einen

aufsteigenden Löwen mit der Unterschrift „in tirannos" darstellt und unterstreicht damit die freiheitliche Tendenz des Werks. Unabhängig von der Bühnenausgabe „des Trauerspiels" sollte sie der wachsenden Kauflust entgegenkommen. In der kurzen, vom 5. Januar datierten Vorrede teilt der Verfasser mit, daß der Drucker pünktlich sei und daß er jene Zweideutigkeiten vermieden habe, „die dem feineren Teil des Publikums auffallend gewesen waren". Zumsteegs begleitende Musik zu den Liedern ist beigeheftet. Die Druckfehler sind jedoch fast noch zahlreicher als in der ersten Auflage.

Kaum von der Parade zu Ehren Franziskas nach Hause gekommen, meldet sich Schiller krank, denn an die Genehmigung eines Urlaubsgesuchs war nicht zu denken und er bereitete eine heimliche Abreise nach Mannheim vor. Nur sein Regimentskommandeur, ein wohlwollender Mann, der zu den Freunden Henriettes von Wolzogen gehörte, war unter der Hand benachrichtigt und hatte erklärt, keinerlei Erkundigung nach dem Leiden des Medikus einziehen zu wollen. Damit war die größte Gefahr beseitigt.

Petersen begleitete den Dichter und erzählt in seinem handschriftlichen Nachlaß, in Schwetzingen habe die Reisenden ein schmuckes Kellnermädchen so angenehm beschäftigt, daß sie mit knapper Not Mannheim vor Beginn der Vorstellung erreichten.

Aber gespannt und aufgeregt stand der Dichter, noch ehe der Vorhang sich hob, auf seinem Platz „in der dunklen Parterreloge seines Freundes Schwan".

Zwölfter Abschnitt

Der Weg zum Ruhm ist nicht bestreut
mit Blumen. Lafontaine 1678

Der 13. Januar des Jahres 1782 ist ein Markstein in der Geschichte des deutschen Theaters. Als an den Brunnensäulen und Straßenecken der Stadt Mannheim die Zettel angeklebt waren, einem werten Publikum anzuzeigen, daß präzise 5 Uhr gegeben würden „die Räuber — ein Trauerspiel in sieben Handlungen für die Mannheimer Nationalbühne von dem Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet", zeigte die Bewegung unter den lebhaften, leicht erregbaren Pfälzern, die sich für Theatersachen interessierten, daß man überzeugt war, einem wichtigen Ereignis entgegenzugehen. Auf Dalbergs Verlangen war der Sitte entsprechend dem Personverzeichnis ein „Avertissement" des Autors beigefügt, die poetische und moralische Berechtigung des Stücks darzulegen. Es schloß: „Man wird auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den inneren Gewissenswurm nicht töten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschickes zum Erstaunen auflösen könne."

1782

Aus der näheren und weiteren Umgebung, aus Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, aus Mainz, Worms und Speyer eilten die Freunde der schönen Literatur zu Pferd und zu Wagen herbei, dem Schauspiel beizuwohnen. Das Stück hatte für seine Zeit eine ungeheuere Verbreitung erlangt, man diskutierte über seinen künstlerischen Wert, seine politische Bedeutung, seine moralischen Eigenschaften. Bei dem einen war es berüchtigt, bei dem andern berühmt, aber alle, die teilnahmen an den weltbewegenden Fragen des Tages wollten selbst dem merkwürdigen Ereignis seiner Aufführung beiwohnen.

Schon um 1 Uhr mittags öffnete sich das verhältnismäßig kleine Schauspielhaus den Einlaßbegehrenden und schnell füllten sich Parterre und Galerien. Geduldig harrten die Eifrigen den Nachmittag über aus in dem spärlich erleuchteten Raum und trieben allerlei Kurzweil, bis gegen 5 Uhr auch die Logen sich bis auf den letzten Platz füllten.

Als Schiller sich vorsichtig, um nicht bemerkt zu werden, vorbeugte und aus Schwans Loge in das übervolle Haus lugte, dessen Stimmgewirr beängstigend zu ihm herrüberrauschte, mag ihm wohl das Herz geklopft und das Blut heiß an die Stirn gepocht haben.

In den ersten drei Handlungen blieb das Publikum ruhig und gelassen, sie machten den Eindruck nicht, den manche erwarten mochten und trieben die Zuschauer weder zu einem begeisterten „Für“, noch zu ablehnendem „Wider“. In der vierten Handlung schlug die Stimmung um. Ein Augenzeuge aus der Mannheimer Bürgerschaft berichtet: „Nun glich das Theater einem Irrenhause. Rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauerraum!“ Gewaltiger Beifall begleitete jedes Fallen des Vorhangs. Ein tiefes, mitempfindendes Schaudern ging durch das Haus, als Iffland in der großen Szene, in der Franz Moor die furchtbare Vision erzählt, mit geisterbleichem, von irrem Lampenlicht beleuchtetem Antlitz ohnmächtig zusammenbrach.

Als die Vorstellung nach 10 Uhr endete, machten die Zuschauer ihren stürmisch erregten Gefühlen Luft durch einen ungestümen Beifallsausbruch. „Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme“, erzählt der Augenzeuge, „Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht.“

Etwas genauer schildert ein Fremder den eigenartigen Vorgang.

„Ich habe noch nie ein Theaterpublikum in solcher Erregung gesehen. Es ist unglaublich, was die Menge von neuen Gedanken, die keiner sogleich in seinem Kopfe unterzubringen wußte, für eine Wirkung gehabt hat. In den Logen hielten sich die Zuschauer ziemlich ruhig, ich hatte das Gefühl, eingeschüchterte Menschen in meiner Nähe zu haben, die mit einem Male leibhaftig vor sich

Christian Friedrich Schwan
Nach einer Lithographie



sahen, was ihnen einsame Stunden, den Rousseau in der Hand, sans peur vorgegaukelt hatten. Wir saßen eng und sehr unbequem, waren aber so gespannt, daß fünf lange Stunden sans fatigue vergangen waren, als ein Jubel ausbrach, wie ich ihn bis dato in einer deutschen Stadt nicht für möglich gehalten habe. Was ich im théâtre zwischen Piccinisten und Gluckisten in Paris erlebt, war nichts dagegen. Ein solcher Enthousiasme ist beispiellos. Der Verfasser soll zu dem Wirtembergischen Militär gehören, sagte mir Baron de Dalberg, dem ich nur in Eile meinen Respekt vermeldete; er schien sehr en grâce und war überglücklich, daß ihm das Wagestück mit der Tragödie gelungen. Gemmingen vertraute mir, son excellence wären der Sache nicht ganz sicher gewesen. Jetzt war er ausnehmend heiter, fragte mich, was denken Sie von diesen deutschen Originalen, ging aber, von einem Lakai abberufen, ohne meine Antwort zu erwarten. Da sagte ich zu Gemmingen, das neue Drama ist, dünkt mich, gerade das, was unseren Tagen sowohl, als dem Genie unseres jungen Anflugs vorzüglich angemessen ist ..." *

Schiller selbst spricht sich im Wirtembergischen Repertorium über seine Eindrücke aus. Er sendet einen fingierten Brief ein, gezeichnet Worms den 15. Jenner 82. „Ich komme soeben von der Reise zurück und noch warm von dem Eindruck, setze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun erst muß ich erstaunen, welche unübersteiglich scheinende Hindernisse der Herr Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftischen zu können. Der Herr Verfasser hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der tätige Geist Dalbergs beseelt; für alle übrige, die ich wenigstens kenne, bleibt es, nach wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich wars, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Szenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen, man spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche

* Unveröffentlicht.

Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht. Herr Danzi hatte auch die Zwischenakte neu aufgesetzt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier Stunden, und mich deucht, die Schauspieler hatten sich noch beeilet.

Doch — Sie werden ungeduldig sein, vom Erfolge zu hören. Im ganzen genommen tat es die vortrefflichste Wirkung. Herr Boeck als Räuberhauptmann erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Szene am Turm hör ich ihn noch, neben dem Vater kniend, mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören — Sie müssen wissen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maßgab seines Laufs ein natürliches schröckliches Licht in der Gegend verbreitete — Schade nur, daß Herr Boeck für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Herr Iffland, der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht sein) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gestehe ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatt ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den letztern Szenen als Meister gezeigt. Noch hör ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstand, das ruchlose N e i n sagen und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. „Ja! Ja! — droben einer über den Sternen!" — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knien liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten — Wenn nur Herr Iffland seine Worte nicht so verschlänge und sich nicht im Deklamieren so überstürzte! Deutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden." Es folgen noch Besprechungen verschiedener Schauspieler, dann schließt die Korrespondenz mit einer Selbstkritik und einer Empfehlung:

„Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — Dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht, er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh sein. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können und jedes hätte mehr Wirkung getan. Man spricht indes langes und breites davon. Übermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist dies die beste Gewähr für den Geist des Verfassers. Bald werden wir es gedruckt haben. Herr Hofkammerrat Schwan, der zur Aufnahme des Stücks sehr viel beigetragen hatte, und ein eifriger Liebhaber davon ist, wird es herausgeben. Ich habe die Ehre zu sein usf."

Nach der Vorstellung versammelten sich die Schauspieler mit dem Dichter zu gemeinsamer Mahlzeit und zechten in frohester Laune bis zum folgenden Morgen. Hier war es, daß Schiller im jugendlichen Überschwang dem Darsteller des Schweizer, Beil, anvertraute, Schauspieler zu sein, müsse doch der schönste Beruf sein und er selbst wolle auf die Bühne gehen. Doch der vernünftige Mann wollte nichts von einem solchen Plan wissen und meinte: „Nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühne."

Der Gefeierte fühlte sich wohl in dieser ungewohnten Umgebung. Unter den lebhaften, anregenden und begeisterungsfähigen Menschen, die ihm persönlich noch fern standen, war er der Dichter Schiller, der Mann des Tages, den keine Uniform und kein engumschriebener Pflichtenkreis bedrückten. Männer wie Iffland, Boeck und Beil erschienen ihm in einem glänzenden Licht, die Nationalbühne und ihre Mitglieder zeigten sich dem Erstaunten ganz anders als die Akteurs der herzoglichen Oper und Komödie, die ihm die ersten theatralischen Eindrücke vermittelt.

Eingehende Gespräche über die dramatische Kunst, bei denen Schillers Gedanken zum erstenmal wohl motivierte Gegenrede fanden, bald Zustimmung, bald Widerspruch erweckend, öffneten ihm neue

Aussichten und erweiterten das Gesichtsfeld in kurzen Stunden, wie er es kaum für möglich gehalten. Daß er für die Bühne bestimmt sei, wurde ihm unerschütterlich klar.

Mit herzlicher, wenn auch vornehm herablassender Höflichkeit trat Dalberg zu ihm, fragte nach weiteren Plänen und schlug vor, Schiller möge doch Goethes Götz für die Szene bearbeiten oder sich sonst mit einem vaterländischen Stoff beschäftigen. Aber der junge Dichter hegte seit langem einen anderen Plan im Verborgenen. Ein Kampf um Freiheit und Staatsgewalt schwebte ihm vor Augen. Er nannte Fiesko und den Streit um Genua. Dem bühnenkundigen Intendanten schien der Stoff allzu fern und er verabschiedete sich mit höflich aufmunternden, aber nicht bindenden Worten von dem Dichter. Am andern Morgen ließ er ihm, da es Bühnentantiémen in unserem Sinne noch nicht gab, vier Karolin „zu den Reisekosten" durch Schwans Vermittlung auszahlen.

Nachdem er mit dem liebenswürdigen Buchhändler noch verschiedene geschäftliche Fragen wegen der Bühnenausgabe besprochen, wurde Schiller zum Mittagessen zurückbehalten und der Tochter des Hauses, Margarete, vorgestellt, die auf sein leicht empfängliches, in dieser Stunde besonders offenes Gemüt großen Eindruck machte. Sie war feingebildeter und weltgewandter als die jungen Mädchen, die er bisher meist als Freundinnen Christophinens näher kennen gelernt hatte und die ruhige Sicherheit, mit der sie sich dem Fremden gegenüber benahm, gefiel ihm so gut, daß er des Mädchens liebliches Bild fest in sein Herz einprägte.

In sein unfreundliches Stuttgarter Heim zurückgekehrt, das er allein bewohnte, seit Leutnant Kapff als Lehrer an die Militärakademie versetzt war, erschienen ihm die Verhältnisse seines Lebens viel trüber als vorher. Nie mag er die Militäruniform so steif gefunden und seine Waffe mit größerem Widerwillen umgeschnallt haben, als an jenem Wintertag, da er wieder auf die Parade ging, sich von seiner fingierten Krankheit gesund zu melden. Jetzt erst empfand er die ganze Schwere der Fesseln, die ihn an Württemberg hielten und nicht frei ließen, weil er auf des Herzogs Kosten erzogen war.

Mannheim stand in seinem Gedächtnis als ein Traumland, in dem sich die Hoffnungen auf seine Kunst verwirklichen ließen und voll frohen Dankes schrieb er an Dalberg: „Ich wiederhole hier schriftlich die wärmsten Danksagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade, für die Aufmerksamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, dessen Sie mein Stück gewürdigt, und für alles, wodurch E. E. die kleinen Vollkommenheiten desselben erhoben und seine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatralischen Kunst zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verstattete mir nicht, ins Detail meines Stücks und seiner Vorstellung zu gehen, und weil ich nicht alles sagen konnte, weil mir die Zeit zu sparsam dazu abgewogen, und mein Inkognito zu streng war, so hielt ich es für besser, noch gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Aber andere Arbeiten als die dramatischen drängten sich vor. Wenn er auch vielerlei Quellen in der herzoglichen Bibliothek durchstudierte, um sich mit den Genueser Zuständen vertraut zu machen und der Anthologie den letzten Schliff gab, sein Brotstudium, die Medizin, legte wieder Beschlag auf den Dichter, denn er beschloß hauptsächlich auf Drängen der Familie „den gradum eines Doktors der Medizin an der Karlsuniversität“ zu erwerben. Im poetisch mythologischen Stil der Zeit schrieb er an Schwan: „Gegenwärtig muß ich den Helikon verlassen und mit der Schlange von Epidaurus spielen.“

Nach wenigen Wochen zeigte sich in den Geschäften der Buchhändler „die Anthologie auf das Jahr 1782“. Die zierlichen Bände mit Vorreden, Gedichten und kurzen Erzählungen, die man Almanach nannte, obwohl sie längst keine Kalender mehr enthielten, waren Mode. Sie steckten in den Taschen der empfindsamen Männer, wenn sie spazierengingen, und lagen in den Boudoirs der lesenden Frauen. Wo sich nur immer ein Kreis von jungen Poeten zusammenfand, kam ein solches Jahrbuch heraus,

seit im Jahr 1770 der Boie- und Gottersche Musenalmanach die Reihe eröffnet.

Mit der Anthologie sollte nicht nur Schillers eigener Kreis zu einer Veröffentlichung kommen, sie hatte auch den Zweck Stäudlins „schwäbische Blumenlese“ zu bekämpfen, die man an der Tafelrunde im Ochsen „eine Distelnlese“ nannte. Aber wenn Stäudlin Mitarbeiter in Fülle fand und, wie es wahrscheinlich ist, verschiedene Beiträge Schillers abgelehnt hatte, mußte dieser seine Anthologie fast ganz allein zusammenstellen. Darauf bezieht sich Scharffensteins Bemerkung: „Die meisten Gedichte der Anthologie sind von Schiller, denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche, poetische Rekruten eher abschreckte, als anzog“.

Das Büchlein ist, auch der Mode entsprechend, nicht von Stuttgart sondern von „Tobolsko“ datiert und vom Herausgeber „seinem Prinzipal“, dem „Tod“ mit einer stark auftragenden Vorrede gewidmet. Unter verschiedenen Chiffren erscheinen die Gedichte, eines nur ist unterschrieben „vom Verfasser der Räuber“. Gleich wie bei einigen andern steht unter Semele, einer „Operette“ — was nach dem Sprachgebrauch soviel wie kleine Oper bedeutet — das Zeichen S. Das „Monument Moors des Räubers“ ist eine poetische Warnung für die Freunde, ein Epilog des Stücks, ähnlich gemeint, wie das Gedicht, mit dem Goethe in der zweiten Auflage des „Werther“ die allzu Empfindsamen mahnt, stärker zu sein. Schiller ruft seinen Bewunderern zu:

Jünglinge, Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Ätherstrahl
Lernt behutsamer spielen.
Störrisch knirscht in dem Zügel das Sonnenroß.
— Wie's an Seite des Meisters
Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt —
Flammt's am kindischen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!

Stäudlin, der in einigen Beiträgen weidlich verspottet war, nahm den Kampf auf und veröffentlichte in seinen „vermischten poetischen Stücken“ kurz darauf ein satirisches Gedicht „das Kraftgenie“, in

dem er Schiller, dem Dichter der Räuber, Verse wie diese, in den Mund gibt:

> „Was soll mir das Kastratenheer
> Und all die Zwerge um mich her?
> Ich stelle nur Kolossen auf
> Und drücke Shakespeares Stempel drauf.
> Erhub sich je in aller Welt
> Ein Deklamator wie mein Held,
> Mit Pfauenfedern schön geziert
> Und mit Metafern ausstaffiert?
> So glänzt man in der Dichterzahl
> Als Kraftmann und Original!
> So wandl' ich immer eigene Bahn
> Und Plimplamplasco bleibt mein Mann."

Dieser Name ist der Titel eines gegen das Geniewesen gerichteten Romans von Klinger.

Unter poetischen Plänkeleien und ernster Arbeit verlief der Frühling, bis der Mai herankam, in dem Schiller mit Frau von Wolzogen und Luise Vischerin eine zweite Fahrt nach Mannheim antrat, auch mit ihnen eine Vorstellung der Räuber zu erleben.

Das Stück übte noch weiter seine gewaltige Wirkung, überall wurde es besprochen und neben dem Verfasser gewann die Nationalbühne an Ruhm und Ansehen. Am 27. April schrieb die Berliner Literatur- und Theater-Zeitung: „Schwerlich hat je ein Stück in Deutschland mehr Wirkung auf dem Theater gemacht als die Räuber".

Dreizehnter Abschnitt

Mein Bester, geht. Ich rat in Freundschaft euch,
Verlaßt den Ort. — So steht des Herzogs Stimmung jetzt,
Daß er mißdeutet, was ihr habt getan.
Shakespeare, Wie es euch gefällt

Der Ausflug durch die frühlingssatte, von blühenden Obstbäumen durchleuchtete Landschaft, den Schiller „mit einigen Freunden und Dames"* unternahm, war eine Reise enthusiastischer Herzen, die dem Dichter wie den beiden so verschieden gearteten Freundinnen bis auf die nichterfolgte Aufführung der Räuber innige Befriedigung gewährte. Beurlaubungen und Krankheitsfälle des Personals machten es wahrscheinlich der Theaterleitung unmöglich „die Räuber" zu Ehren des Autors rasch ins Repertoire zu werfen. Dafür entschädigten einige den Reisenden unbekannte Stücke und zwangloser Verkehr mit den anregenden Theaterleuten.

Henriette von Wolzogen, die Schiller in freierer Entfaltung seiner Persönlichkeit sich bewegen sah, losgelöst von den mißlichen Verhältnissen der Heimat, war bestärkt in ihrer Bewunderung für den Verfasser der Räuber und schloß den Begeisterungsfrohen noch fester in ihr mütterliches Herz.

Luise Vischerin war glücklich, in der Gesellschaft des geliebten Freundes eine Reise zu machen und geschmeichelt, daß die vornehme Dame mit ihrer Begleitung einverstanden war. Sie bewährte sich durch ihren guten Humor und ihre praktische Hand, als Schiller vor der Rückreise von einer schlimmen Grippe befallen wurde. Die Krankheit verdarb die Stimmung, die eine sehr gehobene war, als Dalberg im Gespräch durchblicken ließ, es sei möglich, den jungen Dichter ganz nach Mannheim zu ziehen. Ein Wetterumschlag auf der Rückreise und das peinliche Unwohlsein drückten Schillers Gemütszustand so tief herab, daß er sich seiner Heimat mit wahrem Widerwillen näherte und den Freundinnen mit nervöser Leidenschaftlichkeit den Wunsch anvertraute, irgendwie vom herzoglichen Dienst und von Schwaben loszukommen.

* Brief an Dalberg vom 24. Mai.



Man hatte die Maitage zur Reise gewählt, weil Herzog Karl mit der Gräfin von Hohenheim nach Wien aufgebrochen war, um für die Erhebung der Militärakademie zur hohen Schule zu danken. Seit dem Kaiserlichen Erlaß hieß die Anstalt „Hohe Karlsschule" und hatte das Recht, Doktoren zu promovieren. Auch Schiller war dem Wunsch nicht ausgewichen und, wie er seinerzeit an Schwan geschrieben, mit dem Plan einer Dissertation beschäftigt gewesen. Nun warf er die medizinischen Arbeiten wieder unmutig zur Seite und ging mit größter Emsigkeit an historische Vorstudien und Ausarbeitung einzelner Szenen des „Fiesko".

Was fertig war, wurde dem Musiker Streicher, Professor Abel und Hoven vorgelesen. Eines Tages stürmte der Dichter, von Hoven begleitet, zu Abel, trat mit einem kräftigen „Hören Sie! Hören Sie!" in das Zimmer und deklamierte die Szene, in der Fiesko das Gemälde Romanos betrachtet. Das Manuskript verlangt von dem Helden einen majestätischen Schritt, der lebhafte Dichter rannte aber so leidenschaftlich auf und ab, daß sich die Anwesenden seiner Überschwenglichkeit auf der Bühne als Clavigo erinnerten. Schiller lebte und webte mit den Gestalten seines neuen Werkes, er gedachte den Entwurf Goethe und Wieland mitzuteilen, und sprach unaufhörlich davon, die „Verschwörung des Fiesko" von den Fehlern frei zu halten, die nach dem eigenen Urteil den Räubern noch anhafteten. „Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesko soll bleiben!" rief er den Freunden zu.

Auch andere literarische und redaktionelle Arbeiten hielten ihn davon ab, die Doktorarbeit ernstlich in Angriff zu nehmen. Seit Ostern gehörte er zu den Herausgebern des „Wirtembergischen Repertoriums der Literatur", einer Vierteljahrschrift, die auf Kosten der Unternehmer in Stuttgart gedruckt wurde. Professor Abel, Schiller und Petersen galten als solche. In einem Vorbericht wird als Absicht der Hefte „Ausbildung des Geschmacks, angenehme Unterhaltung und Veredelung der moralischen Gesinnungen" verkündet. Ungefähr 12 Bogen stark, gut gedruckt in Großoktav erschien das Repertorium als ernste kritische Zeitschrift und vertrat die An-

sicht, daß man bei einem gut motivierten Urteil mehr die Fehler rügen als die Schönheiten preisen solle. „Wenn übrigens einige Herren mit unserem Urteil unzufrieden sein sollten, so steht ihnen zu ihrer Rechtfertigung unsere Schrift offen."

Schillers Mitarbeit ist ziemlich umfangreich. Was er über seine eigenen „Räuber" und deren Mannheimer Aufführung geschrieben, ist schon erwähnt, meist sind es Feuilletons, die sich mit dem Theater beschäftigen, Weltanschauungsfragen behandeln und neue Bücher rezensieren. Darunter ist eine Besprechung der „Vermischten teutschen und französischen Poesien" von Johann Christoph Schwab, einem früheren Lehrer des Dichters. Selten ist böser Dilettantismus besser gekennzeichnet, als in dem Satz: „Ich meine das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe und doch kann ich beteuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden."

Unter Literaten und Deutschgesinnten aller Art wurde in den Zeitschriften, die nach englischem Beispiel überall aus der Erde schossen, vielfach gegen die hervorragende Stellung gekämpft, die fremden Elementen im deutschen Geistesleben geworden war, obwohl die meisten unter den Blättern ihren Lesern mit sehr viel Übersetzungen aufwarteten. Auch Schiller nimmt in dieser bedeutungsvollen Frage Partei und meint in seiner temperamentvollen Art: „Gute französische Poesien wird kein Deutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten sei, der den Geschmack seines Vaterlandes mit dem Dreschprügel rettet".

In dem zweiten Stück der Zeitschrift erscheint eine empfindsame Geschichte, die sich auf eine wahre Begebenheit zurückführen läßt, und deren Inhalt er jedenfalls im Salon Henriettens von Wolzogen erfuhr. Sie heißt: „Eine großmütige Handlung" und bringt — eine seltsame Verkettung der Umstände — Episoden aus dem Leben zweier Herren von Wurmb, der Brüder seiner künftigen Schwiegermutter. Beide liebten ein Fräulein von Werthern. Sie entdeckten einander ihre Gefühle und der ältere beschließt sich zu

opfern. Er reist nach Holland, kehrt aber, gebrochen an Leib und Seele zurück und gesteht, daß er sich zuviel zugemutet. Nun be-beschließt der Jüngere ihn an Edelmut zu überbieten, er flieht, schifft sich ein nach Ostindien und tritt in einem Brief die Geliebte dem älteren Bruder ab. Die Ehe wird geschlossen, aber die junge Frau kränkelt und gesteht ihrer Freundin und Verwandten (Henriette von Wolzogen) auf dem Totenbett, daß ihr Herz stets dem Entflohenen gehört habe.

Der Zartsinn, der uns Schwäche dünkt, ergriff die Gemüter des 18. Jahrhunderts, die Frauen Stuttgarts weinten über die unglückselige Frau, wie sie über Pamela oder über Miß Sarah Sampson geweint hatten.

Mit einem philosophischen Dialog „Der Jüngling und der Greis" endet Schillers Mitarbeiterschaft am Repertorium.

Für die Achtung, die der junge Dichter trotz seiner revolutionären Ideen und Schriften in der Gesellschaft wie bei seinen Vorgesetzten genoß, spricht der Auftrag, den er erhielt, das offizielle Gedicht zur Totenfeier des Generals von Rieger zu verfassen.

Es trägt, auf einem Foliobogen im Einzeldruck hergestellt, die Überschrift: „Totenfeyer am Grabe des Hochwohlgeborenen Herrn Philipp Friedrich von Rieger, Generalmajor und Chef eines Infanteriebataillons, Kommandanten der Festung Hohenasperg und des herzoglich militärischen St. Karls Ordens Ritters, welcher im 60. Jahr seines Alters am 15. Mai 1782 zu Hohenasperg an einem Schlagflusse selig verschied und am 18. d. Monats feierlichst zur Erde bestattet wurde. Ihm zum Ehrendenkmal geweiht von sämtlicher Herzoglich Wirtembergischer Generalität."

Auffallend ist der freie Ton, in dem der Dichter von dem kindisch kleinen Stolz der Erdengötter redet und seine Philosophie dahin ausspricht, daß über den Wert eines Menschen nicht nach Fürstengunst, Rang und Stand entschieden wird. Der seltsame Widerspruch zwischen wortreichem Servilismus und freier Aussprache philosophisch verbrämter Gleichheitsideen, der die Zeit erfüllt, seit Rousseaus Gedankenwelt bis in die Fürstenschlösser ge-

drungen war, kommt auch hier zur Geltung und wird Herzog Karl wie seinen Generälen Schillers Strophen mundgerecht gemacht haben. Aber in der Stadt unter den Leuten, die herzoglicher sein wollten, als der Herzog, flüsterte man von den ungehörigen Versen und Handlungen des Regimentsmedikus, der sich nicht scheue, den Wert von Karls Gnade herabzusetzen und mit dem Zorn seines Fürsten zu spielen, indem er schon zweimal ohne Urlaub Stadt und Land verlassen habe. Er wurde von den Frommen als Freigeist und Atheist geschildert.

Freiheit und Menschenwürde wollte der Dichter betonen, als er mit dem Pathos eines deutschen Rousseaujüngers die Frage aufwarf:

> Wird man dort nach Riegers Range fragen.
> Folgt ihm wohl Karls Gnade bis dahin?

Respektlosigkeit und Mangel an Loyalität erkannten aber seine Feinde darin und machten Stimmung gegen ihn, während er müde und angewidert von den Lasten seines Berufs noch unter den Folgen jener Grippe litt, die ihm in Mannheim angeflogen war.

Am 4. Juni raffte er sich endlich auf, an Dalberg zu schreiben: „Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hierherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat, Euer Excellenz für so viele Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeugen. Und doch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlandes mit Mannheim schon soweit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Szenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald niemand sein als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines besseren Schicksals und für beides nur — eine Aussicht."

Er vertraut sich und seine Zukunft dem Edelmut und der besseren Erkenntnis Dalbergs an, indem er ausführt, daß die

Schwierigkeiten, ihn von der Heimat zu lösen nicht, wie der Intendant meine, unüberwindlich seien.

Im Kreise Henriettes von Wolzogen war man auf den Ausweg geraten, daß Dalberg in einem Schreiben dem Herzog um Schillers Entlassung zugunsten des Kurfürsten bitten solle und dabei betonen, daß dieser Alles, was er geworden sei, der Karlsschule verdanke. Mit feiner, wenn auch naiver Diplomatie verweist Schiller den Intendanten auf die bestmögliche Form, eine Erlaubnis für ihn zum Eintritt in fremde Dienste zu gewinnen, indem das „Hauptkompliment" der Erziehungsanstalt gelten müsse. Zunächst könne man natürlich nur um längeren Urlaub nachsuchen. Auf diesen Plan kommt nun der Brief ausführlich zurück und schließt mit den rührenden Worten: „nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnte Euer Excellenz in das Innere meines Gemüts sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter den Verdrießlichkeiten meiner Lage sich sträubt — sie würden — ja ich weiß gewiß — sie würden eine Hilfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann."

Nicht lange nach dem Absenden dieses Schreibens fand Schiller als er sich früh zum Dienst begeben wollte, ein Reitpferd aus dem herzoglichen Marstall vor seiner Tür und einen Reitknecht, der ihm den Befehl überbrachte, sofort nach Hohenheim zu seinem Herrn zu reiten*, und diesen Ritt geheim zu halten.

Liebreich und freundlich empfing ihn Karl in seinem Garten, erzählte ihm von seinen Anlagen und zeigte ihm einige. Dann erkundigte er sich nach Schillers eigenen Umständen und sagte plötzlich rasch ohne Übergang: „Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß alles; ich sage, sein Obrister weiß darum".

Schiller bekannte sich ohne Zaudern zur Reise, verneinte aber energisch, daß sein Vorgesetzter etwas davon gewußt habe. Herzog

* Ich folge bei dieser Erzählung dem Bericht von Karl August Goeritz im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser", 1839, Nr. 221 ff., der sich inhaltlich mit den Aufzeichnungen von Christophine Reinwald deckt.



Karl, dem es scheinbar mehr darauf ankam, eine Dienstverletzung des Obersten von Rau zu erfahren als mit dem Regimentsmedikus über dessen Ausflug zu rechten, drang in ihn, drohte ihn auf die Festung zu setzen und seinen Vater ums Brot zu bringen. Aber der Erschrockene leugnete standhaft. Er wurde sehr ungnädig entlassen, der Herzog verbot ihm für die Zukunft jede Verbindung mit dem Ausland und wünschte durch ihn nicht mehr „derangiert" zu werden. Schiller mußte zu Fuß nach Stuttgart zurückkehren und erhielt auf dem Dienstweg 14 Tage Arrest.

Eine Rechnung des Ochsenwirts, die von seiner täglichen Abendmahlzeit „Schunken und Brot, Salat und Wein" erzählt, läßt außer den Tagen der Mannheimer Reise eine Pause offen vom 28. Juni bis 11. Juli, die der Dichter im Arrest absitzen mußte. Wenn Freunde kamen, verbrachte er die Zeit mit Kartenspiel, blieb er allein, so beschäftigten ihn die Arbeiten am Fiesko. Auch tauchte in der Einsamkeit ein neuer Plan, vorerst in ungefügen Bildern, vor ihm auf, aus dem sich nach und nach die Geschichte der Luise Millerin kristallisieren sollte*.

Schillers Stimmung zeigte sich täglich finsterer, Dalbergs Antwort lautete ausweichend, der vorsichtige Hofmann witterte Komplikationen und wollte für sich und sein Theater jede Verwicklung vermeiden. Er schien von Stuttgart aus orientiert zu sein. Die Verhältnisse in der Heimat spitzten sich in drohender Weise zu. Im Regiment hörte man Klagen über Vernachlässigung des Lazarettdienstes, die bis nach Hohenheim laut wurden und in der Stadt, wo die Geschichte sehr schnell ruchbar geworden, sprach man von einer wachsenden Erbitterung des Herzogs gegen den Dichter.

Von Dalbergs Intervention konnte jetzt keine Rede mehr sein, seit jeder Verkehr mit dem Ausland strengstens verboten war.

Die stolze Festigkeit der Schriftzüge, die den bisherigen Briefen des Dichters einen besonderen Charakter verliehen, fehlt dem

---

* Nach Karoline von Wolzogen.

Schreiben das nun nach Mannheim gerichtet wird und die „verdrießliche Geschichte“ des Arrests erwähnt. Noch lebt eine leise Hoffnung, daß der Intendant die Situation retten könne, aber es müsse möglichst schnell geschehen. „Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu tun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben.“ Dann verspricht er „Fiesko“ im August fertig zu stellen und zur Prüfung einzusenden und erwähnt einen neuen Vorwurf: „die Geschichte des Spaniers Dom Carlos verdient allerdings den Pinsel eines Dramatikers, und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten werde“. Auf diesen Stoff war er beim Lesen einer spanischen Geschichte aus der Bibliothek gekommen, schwankte aber lange zwischen Konradin von Schwaben und Carlos, ehe er sich entschied.

Schiller wartete umsonst auf eine Antwort, Dalberg hatte Mannheim verlassen und befand sich bereits zum Sommeraufenthalt auf seinen Gütern. Die Theatergeschäfte ruhten für ihn.

Nun bemächtigte sich des Dichters jene Verzweiflung, die alle Schaffenskraft lähmt, und den Umgang, auch mit den Vertrautesten verbietet. Fiesko geriet ins Stocken. Was Schiller sonst auf das lebhafteste ergriff, ließ ihn kalt und selbst die Jugendfreunde, die immer sein Herz offen fanden, floh er mit ängstlicher Scheu. Des Nachts schweifte er stundenlang durch die Wälder der Solitude von innerer Unruhe hin- und hergetrieben und von Zweifeln über seine Zukunft erfüllt.

Ohne Zustimmung des Herzogs war es fast unmöglich für ihn, Schwaben zu verlassen, denn sein Vater hätte in diesem Fall mindestens die Erziehungskosten der Schatulle zurückerstatten müssen, weil sich die Eltern durch einen Revers verpflichtet hatten, daß der Sohn für alle Zukunft seinem Vaterland diene. Zu einer Rückzahlung reichten aber die Mittel seiner Familie auf keinen Fall. Außerdem drückte ihn selbst eine größere Schuldenlast.

Doch erschien ihm jetzt auch Schubarts Schicksal vor Augen. „Man möchte mir am Ende auf dem hohen Asperg ein Logie anweisen“ schreibt er, aber „das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann, mich sollen sie wenigstens nicht drücken.“

Nur die Angst für seine Angehörigen und das Bewußtsein, dem Vater außer der herzoglichen Ungnade auch seine finanziellen Verbindlichkeiten aufzuhalsen, hielt ihn vor einer Flucht zurück. Und ihn, der sonst im Freundeskreis Trost gefunden, packte ein Bedürfnis nach Einsamkeit, denn er sah sich nicht mehr verstanden und das Gefühl über Heimat und Genossen hinausgewachsen zu sein, machte ihn elend.

Dem wahren Dichter ist eine ganz eigentümliche Qual auferlegt. Die selbstverständliche Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit, die ein Mensch für den andern hegt, ist ihm nie begreiflich, nie selbstverständlich.

Kraft seiner inneren Größe ist er noch viel weiter von anderen Menschen entfernt, als ein Durchschnittswesen von dem anderen. Die Berührungspunkte gemeinschaftlicher Dummheit, das Näherrücken des Beschränktseins fehlen, selbst schnell vergehende Verbindung alltäglicher Art zwischen einer Seele und der anderen ist für ihn besonders schwer herzustellen. Und gerade er sehnt sich so heiß danach, will immerfort die trennenden Mauern überwinden, ruft und ruft, bis der Schmeichelton ein Weheschrei der Liebe wird, sucht und sucht mit zitternden Händen, tastend an den Trennungsmauern auf und ab, ob sich keine Ritze zum Durchzwängen findet oder läuft wahnsinnig Sturm gegen die Schranken.

Und je königlicher, je erhabener sein Dichtertum wird, desto mehr entfernt er sich von den andern. Um einstmals in seinem unsterblichen Dasein, wenn sein Körper längst tot ist, sich in viele Herzen zu senken als Freund, vielen im Kampf voranzuleuchten als Fahnenträger, muß er in seinem sterblichen Dasein Verständnis und leichten Anschluß mehr entbehren als jeder, immer wieder zurückgeworfen werden in die Schauer der Einsamkeit. Er, gerade er, der vertrauensvoll und mitteilsam von Natur aus ist, wie ein zutrauliches Kind.



Schiller als Karl Moor
Nach dem Aquarell von Joh. C. Hummel, zwischen 1780–1790

Die ganz Großen sind Königskinder, verirrt in der Wildnis, zärtliche, verwunschene Geschöpfe, deren Krönchen und feine Kleider unter armseligen Köhlern so gar nicht am Platze sind. Sie werden selbst heimlich verlegen darüber und möchten gern auch so rußig sein und zum rauhen Leben tauglich, wie die schmutzigen Kinder, die sie auslachen und der fremden Sprache mit Rotwelsch begegnen.

Aber doch, auch wenn sich die Verirrten verkleiden, die weiße Haut schimmert durch unter Ruß oder Lumpen, die Stimme und die Worte bleiben fein und klar, sie können nicht vergessen, daß sie Fremde und daß sie Königskinder sind.

Vierzehnter Abschnitt

Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber
Gott gedachte es gut zu machen. Bibel

1782 Im zweiten Akt des Schauspiels „Die Räuber“ enthält die dritte Szene ein Gespräch zwischen Spiegelberg und Ratzmann über Handel und Aussichten ihres Daseins. Dabei fällt ein Wort vom günstigen Spitzbubenklima. Dem schließt sich die Stelle an: „Da rat ich Dir reis' Du ins Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner“.

Diese eigentlich harmlose, aber wahrscheinlich allzu berechtigte Bemerkung trug Aufsehen und lebhafte Erregung unter die Philister von „Alt fry Rätia“.

Wie Schiller dazu gekommen war, das zur Anklage erhobene Wort fallen zu lassen, hat verschiedene Erklärung gefunden. Mag es aus einer allgemeinen Stimmung von Reisenden hervorgegangen sein, die an den Stuttgarter Wirtstischen unliebsame Erfahrungen aus dem Grenzland erzählten, mag es eine Spitze gegen irgend welchen, aus Graubünden stammenden Aufsichtskorporal der militärischen Pflanzschule gehabt, mögen es die Gerüchte geformt haben, die den ehemaligen Landvogt des Veltlins Gaudenz Misani begleiteten, nachdem er sich in Stuttgart niedergelassen, keinesfalls verdient es die Bedeutung, die ihm verschiedene Wichtigtuer beilegten. Im „Trauerspiel“, der Bühnenbearbeitung fehlt die Stelle.

Kurz nach Erscheinen der „Räuber“ hatte schon ein Norddeutscher, der als Hofmeister im Dienst der Herren von Salis, einer vermögenden Veltliner Familie stand, in einer Hamburger Zeitschrift einen offenen Brief „an den Verfasser des Schauspiels die Räuber“ gerichtet, in dem er das „gute Graubünden“ gegen die „Räuberliche Verunglimpfung“ in Schutz nahm. Der Angriff verpuffte, denn in Schwaben wurden die Hamburgischen „Adreß-Comtoir-Nachrichten“ nicht gelesen. Aber ein Jahr der in Graubünden [illegible] [illegible] nahe den Hamburgisch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Ende [illegible] eine „Anzeige für Sünder gegen die Beleidigung eines [illegible]-

würdigen Komödienschreibers" drucken, in der von ihm begründeten in Chur erscheinenden Wochenschrift „Sammler". Er protestiert feierlich gegen eine gewisse Klasse von Skribenten, die Länder, Staaten und Regierungen beschimpften, obwohl sie ihnen kaum dem Namen nach bekannt sind.

Etwas später ging ein Privatschreiben an den Dichter aus Graubünden mit der Aufforderung, er möge sein beleidigendes Wort öffentlich widerrufen. Schiller gab keine Antwort. Da wendeten sich zu Anfang Sommer die gekränkten Spießbürger an den herzoglichen Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, der zufällig korrespondierendes Mitglied der Bündnerischen ökonomischen Gesellschaft war und dadurch mit besagtem Arzt, einem ihrer Gründer, in Verbindung stand. Walter, von Beruf Gärtner, war tüchtig in seinem Fach, schrieb über Gartenkunst und scheint des Herzogs besondere Gnade genossen zu haben.

Seit Major Schiller zum Intendanten der Gärtnerei auf der Solitude berufen war, standen beide Männer in amtlicher Beziehung. Augenscheinlich gehörten diese Beziehungen nicht zu den besten, denn Walter tritt nun mit gehässigem Eifer gegen den arglosen Dichter auf.

Zunächst verbreitete er nach Kräften die „Apologie" in Stuttgart und Ludwigsburg, damit möglichst viel darüber gesprochen würde, dann suchte er sie dem Herzog in die Hand zu spielen. Der Anschlag gelang und im August wurde Schiller zu einer zweiten Audienz vor seinen Landesherrn gerufen. Petersen gibt Bericht von dieser denkwürdigen Szene, wie er ihn sofort nach dem Ereignis aus dem Mund des Angeschuldigten vernommen. „Herzog Karl, der für Dichterwert durchaus keinen Sinn hatte, dem an Erhaltung seines Schweizer Viehs für seine Hohenheimer Ställe mehr gelegen war als an Erhaltung des Dichters in seinem Herzogtum, ließ ihn sogleich zu sich auf seinen Landsitz kommen, fuhr ihn auf das heftigste an, schalt ihn auf das derbste aus und schloß mit den Worten: ich sage bei Strafe der Kassation schreibt er keine Komödie mehr."

In seinen Liebhabereien gestört, durch Klatsch gelangweilt, ließ sich der Herzog, ihrer Tragweite unbewußt, zu dieser Drohung hinreißen, die jetzt mehr als ein Jahrhundert später als groteske Torheit wirkt. Damals war sie der Ausbruch übler Laune eines Mächtigen, der Gewalt und Willen besaß, seinen Worten Geltung zu verschaffen. Dieses allein fühlte Schiller und diese Gewißheit gab ihm Ruhe, endete die quälenden Zweifel über sein künftiges Schicksal. Bei seiner Rückkehr von Hohenheim ging er, ohne Aufregung zu zeigen, in einen Wirtsgarten, mit den Freunden Kegel zu schieben, „anscheinend gelassen, ja heiter. Aber sein Inneres war tief bestürmt" (Petersen). Auf der staubigen Landstraße reifte der Entschluß in ihm, für seine Kunst Alles, auch das Äußerste zu wagen.

Walter, der eifrige Vertreter fremden Philistertums, schrieb am 2. September über den Erfolg seiner Mission in die Schweiz: „Der Komödienschreiber kann zwar nicht leugnen, daß er einen Brief aus Bünden erhalten, schämet sich aber, daß er so mit seinen Räubern angelaufen, daß weiter dermalen nichts aus ihm herauszubringen und da er nicht nur die Apologie selbst zu lesen bekommen, sondern ich solche überall ausgebreitet, so weiß er, daß dieses ihm von mir gespielt worden und ich muß also noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann".

Der Garteninspektor erhielt keine Erklärung. Seine Tätigkeit hatte aber entschieden den Erfolg, die Ereignisse zu beschleunigen. Schiller fühlte sich jetzt erst als ein Gefangener, der vorgeschriebene Arbeit verrichten müsse. Er sah eine Axt an die Wurzeln seines Lebens gelegt und begriff, daß er sie nur mit kräftigem Ruck zur Seite schleudern könne. Aber er glaubte an sich und das gab ihm die Kraft.

Wohl erteilten gutmütige Vermittler noch jetzt den Rat, der Dichter möge den Herzog durch ein Lobgedicht versöhnen, aber andere sprachen von harten und drohenden Äußerungen des Erzürnten.

Von Schillers satyrischen Gedanken und seiner Freigeisterei redeten außerdem die Feinde am Hof und bestärkten Herzog Karl in der

Ansicht, daß aus seiner wohlbehüteten Schule statt eines brauchbaren Arztes ein „gefährliches Geschöpf" hervorgegangen sei.

Doch einen letzten Versuch, den Herzog umzustimmen, glaubte der Dichter vor allem seiner Eltern wegen unternehmen zu müssen. Am 1. September überreichte er dem General Augé ein Schreiben mit der Bitte, es dem Herzog vorlegen zu dürfen. Darin wird um Aufhebung des grausamen Verbotes nachgesucht. Die Berechtigung hofft Schiller durch seine literarische Stellung erworben zu haben: „Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Versuche vom ganzen Deutschland aufgenommen wurden, welches ich Höchstdenenselben untertänig zu beweisen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz sein zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karlsakademie der erste und einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der großen Welt angezogen und ihr wenigstens einige Achtung abgerungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die literarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ew. Herzogl. Durchlaucht alleruntertänigst, mich öffentlich Rechenschaft davon geben zu lassen und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen."

Der Herzog verweigerte die Annahme des Kabinettgesuchs und gab dem General den Befehl, den Regimentsmedikus in Arrest zu stecken, „sobald er sich wieder um die Erlaubnis eines Briefes" melden würde.

Nun gab es keinen andern Ausweg mehr, die Flucht aus Württemberg mußte beraten und vorbereitet werden. Vater Schiller hatte dabei aus dem Spiel zu bleiben, damit er, wenn ihn der Herzog zur Rechenschaft ziehen sollte, sein Ehrenwort geben könne, von des Sohnes Unternehmen nichts gewußt zu haben. Doch die Mutter und Schwester Christophine wurden ins Vertrauen gezogen. Auch Scharffenstein, Petersen und vielleicht noch mancher aus dem Freundeskreis erhielten Kunde von dem Plan und billigten ihn. Tatkräftige Hilfe gewährte Henriette von Wolzogen, indem sie dem Flüchtling Wohnung auf ihrem reichsfreien Gut Bauerbach zur Ver-

fügung stellte, solange er von Seiten des Herzogs verfolgt würde. Zum reichsritterschaftlichen Kanton Rhön-Werra gehörig, bot das Dorf eine sichere Zuflucht. Bei einem Grenznachbarn, wie dem pfälzischen Kurfürsten konnten für einen württembergischen Deserteur Schwierigkeiten, wenn nicht ernste Gefahren entstehen. Unter den Vertrautesten wurde also erwogen und besprochen, was das Beste sei, „mit einer an Angst grenzenden Vorsicht"*, damit das Unternehmen nicht scheitere.

Im September war die günstigste Zeit, denn man erwartete am Hof den Besuch des Großfürsten Paul von Rußland mit seiner Gemahlin.

Viele Fremde begannen gegen Mitte des Monats die Stadt zu füllen und alle Welt war mit Vorbereitungen zu glänzenden Festen beschäftigt. Auch der Freiherr Heribert von Dalberg war unter den Gästen. Schiller besuchte ihn, ohne das Geringste von seinem Vorhaben zu erwähnen. Man sprach über „Fiesko" und dessen Aussichten.

Als die Zweifel überwunden waren und die Entscheidung innerlich gefaßt, kehrte die alte Arbeitskraft zurück und mit zäher Ausdauer arbeitete der Dichter Szene für Szene an dem Trauerspiel, das kaum zur Hälfte fertig war, statt wie es Schiller sich vorgenommen, im Frühherbst vollendet zu sein.

Es kam eine Begeisterungsfreude über ihn, groß genug, dem eigenen Schaffen jede äußere Rücksicht kühn zu opfern. Die Freunde sahen zu ihm auf, und die Frauen, denen er vertraute, bestärkten ihn in seinem Vorsatz.

Ein Begleiter hatte sich unter denen gefunden, die ihm nahe standen. Andreas Streicher, der liebenswürdigste und sanfteste unter den wilderen Genossen der Sturm- und Drangperiode. Fast täglich verkehrten die jungen Männer seit einem Jahr miteinander. Schiller gefiel die Zuverlässigkeit und ideale Gesinnung an dem Musiker, Streicher sah mit schwärmerischer Liebe zu dem Dichter

* Petersen.



empor, seit er ihn, ohne seinen Namen zu wissen, bei dem Fest in der Akademie bewundert hatte. Nun kam es, daß Streicher nach Hamburg reisen sollte, um sich dort unter Leitung des Komponisten und Klaviervirtuosen Emanuel Bach weiterzubilden.

Mit Rücksicht auf den Freund erreichte Streicher bei seinen Verwandten, die ihn unterstützten, die Reise statt im kommenden Frühling schon im Herbst antreten zu dürfen und die jungen Männer beschlossen daraufhin, die nächste günstige Gelegenheit auszunützen.

Auf der Solitude erfuhren die Frauen, an welchem Tag die große Hirschjagd und das Feuerwerk für die fürstlichen Gäste stattfinden sollten, denn zu dieser Festlichkeit würde ein großer Teil von Stuttgarts Bewohnern nach dem Lustschloß strömen und die Freunde studierten das Parolebuch der Garnison, die Nacht ausfindig zu machen, in der kein Grenadier des Regiments Angé die Torwachen bezöge, damit unter den Posten keiner sei, der den Flüchtling ohne weiteres erkenne. Es traf sich, daß die Nacht vom Sonntag zum Montag, dem 22. zum 23. September, die günstigste schien. Und dieser Termin wurde im Geheimen gewählt.

Noch galt es, den Abschied von der Familie zu überwinden. Mit Streicher und Madame Meyer, der Frau des Theaterregisseurs aus Mannheim, die gleichzeitig mit Dalberg nach Stuttgart gekommen war, trat Schiller den Weg zum Vaterhaus an. Die Gegenwart der lebhaften Frau, die nichts von dem Unternehmen wußte, gereichte den Eingeweihten zur großen Wohltat. Sie gab den Frauen wie dem scheidenden Sohn die nötige „Contenance", sich so zu verhalten, daß Vater Schiller keinen Argwohn schöpfen konnte. „Beim Eintritt in die Wohnung," erzählt Streicher, „befand sich nur die Mutter und die älteste Schwester gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich, sich so zu bemeistern, daß die Unruhe nicht aufgefallen wäre. Glücklicherweise aber trat bald der Vater Schiller ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit seiner Mutter entfernen und seine Freunde der

Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte ... Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter ... Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, sowie an seinen feuchten geröteten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen ihn oft befallenden Übel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Heimwege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen."

Die letzte Nacht in Stuttgart brachte Schiller im Offizierszimmer der Wache zu bei dem Leutnant Scharffenstein. In späterer Zeit schrieb er nieder, daß diese Stunden „dem Gefühl ganz ausschließlich geweiht" waren. Ein Abschied von der eigentlichen Jugend. Die Erinnerungen tauchten auf, noch einmal flogen die Knabenjahre im trauten Gespräch vorüber. Der Scheidende „vermachte" dem Zurückbleibenden einen Teil seiner Bücher, er bat ihn, sich seines jungen Freundes Lempp anzunehmen, der noch auf der Karlsschule studierte und verließ ihn am Morgen, um noch ein letztesmal seine militärärztlichen Pflichten zu erfüllen.

Vom Lazarett nach Hause gekommen, sollte Schiller die nötigsten Reisevorbereitungen treffen. Was zum Gepäck gehörte, hatte Streicher nach und nach ohne Aufsehen in die eigene Wohnung gebracht. Nun galt es hauptsächlich, die Bücher zusammenzusuchen. Da fielen ihm Klopstocks Oden in die Hände, unter denen ihn eine schon besonders angezogen „und auf's neue so aufregte, daß er sogleich ein Gegenstück dichtete".

Als Streicher endlich reisefertig ankam, mußte er ungeachtet allen Drängens und Antreibens zur Eile zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören. „Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte." (Streicher.)

Am Nachmittag kam endlich alles in Ordnung und gegen 9 Uhr abends erschien Schiller in der Wohnung von Streichers Mutter „mit einem Paar alter Pistolen unter dem Kleide". Eine kam in



Büste Andreas Streichers
im Schillermuseum zu Marbach
Nach dem Schabkunstblatte von Christ. Mayer

den Koffer, sie hatte wohl einen Hahn, aber keinen Feuerstein, an der anderen war das Schloß zerbrochen. Sie wurde in den Wagen gelegt, geladen waren die Waffen nur „mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen". Noch wurde Streichers kleines Übungsklavier zu den Koffern auf den Wagen gepackt. Dann setzten sich die jungen Männer in die geschlossene Chaise und laut dröhnend rollte das Fuhrwerk über Stuttgarts holperiges Pflaster.

Man wählte den Weg durch das Eßlinger Tor, weil dieses der dunkelste von Stuttgarts Ausgängen war und weil dort „einer der bewährtesten Freunde" auf Wache stand. Der Posten rief den Unteroffizier heran, „die Reisenden zu revidieren". Auf die Frage: „Wer sind die Herren? Wo wollen Sie hin?" gab Streicher für Schiller den Namen eines Doktor Ritter, für sich Doktor Wolf an mit dem Reiseziel Eßlingen. In der Wachtstube des Offiziers sahen sie zwar kein Licht, aber die Fenster weit offen.

Es war eine helle Nacht. Schweigend fuhren die Freunde auf Feldwegen um die Stadt, bis sie die Straße nach Ludwigsburg gewannen. Gegen Mitternacht sah man den Horizont in leuchtender Röte und als der Wagen in Höhe der Solitude kam, zeichnete sich das Schloß mit allen Nebengebäuden wie ein phantastisches Feuerbild am Himmel. In der reinen heiteren Luft glänzten und flimmerten die Konturen der Fassade und der Pavillons. Deutlich konnte Schiller erkennen, wo seine Eltern wohnten und dem Weggenossen die Stelle bezeichnen. Mit einem unterdrückten Seufzer rief er aus: „Meine Mutter!" und brach das Gespräch ab.

Nach einer Wegwendung war die flammende Erscheinung verschwunden, die Nacht verdüsterte sich und bald tropfte leise und eindringlich der Herbstregen an die Scheiben.

In der gleichen Nacht, die den Sohn auf der Flucht sah und das Schillersche Elternhaus voller Gäste, die des Festes wegen vom Hofe aus einquartiert waren, gingen bei brechend vollem Hause die Räuber in Leipzig über die Bühne. Am Tage vorher hatten sie in Hamburg den Namen Schillers auf alle Lippen gebracht.

Nach 8 Uhr am andern Morgen erreichten die Flüchtlinge die kleine Pyramide aus rotem Sandstein, die an der kurpfälzischen Grenze aufgerichtet stand. Als ob die Last der Sorgen von ihm genommen sei, atmete Schiller auf und rief dem Freunde zu: „Sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken in blau und weiß angestrichen sind! Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung". Schiller grüßte den Grenzpfahl. Die Heimat lag hinter ihm.

Christophinens Aufzeichnungen beschreiben das Fest auf der Solitude und erwähnen danach das heimliche Entweichen des Bruders. „Der Herzog," schrieb sie, „gab kein Zeichen der Ungnade von sich. Er mochte wohl fühlen, daß er die Ursache dieses Schrittes war. Der Vater und wir alle waren natürlich sehr bestürzt über die Art und Weise der Entweichung, allein jetzt nach der langen Zeit, da dies geschah, war kein anderer Ausweg, um nicht geistig unterzugehen."

Ende des ersten Teils

Zweiter Teil: Wanderjahre

Fünfzehnter Abschnitt

Der Druck beengender Verhältnisse spannt und steigert die innewohnende Kraft; ein starker Wille nimmt das Schicksal in die eigene Hand . . . und damit hat der Charakter und das fernere Leben sein bleibendes Gepräge erhalten. D. F. Strauß, Huttens Leben

Nach guter Fahrt kamen die Freunde am Abend des 18. September in Schwetzingen an, wo sie zu wohlverdienter Ruhe im Gasthaus abstiegen. Nach zwei unsicheren Tagen und einer schlaflosen Nacht war dies sehnlichst erwartete Erholung.

„Am 19.," erzählt Streicher, „waren die Reisenden des Morgens sehr früh geschäftig, um sich zum Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beste, was die Koffer faßten, wurde hervorgesucht, um durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern, die den dürftig oder leidend Aussehenden fast immer versagt wird. Die Hoffnung Schillers, seine kranke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung; denn wer hätte daran zweifeln mögen, daß eine Theaterdirektion, die schon im ersten Jahre soviel Vorteil aus den Räubern gezogen, sich nicht beeilen würde, das zweite Stück des Dichters — das nicht nur für das große Publikum, sondern auch für den gebildeten Teil desselben berechnet war — gleichfalls aufzunehmen? . . . Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Vermutungen in volle Gewißheit umwandeln müßten, wurde die Postchaise zum letztenmal bestiegen und nach Mannheim eingelenkt, das in zwei Stunden, ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt an dem Tore der Festung erreicht war."

Man stieg zunächst vor dem Hause des Theaterregisseurs Meyer ab, dem Gatten der Schauspielerin, die in Stuttgart bei Verwandten zu Besuch war und Schiller bei seinem Abschied auf die Solitude begleitet hatte. Anfangs erstaunt, den Dichter zu einer Zeit in Mannheim zu sehen, während der sich die merkwürdigsten und sehenswertesten Feste in seiner Heimat abspielten, erkundigte sich Meyer über den Zweck der Reise. Doch sobald er den Grund

erfahren, ging die Verwunderung des gutmütigen Mannes zu tiefstem Mitleid über. Eine Träne glänzte in seinem Auge, als die Freunde den Sachverhalt darstellten und Schiller sich als Flüchtling bekannte. Meyer erzeigte sich sofort hilfreich und freundschaftlich. Er lud die Reisenden zum Mittagessen ein und besorgte ihnen in der Nähe seines Hauses eine billige Wohnung, die zufällig leer stand. Dort wurde das Gepäck von der Postchaise aus abgeladen.

Der weltgewandte Schauspieler erkannte rasch das Mißliche an der Lage seines Gastes und riet, möglichst rasch den auf der Fahrt schon gefaßten Vorsatz auszuführen, nämlich an den Herzog nach Stuttgart zu schreiben. Sobald das Essen vorüber war, rüstete Meyer dem Flüchtling in einem Nebenzimmer Papier und Schreibzeug und hieß ihn den Brief aufsetzen, während Streicher sich um die Wohnung bemühte. Nach einigen Stunden erschien Schiller bei den wartenden Freunden und las ihnen das tief aus dem Herzen geschöpfte Schreiben vor:

„Das Unglück eines Untertanen und eines Sohnes kann dem gnädigsten Fürsten und Vater niemals gleichgültig sein. Ich habe einen schrecklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei schwerer Ahndung untersagt worden sind. Höchstdieselben haben mir auf das strengste verboten, literarische Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulassen. Ich habe gehofft, Euer herzoglichen Durchlaucht Gründe von Gewicht untertänigst dagegen vorstellen zu können und mir daher die gnädigste Erlaubnis ausgebeten, Höchstdenselben meine untertänigste Bitte in einem Schreiben vortragen zu dürfen. Da mir diese Bitte mit Androhung des Arrests verweigert ward, meine Lage aber eine gnädigste Milderung dieses Verbots höchst notwendig machte, so habe ich, von Verzweiflung gedrungen, den einzigen Weg ergriffen, Euere herzogliche Durchlaucht mit der Stimme eines Unglücklichen um gnädigstes Gehör für meine Vorstellungen anzuflehen, die meinem Fürsten und Vater gewiß nicht gleichgültig sind."

Nach einer genauen Darstellung seiner „ökonomischen Lage" wiederholt Schiller die Gründe, die er schon von Stuttgart aus geltend gemacht hatte, und betont, daß ihn sein dichterisches Talent zu freiem Schaffen berechtige. Er fügt dem Schluß die pathetischen Worte bei: „Würde sich Karls Gnade herablassen, mir jene Punkte zu bewilligen, welcher Untertan wäre glücklicher als ich, wie brennend sollte mein Eifer sein, Karls Erziehung vor der ganzen Welt Ehre zu machen".

Dieses Schreiben wurde einige Tage später in Reinschrift, vom 24. September datiert, einem Brief an General Augé beigelegt, mit der Bitte, er möge die Antwort unter der Adresse des Regisseurs Meyer nach Mannheim schicken.

Als Madame Meyer von den Stuttgarter Festen zurückkehrte, erzählte sie, daß die ganze Stadt vom Verschwinden des Regimentsmedikus spreche und daß man allgemein vermute, der Herzog würde die Auslieferung des Flüchtigen verlangen. Wenn Schiller auch im Vertrauen auf den großmütigen Charakter seines Landesherrn die Freunde in ihrer ängstlichen Besorgnis beruhigte, hielt man es doch für ratsam, daß er sich nirgends öffentlich zeige und seinen Verkehr auf das Meyersche Haus beschränke.

Über die Familie der Gastfreunde hat Streicher ein Urteil gefällt, das sich in der Zukunft vollauf bestätigte: „Nicht nur für diese bedenkliche Zeit, sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schillers aufrichtigste, wahrste Freunde und Madame Meyer bewies sich, besonders bei dieser Gelegenheit so sorgsam und tätig, wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat".

Schon nach wenigen Tagen traf die sehnlichst erwartete Antwort aus Stuttgart ein. Der General schrieb, daß er sich zum Anwalt Schillers gemacht und seine Bitte unterstützt habe, daraufhin ließe ihn der Herzog wissen, daß er „bei Anwesenheit der hohen Verwandten" sehr gnädig gestimmt sei und daß der Flüchtling nur zurückkommen solle. Da aber kein Wort von Verzeihen und nichts von der Erlaubnis, seinen Dichterberuf ausüben zu

dürfen, in dem Schreiben enthalten war, wollte Schiller keinen voreiligen Schritt wagen und, ehe er sich entschied, noch bei den Stuttgarter Freunden Erkundigungen einziehen.

Außer zahlreichen Briefen beschäftigten ihn in den Mannheimer Tagen die letzten Arbeiten an dem nunmehr fast vollendeten Fiesko. Meyer, der Regisseur oder wie es damals hieß „erste Ausschuß" des Theaters, interessierte sich sehr für das Stück und lud außer Iffland, Beil und Beck, noch verschiedene andere Schauspieler ein, der Vorlesung dieses Trauerspiels beizuwohnen.

An einem sonnigen Herbstnachmittag kamen die Künstler, die alle den Dichter herzlich verehrten und seinen Werken höchst wohlwollend gegenüberstanden, im Hause Meyers zusammen und setzten sich erwartungsvoll um den runden Tisch. Nach einer kurzen Erklärung der historischen Tatsachen und einer Charakteristik der Personen, begann Schiller das Stück vorzulesen. „Aber der erste Akt," berichtet Streicher, „wurde zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte und die übrigen sich von der Geschichte Fieskos oder anderen Tagesneuigkeiten unterhielten." Auch den 2. Akt hörte man aufmerksam, jedoch ohne Beifall an. Die Gesellschaft erhob sich dann und nahm Obst und Trauben, die Mme Meyer reichen ließ. Einer der Schauspieler schlug vor, ein Spiel zu machen, das sogenannte Bolzenschießen, aber auch dazu fehlte die Stimmung und nach einer Viertelstunde hatte sich einer nach dem anderen verabschiedet mit Ausnahme Ifflands, der bis acht Uhr blieb.

Streicher erzählt von einer merkwürdigen Unterredung, die er unterdessen mit Meyer im Nebenzimmer führte, der nun nicht mehr glauben wollte, daß Schiller ohne fremde Beihülfe die Räuber geschrieben habe und trotz aller Gegenvorstellungen das Urteil fällte: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen".

Unter größter Verlegenheit und von manchen peinlichen Pausen unterbrochen, verlief die weitere Unterhaltung des Abends. Von „Fiesko" sprach niemand mehr; erst als Schiller sich schwer verstimmt verabschiedete, bat ihn Meyer, das Manuskript dazulassen, weil er doch gern wissen möchte, wie das Stück endige. „Schiller bewilligte diese Bitte sehr gern."

Schauspieler sind Stimmungsmenschen. Ihrem ganzen Wesen nach stehen sie nicht über den Dingen, mit denen sie sich beschäftigen, sondern stehen in ihnen. Ein Etwas, ein Nichts kann ihren Enthusiasmus auslöschen, kann ihn entzünden. Sie waren gekommen, einem großen Ereignis beizuwohnen, ein neues Werk des Dichters der Räuber anzuhören, wie sie es sich im Geist vorgestellt hatten und sie gingen enttäuscht, unhöflich, denn sie waren in der eigenen Bewunderung gestört, in ihrer Begeisterungsfähigkeit verletzt.

Was im Grunde diese Enttäuschung verursacht hatte, sollte Streicher am anderen Morgen erfahren. Er ging, während der ermüdete Schiller noch fest schlief, zu Meyer, der ihn mit den Worten empfing: „Sie haben recht, Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt, er macht die Türe zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist".

Streicher mußte lächeln, in seiner tiefen Verstimmung hatte der Dichter nämlich am Abend vorher versichert, daß er Schauspieler werden wolle, wenn es mit seinen Stücken nicht auf dem Theater ginge, denn „niemand könne so deklamieren wie er".

Nun aber herrschte eitel Freude bei den Freunden, denn Meyer versprach, Fiesko in den Ausschuß zu bringen, damit er bald auf dem Theater erscheine.

Daß Schiller sehr merkbar die schwäbische Mundart redete, war bisher nicht aufgefallen, da seine ganze Umgebung vom Herzog Karl bis zu den Grenadieren herab, von seiner Familie auf der

Solitude bis zu den Freunden in der Kneipe dieselbe Aussprache, fast dieselben Wendungen und denselben Tonfall hatten. Sämtliche schwäbische Dichter des 18. Jahrhunderts zeigen im Reim die außerordentlichen Formen des Dialekts, die im Hören und Sprechen bestimmte Wirkungen voraussetzen. Was uns bei Schillers Jugendgedichten in dieser Beziehung auffällt, verdarb den Erfolg seines Vorlesens, sobald Nichtschwaben seinem Werke lauschten.

Als General Augé nach kurzer Frist das zweite Schreiben Schillers dem ersten fast gleichlautend beantwortete, von der gnädigen Stimmung des Herzogs sprach, aber nichts von „zugesichertem Pardon" erwähnte, und Dalberg, in Stuttgart zurückgehalten, sich noch immer nicht in Mannheim zeigte, hielten es die Freunde für gut, daß der Flüchtling einige Wochen in nördlichere Gegend verreise, „indem es doch möglich wäre, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, weil er auf Kosten des Herzogs in der Akademie erzogen worden, und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärstand gerechnet werden könne. Geschehe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so wäre man beinahe versichert, seine Entweichung sei vergessen, oder der Herzog werde seiner gewöhnlichen Großmut gemäß, nicht weiter nach ihm fragen.*"

So wanderten die beiden Weggenossen, Schiller und Streicher, nur das allernötigste Gepäck auf dem Rücken und sehr wenig Geld in der Tasche nach einer kurzen in Mannheim verbrachten Woche auf der Landstraße dem Norden zu.

An einem goldig funkelnden Herbsttag gingen sie, herzlich von dem Ehepaar Meyer verabschiedet, über die Neckarbrücke in Richtung auf Sandhofen. Sorgen und Enttäuschung waren vergessen, als sie am andern Morgen, ein ursprüngliches Nachtquartier in einem Dorfe hinter sich, durch die herrliche Gegend, der Bergstraße entlang pilgerten, im Angesicht der Burgruinen, die zackig aus den farbigen Wäldern aufragten und deutlich von der wildromantischen Vergangenheit sprachen.

---

* Streicher.

Gegen sechs Uhr abends langten sie in Darmstadt an, nach zwölfstündigem Marsch, und legten sich bald nieder. Doch mitten in der Nacht schreckte sie ein furchtbares Trommeln auf. Am andern Morgen erkundigten sie sich beim Wirt, was dies zu bedeuten habe, und erfuhren, daß der Landgraf in jeder Nacht um zwölf Uhr seine schläfrige Residenz also erwecke „es sei die Reveille".

Trotz eines leichten durch den ungewohnten starken Marsch hervorgerufenen Unwohlseins bestand Schiller darauf den sechsstündigen Weg nach Frankfurt anzutreten. Es war ein schöner heiterer Morgen, leichter Nebel flatterte noch in den Wäldern, und die Herbstsonne schien versöhnend warm auf das ebene Land. In einer Schenke machten die Freunde halt, um zu essen und sich auszuruhen. Aber der Lärm und das rohe Geschwätz der Zechgäste vertrieben sie nach einer halben Stunde. Schiller war jedoch zu müde weiter zu gehen: „Mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stand zu sein noch weiter zu gehen und versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden der Ruhe wenigstens so weit erhole, um noch heute die Stadt erreichen zu können".

Er legte sich ins Gras und schlief fest ein, Streicher setzte sich neben ihn auf den abgehauenen Stamm eines Baumes. „In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief," erzählt Streicher, „kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch kleiner Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mitleiden und Mittragen aller Widerwärtigkeiten kennt."

Durch den Schlaf gestärkt, fühlte sich Schiller kräftig genug, die Wanderung fortzusetzen. Es wurde schneller ausgeschritten und früher, als man erwartet, zeigte sich in der beginnenden Abenddämmerung die scharfgeschnittene, turmgekrönte Silhouette der alten Kaiserstadt.

Südlich des Mains in Frankfurts Vorort Sachsenhausen nahmen die Wanderer in der Brückenstraße Quartier beim Storchenwirt,

um in der Verborgenheit eine bessere Wendung des Geschicks abzuwarten. Doktor Ritter — wie sich Schiller seiner Sicherheit wegen noch immer nannte — und Streicher richteten sich spärlich ein und vereinbarten einen geringen Betrag für das Zimmer mit Kost, denn sie wußten, daß ihr Geldvorrat nicht lange ausreichen würde.

In seiner Notlage, die für Schillers Gemüt durch die in Stuttgart zurückgelassenen Schulden noch drückender wurde, wendete er sich, der Verzweiflung nahe an Dalberg. Für 300 Gulden, die er zur Regelung seiner Verhältnisse haben möchte, bot er den Fiesko an „und falls dieser nicht ausreiche, auch das nächste Stück, das er schreiben werde".

Trotz der empfindlichen Geldsorgen verlebte Schiller aber anregende Tage in der reichen, prächtigen Stadt und gewann neue fortwirkende Eindrücke. Bei einem Buchhändler trat er auf seinem ersten Spaziergang ein und erkundigte sich, ob das „berüchtigte" Schauspiel „die Räuber" guten Absatz finde und wie man es beurteile. „Die Nachricht über das Erste fiel so günstig aus, und die Meinung der großen Welt wurde so außerordentlich schmeichelhaft geschildert, daß sich der Autor überraschen ließ und ungeachtet er als Doktor Ritter vorgestellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß er ... der Verfasser davon sei ... Für Schiller war dieser Auftritt sehr erheiternd; denn in einem solchen Zustande, wie er damals war, konnte auf sein bekümmertes Gemüt nichts so angenehmen Eindruck haben, als die Anerkennung seines Talentes und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen wurden."

Gut gestimmt ging er in sein einfaches Wirtshaus zurück, und der Entschluß, den er in Stuttgart gefaßt und in Mannheim weiter erwogen hatte, ein bürgerliches Trauerspiel zu schreiben, nahm jetzt greifbare Gestalt an. Die Hauptmomente und die Umrisse der handelnden Personen stiegen in scharfer Deutlichkeit aus den Schleiern des Grams hervor, die bitterste Not um seine Seele gewunden. Und er begann im Storchen zu Sachsenhausen die ersten Szenen der „Luise Millerin" niederzuschreiben.

Sechzehnter Abschnitt

Wir haben, so lang unser Freund hat.
Lessing, Minna von Barnhelm

Der mit gepreßtem Herzen und feuchten Augen geschriebene Brief an Dalberg blieb ohne Erfolg. Weil Fiesko, dessen Manuskript nun der Intendant in Händen hatte „in seiner jetzigen Gestalt" für die Bühne nicht brauchbar sei und umgearbeitet werden müsse, schlug er ab, einen Vorschuß zu gewähren. 1782

Es war dies ein harter Schlag für den Dichter und dessen treuen Freund, denn die Barschaft beider ging entschieden zur Neige; und man mußte sehr haushalten, um die Ankunft von dreißig Gulden zu erwarten, die Streichers Mutter noch zu senden versprochen. In die schönen Herbsttage war ein Schatten gefallen. Wie Schiller die bittere Enttäuschung aufnahm, geht aus der unbefangenen und doch so rührenden Erzählung des Freundes hervor:

„Diese niederschlagende Nachricht mußte dem edlen Jüngling um so unerwarteter sein, je mehr er durch die ihm von Baron Dalberg bezeugte Teilnahme zu seiner Bitte und zur Hoffnung, daß sie erfüllt würde, berechtigt war. Am meisten mußte aber sein Ehrgeiz dadurch beleidigt sein, daß er seine traurige Lage ganz unnützerweise enthüllt und sich durch deren Darstellung der Willkür desjenigen preisgegeben, von dem er mit Recht Unterstützung erwartete. Wenige junge Männer würden sich in gleichen Umständen mit Mäßigkeit und Anstand über eine solche Versagung ausgesprochen haben. Schiller aber bewies auch hierin sein reines, hohes Gemüt; denn er ließ nicht die geringste Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort."

Da noch nicht jede Hoffnung in Bezug auf den Fiesko genommen war, beschlossen die Freunde in die Gegend von Mannheim zurückzureisen, weil man dort billiger lebe und auch dem Theater wie dem Buchhändler Schwan näher sei. Denn „auf der tiefsten

Stufe des Mangels" hoffte man bei diesem doch einige Hilfe zu finden. Es handelte sich nur noch darum, in Frankfurt die Ankunft von Streichers Reisegeld abzuwarten.

Nicht mit einem Wort, nicht mit der geringsten Wendung des Bedauerns erwähnt Andreas Streicher das eigene, große Opfer. Indem er bei Schiller blieb, seine Kasse mit ihm teilte und das Schicksal des Freundes zum eigenen machte, gab er seine Bildungsreise nach Hamburg fast vollständig auf und verzichtete auf gewisse recht bedeutende Vorteile für ein ungewisses Hin und Her an der Seite des Flüchtlings.

Was Schiller an Menschengläubigkeit hätte verlieren können durch Dalbergs rätselhaftes Verhalten, gewann er wieder im Anblick dieses Jünglings, dem kein Opfer zu groß war für das Gedeihen des Freundes.

Ein Gedicht „Teufel Amor" — es ist dann im Lauf des Wanderns verloren gegangen — wurde einem Frankfurter Buchhändler angeboten. Doch mißmutig kam Schiller von diesem Gang zurück, denn der Mann hatte elend gefeilscht und der Dichter das Manuskript stolz zurückgezogen.

Sobald Streicher die kleine Summe aus Stuttgart in Händen hatte, wählten die Reisenden das nächste Marktschiff nach Mainz, wo sie am frühen Nachmittag landeten. Schnell war das wenige Gepäck im Gasthaus abgeladen und mit der frohen Sorglosigkeit, die der Jugend eigen ist, besichtigten sie voll Bewunderung den Dom und die „goldene" Stadt. Es waren mächtige Eindrücke, die das empfängliche Gemüt in diesen Tagen empfing.

Am nächsten Morgen wanderten sie zu Fuß die Straße, die gegen Worms rheinaufwärts führt, und erreichten das sonniggelegene Nierstein zu Mittag, von dessen köstlichem Wein sie schon manches gute Wort gehört.

„Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirtshaus," erzählt Streicher, „und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen einen Schoppen von dem besten ältesten Weine, der sich im Keller fand und der mit einem kleinen Taler bezahlt werden mußte. Als

Nichtkenner edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenständen, der Ruf größer sei, als die Sache verdiene. Aber als sie ins Freie gelangten, als die Füße sich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hülle etwas lüftete und man ihr mit etwas mehr Mut als bisher entgegen zu treten wagte, glaubten sie einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben, und ließen dem edlen Wein volle Gerechtigkeit angedeihen."

Da Schiller trotzdem das anstrengende Gehen auf die Dauer nicht vertrug, fuhren sie ein Stück Weges und trafen in Worms um neun Uhr abends ein. Dorthin war die Post bestellt. Am andern Morgen erhielt Schiller einen Brief von Meyer aus Mannheim mit der Nachricht, daß dieser am gleichen Nachmittag mit seiner Frau in das Gasthaus zum Viehhof nach Oggersheim kommen wolle, wo er Schiller zu sehen hoffe, um weitere Abrede zu treffen. Sichtlich beruhigt begaben sich die Freunde auf den Weg und fanden, wie sie erwartet, in dem kleinen pfälzischen Städtchen das Ehepaar Meyer nebst zwei Verehrern des Dichters aus Mannheim.

Mit großem Takt entledigte sich der Schauspieler seiner unangenehmen Aufgabe, dem Verfasser Dalbergs Ansichten über Fiesko mitzuteilen. Der Intendant trug künstlerische, wie politische Bedenken gegen das Stück, hoffte aber, daß der Dichter durch Striche, Änderungen und einen anders gestalteten Schluß doch vielleicht eine Aufführung ermöglichen werde.

Schiller konnte den Gedanken nicht überwinden, daß Einflüsse des Stuttgarter Hofs mitgewirkt, Dalberg gegen ihn zu stimmen, aber mit der freundlichen, männlichen Art, die er im Umgang gewonnen hatte, leitete er das Gespräch „darauf hin, den Ort zu bestimmen, wo er sich einige Wochen ruhig und ohne Gefahr aufhalten könne," die Umarbeitung vorzunehmen.

Mancherlei Ursachen wirkten zusammen, daß man Oggersheim wählte. Der freundliche Ort bot gutes Quartier, er lag kaum eine Wegstunde von Mannheim entfernt, war also in der Nähe von Bekannten und Freunden, die im Notfall auch Hilfe leisten konnten.

Da in verschiedenen Briefen aus der Heimat dem Flüchtling äußerste Vorsicht angeraten war, wenn auch nichts von besondern Maßregeln des Herzogs verlautete, wurde Doktor Ritter in Doktor Schmidt umgewandelt. In Gegenwart des Wirts redeten die Tischgenossen den Freund laut und vernehmlich mit diesem Namen an. Frau Meyer übernahm, das in Mannheim stehengebliebene Gepäck zu schicken. „Der eintretende Abend schied die Gesellschaft. Die Freunde nun wieder ganz auf sich eingeschränkt, begaben sich auf das ihnen angewiesene Zimmer, wo sie aber nur ein einziges Bett vorfanden, mit dem sie sich begnügen mußten."

Als sie mit dem Wirt Abrechnung hielten und ihre Barschaft überzählten, stellte es sich heraus, daß sie höchstens für drei Wochen zu leben hatten. In dieser Zeit mußte also die Arbeit geleistet sein. Schillers Gedanken wendeten sich jedoch mit besonderer Vorliebe dem bürgerlichen Trauerspiel zu, das immer [illegible] und gewaltiger Erscheinung [illegible]. Luise Millerin und alle Charaktere, die in ihr Schicksal verwoben waren, standen ihm [illegible] in Gestalt von Mannheimer Schauspielern vor Augen, denen sich der Dichter geradezu auf den Leib schrieb[illegible]. Jugenderinnerungen, die sich dem Erwachsenen ganz anders zeigten, als der Blick des [illegible] Knaben sie gesehen, [illegible] [illegible]

von Lady Milford und Ferdinand, wenn auch der Dichter zu anderen Resultaten kam, als sie das Leben geschrieben.

Tagsüber wurde scharf gearbeitet, während Streicher seinem Klavier zarte Melodien entlockte, recht geeignet den Dichter in Stimmung zu setzen.

„Denn schon in Stuttgart," schrieb der Musiker, „ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschüttern sollte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne."

Es wurde an beiden Stücken fleißig aufgebaut und niedergerissen, geschaffen und verworfen und das Verworfene achtlos in den Holzkorb vor den behaglich knisternden Ofen getan. Nur abends im Dunkel traute sich Schiller nach Mannheim, wo man ihn allerdings manchmal zur Nacht behielt. Mit dem Ehepaar Meyer, mit Iffland und einigen andern Schauspielern wurde die Verbindung gepflegt, mit dem freundlichen Buchhändler Schwan wieder aufgenommen.

Streicher konnte sich, da er keine Gefahr zu fürchten hatte, viel freier bewegen, war oft in Mannheim oder Frankenthal und knüpfte manche für sein späteres Fortkommen nützliche Verbindung an. Höchlichst erstaunte er, als er eines Tages bei Herrn Stein, einem Kaufmann, dem er von Stuttgart aus empfohlen war, sorgfältig geglättete Papiere fand mit Stellen aus Fiesko und Szenenentwürfen zur Luise Millerin, die der Dichter als abgetan zur Vernichtung bestimmt hatte.

Nach gegenseitigem längerem Fragen erfuhr Herr Stein den wahren Namen des geheimnisvollen Doktor Schmidt, und Streicher erhielt Kenntnis, daß in Oggersheim ein seltsamer Literatur- und Kunstfreund lebe, der allzugern die Bekanntschaft der Fremden

machen würde. Ihm hatte Frau Schick, die freundliche Wirtin, die Blätter gegeben und von dort waren sie dem Mannheimer Geschäftsfreund übermittelt worden. So bahnte sich die Bekanntschaft mit dem Kaufmann Jacob Derain an, einem merkwürdigen Original, der ein kleines Vermögen besaß und außerdem den Kaufladen in Oggersheim hielt.

Derain war ein Mann, mit dem sich über mancherlei Gegenstände sprechen ließ, da er ein großer Freund von Büchern war und zu seinem nicht geringen Nachteil unter die wahrhaft ausübenden Philosophen zählte. Er beschäftigte sich weit mehr mit Politik, Literatur, besonders aber mit Aufklärung des Landvolks als mit dem Verkauf seiner Waren. Seinen Eifer trieb er so weit, daß er den Kunden oft recht dringend vorstellte, wie schädlich ihnen Zucker, Kaffee, Gewürz und andere entbehrliche Sachen wären und daß sie weit klüger handelten, hielten sie sich an die Erträgnisse von Feld, Garten und Stall. Daß solche Mahnungen die Käufer eher abschreckten als anzogen, war ganz natürlich. Aber Herr Derain, als ein vermögender lediger Mann, zwischen vierzig und fünfzig Jahren, liebte nicht, daß seine Ladentür allzu oft ging und daß ihn sein Geschäft bei philosophischen Betrachtungen oder beim Lesen störe. Mit wahrem Eifer pflegte er nun die Bekanntschaft mit dem „noch so jungen und schon so berühmten“ Verfasser der Räuber, und Schiller empfand den Verkehr mit dem erfahrenen und belesenen Kaufmann als wahre Erquickung an den langen Winterabenden. Dieser Umgang bot auch sonst manche Annehmlichkeit und wenn das Treiben im Viehhof zu laut wurde, soll der Dichter im abgelegenen Gartenhaus Derains gearbeitet haben.

In der ersten Novemberwoche trug Schiller den umgearbeiteten Fiesko nach Mannheim. Begierig auf die endgültige Entscheidung, die länger als erwartet ausblieb, schrieb er bald darauf persönlich an Dalberg und ging wenige Tage später wieder zu Meyer, sich nach dem Schicksal seines Stückes zu erkundigen.

Er traf die Freunde in höchster Aufregung.

Vor kaum einer Stunde hatte ein württembergischer Offizier an-

gelegentlich nach Schiller gefragt. „Während dieser Erklärung klingelte die Haustür," erzählt Streicher, „und man wußte in der Eile nichts besseres zu tun, als uns in ein Kabinet, das eine Tapetentür hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter des Hauses, der gleichfalls voll Bestürzung aussagte, er habe den Offizier auf dem Kaffeehause gesprochen, der nicht nur bei ihm, sondern bei mehreren Anwesenden sehr sorgfältig nach Schiller gefragt habe." Noch einigemale wiederholte sich diese Szene mit andern Bekannten. Die Freunde, die aus ihrem Versteck hervorkamen, waren zu ängstlich, um in der Stadt zu bleiben oder nach Oggersheim zurückzukehren. „Wie aber der feine, gewandte Sinn des zarteren Geschlechts allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren ... so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sei noch heute ihr Namen genannt) erbot sich, Schiller und Streicher im Palais des Prinzen von Baden, über das sie Aufsicht und Vollmacht hatte, nicht nur für heute, sondern solange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre."

Gern wurde die anmutig gebotene Hilfe der Schauspielerin angenommen und die Bekannten geleiteten die Flüchtlinge in ihr elegantes Asyl. Das im Geschmack der Zeit reich ausgestattete Zimmer, das man ihnen rüstete, enthielt Lebruns Kupferstiche der Alexanderschlachten, die „den Betrachtenden bis spät in die Nacht angenehmste Unterhaltung boten".

Am andern Morgen stellte sich die Nachfrage des Offiziers als Besuch eines Stuttgarter Freundes heraus, der Schiller gern gesprochen hätte, aber Mannheim verlassen mußte, ohne den Zweck seines Aufenthaltes zu erfüllen. Doch die unsichere Lage, die nun wieder besonders deutlich geworden war, legte den Entschluß nahe, sobald die Entscheidung wegen des Fiesko fiel, das vor dem Entschluß zur Flucht gemachte Anerbieten der Frau von Wolzogen anzunehmen und nach dem Rittergut Bauerbach zu übersiedeln. In diesem Sinn schrieb Schiller an die mütterliche Freundin und bat um die nötigen Vollmachten, damit er dort aufgenommen würde.

Im Theaterausschuß stritt man unterdessen über Fieskos Schicksal. Dalberg blieb voreingenommen gegen das Stück, mehr oder minder gezwungen gaben die andern nach. Am geneigtesten für den Dichter zeigte sich Iffland, dessen Bericht in der Sitzung des 27. November vorgelesen wurde:

„Der Verfasser der Räuber hat in seinem Fiesko mehr als jemals Shakespeares Fehler nachgeahmt. Das Stück hat indes auch Schönheiten, die allerdings des Verfassers würdig sind. Allein das Süjet selbst ist nicht theatralisch und die Charaktere auf zu feine Schrauben gesetzt. Das darinnen angebrachte Spektakel folgt nicht aus der Sache, ist für das Theater sehr beunruhigend, für das Auge nicht unterhaltend genug und zieht gleichwohl des Zuschauers Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab. Ohne mich in das Detail einzulassen, will ich sagen, der Dichter läßt seine Personen selbst zu viel von ihrem Charakter reden. Es mißfällt mir, daß die Gräfin Julie gemein ist, wo sie stolz sein will. Sie prahlt mit ihren Kleidern und Schmuck gegen die Gräfin von Lavagna, deren Reichtum im Stück selbst dem Reichtum der Doria an die Seite gesetzt wird, und geht zuletzt von ihrer Szene weg, nachdem sie jene vorher ein armes Tier genannt hat. Auch deucht mich, daß Fiesko, dem die Herzen des [illegible] und die Waffen aller Republikaner zu Gebote standen, [illegible]

achtet, wie viel Stücke haben wir, welche Szenen enthalten, als diese sind, wo Verrina seine Tochter entehrt findet, wo das Volk zu Fiesko eindringt und dann Fieskos Monolog darauf folgt? wo Doria mit seinem Neffen spricht, wo der Mohr den Fiesko erstechen will? der ganze Mohr überhaupt? —

Ist es also nicht eine ehrenvolle Verbindlichkeit, durch jede mögliche Unterstützung den billigen Erwartungen eines solchen Mannes zu entsprechen? Der ungeachtet seiner einzigen Verdienste die angegebenen Fehler zu verändern sich willig erboten hat? Der, wie bei Abänderung der Räuber, vielleicht neue Schönheiten hinzugetan, und durch die Unannehmlichkeit solcher Abänderungen das fleißiger studiert hätte, was auf der Bühne Wirkung tut?

Die nicht glücklichen häuslichen Umstände des Verfassers verdienen von jeder Bühne für sein Werk wenigstens den Preis, welchen man mittelmäßigen Originalien oder gewöhnlichen Umarbeitungen alltäglicher Stücke, aus Mangel der brauchbaren, zuzuerkennen sich oft genötigt sieht."

Trotz dieses zum Einlenken ratenden Schlusses lehnte der Intendant jede Vergütung ab, da das Trauerspiel auch in der vorliegenden Bearbeitung nicht brauchbar sei.

Als letzte Rettung in der dringenden finanziellen Not erschien nun für Schiller der Ausweg, die Buchausgabe an Schwan zu verkaufen.

Schon zeigte der als grob bekannte Wirt in Oggersheim drohend auf die schwarze Tafel im Gastlokal, wo angekreidet stand, was die Herren Schmidt und Wolf genossen ohne bezahlt zu haben, und schon war die Taschenuhr des Dichters zum Pfandleiher gewandert.

Schwan erwies sich als entgegenkommend, er bot einen Louisdor für den Bogen, bewertete die Arbeit auf zehn Bogen und bedauerte nur, daß er der Nachdrucker und der elenden Gesetze in Deutschland wegen für die vorzügliche Arbeit nicht mehr geben könne. Mit dem Honorar wurde die Zeche bezahlt, das Notwendigste für die Winterreise gekauft und ein Zehrpfennig für Bauerbach zurückgehalten.

Was Schiller unter diesen Widerwärtigkeiten am meisten schmerzte, war der Gedanke, daß er auch Streicher in sein böses Schicksal verflocht. Nach Aller Meinung schien es jetzt das Beste für den Musiker, in Mannheim zu bleiben, wo ihm tatkräftige Hilfe in Aussicht stand. Seine Verbindungen ermöglichten ihm, sich als Musiklehrer in der reichen, kunstfrohen Stadt durchzuschlagen. Schiller blieb noch einige Tage allein in Oggersheim, um seine Geschäfte abzuwickeln und Stuttgarter Briefe zu erwarten, dann begab er sich, von den Freunden geleitet, nach Worms, von wo aus er im Postwagen die Reise nach Thüringen antreten wollte.

Bei starker Kälte und tiefliegendem Schnee brach die Gesellschaft auf und kam gerade zur rechten Zeit im Wormser Posthaus an, um von einer wandernden Truppe Gerstenbergs und Bendas „Ariadne auf Naxos" spielen zu sehen. „Daß die Aufführung ebenso ärmlich als lächerlich sein mußte", meint Streicher, „ergibt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen schien, zwei Kanonen gemalt waren und daß der Donner, durch den Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittels eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde." Die Mannheimer Gesellschaft kam in humorvolle Stimmung, nur Schiller sah mit ernstem, tiefem Blick und so ganz in sich verloren auf die Bühne, als ob er dies alles zum letztenmal sähe.

Das Nachtessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, stimmte ihn etwas heiterer, so daß die Freunde ganz wohlgemut aufbrechen konnten, dem Dichter, den sie alle liebgewonnen hatten, Lebewohl zu sagen. Die Bekannten schieden unbefangen und lärmend.

„Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen?" schreibt Streicher, „kein Wort kam über ihre Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können!"

Siebzehnter Abschnitt

Die Einsamkeit nimmt uns freundlich und willig auf, wenn wir als Gast und Flüchtling zu ihr kommen; wir dürfen aber nicht auf die Dauer bei ihr wohnen wollen.
J. J. Mohr, Gedanken über Leben und Kunst

Es war in kalter, unwirtlicher Zeit, als Schiller, nur von leichtem Mantel gedeckt, kaum gegen die Unbilden der Witterung geschützt, im Postwagen wieder die Bergstraße entlang fuhr, die er im goldstrahlenden Herbst mit Streicher zu Fuß durchwandert. Aber er war jung, kräftig und trotz aller Schicksalsschläge von heißer Hoffnung beseelt. So rasch es möglich war, reiste er weiter. In Frankfurt fand er die Post nach Hanau und Gelnhausen bereit, die gewohnte süddeutsche heitere Landschaft blieb hinter ihm und das ernste Waldgebiet nahm ihn auf, das die Sinn entlang nach Brückenau führt. 1782–83

Immer stiller und einsamer wurde es um ihn; die Bäderstädte, die lebhaftes Treiben im Sommer kannten, lagen verödet. Ihm begegneten ernste, schweigsame Menschen, wie er sie noch nicht gesehen, im Tal der fränkischen Saale, bis er jenseits des steilen Henneberg, die thüringische Landschaft im Werratal erreichte.

Nach rastloser Fahrt kam er in dunkler Nacht bei seiner Gastfreundin in Bauerbach an, die alles wohl für seine Ankunft bereitet hatte. In einem Brief an Streicher hat der Dichter die ersten Eindrücke aufbewahrt:

„Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Vollkommenste und Willigste besorgt. Ich kam abends hierher — Sie müssen wissen, daß es von Frankfurt aus 45 Stunden hierher war —, zeigte meine Briefe

auf und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man alles aufgeputzt, eingeheizt und schon Betten hergeschafft hatte."

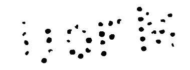
Hier auf reichsritterschaftlichem Grund und Boden fühlte er sich zum erstenmal seit seiner Flucht wirklich geborgen. Er stand unter Schutz und Gericht der mütterlichen Freundin, die als reichsunmittelbare Frau keine Gewalt über sich kannte und von niemand gezwungen werden konnte, den Schützling auszuliefern.

In dieser warmbehaglichen Landeinsamkeit kam Schiller zu sich selbst. Obwohl Herzog Karl nichts gegen ihn unternommen, als daß er in einem Gefühl unbarmherziger erzieherischer Strenge Dalberg ungünstig beeinflußt hatte, war das Leben in Mannheim und Umgegend aufreibend für ihn gewesen. Es hatte in keiner Weise an dramatischen Spannungen gefehlt, und Sorgen, Hoffnungen, fieberhaft erregtes Arbeiten setzten ihm zu. Hier in Bauerbach lag alles im tiefen Schnee, weltentrückt, verzaubert. Schiller sah Menschen, die nichts von ihm wußten; dunkle Nadelwälder schieden ihn wie mit undurchdringlicher Mauer von allem, was ihn bisher erregte und bewegte.

Trotz dieser Stille fehlte es aber weder an Verkehr noch Anregung. Da war der Wolzogensche Verwalter, mit dem es sich abends Schach spielen ließ, da waren in der Umgegend behagliche gebildete Pfarrherrn, da war schließlich im benachbarten Meiningen der herzogliche Bibliothekar Reinwald, an den die mütterliche Freundin ihren Gast vorsorglich empfohlen hatte.

Durch diesen diensteifrigen, wenn auch pedantisch und hypochondrisch veranlagten Mann bekam Schiller, was er an Büchern bedurfte. Unter den Werken, die er am 9. Dezember bestellte, befinden sich außer den philosophischen Schriften von Garve, Sulzer und Mendelssohn die Novellen des Abbé St. Réal „Histoire de Dom Carlos, Fils de Philippe II Roy d'Espagne. A Amsterdam, chez Pierre le Brun M. D. C. C. XL. und Robertsons Geschichte von Schottland, aus der die ersten Studien für Maria Stuart entspringen sollten.





Wilhelm Reinwald
Nach einer Miniatur in Greifenstein

Luise Millerin fand soweit Förderung, daß der Dichter schon am 17. Dezember an Reinwald schreiben konnte: „Nach Verlauf von zwölf bis vierzehn Tagen bringe ich ein neues Trauerspiel zustande, davon ich Sie zum geheimen Richter ernennen will". Während der Weihnachtsfeiertagen blieb er auf dem Land, weil er fortarbeiten wollte und weil er nicht mit „Equipage genug" versehen war, um sich „sonntäglich in der Stadt zu produzieren".

So verging die Zeit in Arbeit, Lektüre und sorgloser Muße, bis in der letzten Dezemberwoche Frau von Wolzogen verschiedener Geschäfte wegen in der Gegend erschien und sich teils in Bauerbach, teils bei ihrem Bruder im benachbarten Masfeld, teils in Meiningen aufhielt. Enger als es der Verkehr in Stuttgart erlaubt hatte, führte die Stille des Landes und die trauliche Behaglichkeit des täglichen Zusammenseins die vornehme, wohlwollende Frau und den Vertrauen suchenden Dichter zueinander.

Kaum daß wenige Wegstunden sie trennen, schreibt ihr Schiller nach Masfeld:

„Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lang in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst weggewandt." In demselben Brief spielt er noch einmal auf seinen Gemütszustand an und erwähnt, daß ihm Frau von Wolzogen die Bekanntschaft eines Freundes versprochen: „Sie glauben nicht," schreibt er, „wie nötig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinahe abgeworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so gern in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urteile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte."

Der Freund, mit dem ihn Henriette von Wolzogen zusammenführte, war ein junger Enthusiast, Ludwig von Wurmb, der für

den Dichter schwärmte, die Räuber teilweise auswendig wußte und sich nun mit heißer Inbrunst dem Menschen Schiller in die Arme warf.

Es war eine Zeit der Schwärmerei und des Überschwangs. So arm sie an den Lebensmöglichkeiten vielbietender Kultur blieb, so reich gab sie sich an Gefühl und Empfindsamkeiten. Die jungen Männer traten sich schon bei der ersten Begegnung sehr nahe: „Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die Meinige," bekennt Schiller.

Als von Mannheim die beunruhigende Meldung einlief, Herzog Karl habe sich ungnädig über Frau von Wolzogen geäußert, weil sie dem Flüchtling Unterschlupf gewähre, erbot sich Wurmb sofort, den angeschwärmten Freund auf seine Besitzung Wolkramshausen am Nordabhang des Harzes mitzunehmen.

Die Mannheimer Nachrichten stammten ursprünglich wohl aus Dalbergs Kreis, der mit Stuttgart in Fühlung stand und hatten durch die lebhafte Farbe, die jede Kleinigkeit leicht in der Welt des Theaters annimmt, eine weit über das Wirkliche gehende Bewertung erfahren. Trotzdem Schiller und Frau von Wolzogen an einer Übertreibung nicht zweifelten, fiel die Kunde störend in die Bauerbacher Idylle und veranlaßte Henriette oder vielleicht auch nur ihren Bruder zu einer Bemerkung, daß solches sehr unangenehm für die Söhne des Hauses werden könne, die noch sämtlich auf der hohen Karlsschule studierten.

Schillers leicht erregbare Natur schien verängstet, wenn nicht verletzt, durch den Argwohn, man hielte ihn für fähig, seiner Wohltäterin Schaden zuzufügen und er dachte ernstlich daran, die Einladung des neuen Freundes anzunehmen, aber manches sprach dagegen und schließlich siegte in dem kleinen Kreis die ruhige Überlegung. Der Dichter blieb in dem behaglichen Eckzimmer des Landhauses, schrieb aber, um alle unliebsamen Gerüchte verstummen zu lassen, einen Brief an Streicher, in dem stand, daß ihm Frau von Wolzogen nahegelegt habe, ihren Landsitz zu verlassen, weil „die Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen". Er begleite den neuen Freund auf

dessen Gut: „Schreiben Sie mir nicht, bis Sie die neue Adresse haben," schließt der Brief. „Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich sei nicht mehr in Bauerbach, das ist alles, was Sie sagen können."

Kurz darauf kehrte Henriette von Wolzogen nach Stuttgart zurück. Aus dem ersten Brief, den Schiller an sie richtete, geht hervor, daß von einem Zerwürfnis zwischen ihnen, wie man es nach dem Bericht an Streicher vermuten konnte, nicht die Rede war. Ein Postskriptum des mit Friedrich Chevalier (Ritter) unterzeichneten Schreibens vom 1. Februar lautet: „Noch eine Sache, beste Wolzogen, weil ich nach Mannheim die bewußte Lüge wegen meiner Abreise geschrieben habe, also notwendig und mit dem nächsten eine Adresse nach einem andern Ort angeben muß, so fiel mir ein, ob nicht Sie in Bamberg durch Ihre und Ihrer Freundin Bekanntschaften jemand ausfindig machen könnten, an den ich die Briefe, die von Mannheim an mich kommen, nach Bamberg schicken und durch den hernach an Reinwald hierher adressieren lassen könnte."

Ernste Wochen der Sammlung schlossen sich an die lebhafteren Tage der Wintersonnenwende. Henriette war abgereist, auch Wurmb und seine Schwester, an der Schillers jugendliche Begeisterungsfähigkeit schnell Gefallen gefunden, hatten die Gegend verlassen. Der Dichter beginnt unter der Einsamkeit zu leiden und sagt als echter Zeitgenosse des gesellschaftlich gestimmten Jahrhunderts: „Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken und unsere Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden" *.

Trotzdem wird Luise Millerin rasch vollendet. Durch Reinwald spinnen sich Verhandlungen mit einem Leipziger Verlag für das Stück an, die aber später ohne Ergebnis abgebrochen werden. Der Verlag wünscht zu dem bürgerlichen Trauerspiel noch eine Prosageschichte, die Schiller nicht übernehmen will. An deren Stelle bietet er „Maria Stuart" an.

* An Reinwald.



Erheiternd wirkt in einem Brief des Verlegers die Stelle: „Ich hätte Sie in Stuttgart und nicht in Meiningen gesucht. Noch neulich, da mich der Herzog von Wirtemberg bei seinem Hiersein zu etlichen Malen besuchte, pries ich Sie als den Verfasser der Räuber und einen berühmten Untertanen von ihm.“

Herzog Karl scheint nichts auf diese Bemerkung erwidert zu haben.

Das Mannheimer Theater begann zur selben Zeit, in der die Verhandlungen mit Leipzig geführt wurden, die Verbindung wieder aufzunehmen. Schiller erwähnt derartiges am 29. Januar in einem Brief an Reinwald, der einem bestellten Gelegenheitsgedicht zu Ehren des Herzogs Georg von Meiningen beigelegt war: „Dalberg schreibt mir, ich möchte ihm mein Stück ohne Verzug schicken. Ich habe ihm viele Fehler davon geschrieben, damit er sehen sollte, wie wenig ich mich ihm aufdringen will. Er schreibt, daß es Tugenden für die Bühne wären. Carlos bleibt also liegen, bis Luise Millerin fertig ist.“

Den Gelegenheitsversen — einem Prolog für die Geburtstagsfeier des von schwerer Krankheit genesenen Herzogs von Meiningen — folgt zu Anfang Februar ein lustiges Spottgedicht auf die raschen militärischen Anstalten des Koburgischen Hofes, die unternommen waren, um noch während der Krankheit des Landesherrn in Meiningen einzurücken. Es führt die Überschrift: „Wunderseltsame Historie des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber unverrichteter Dinge wieder einstellen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in schnackische Reimlein bracht von Simeon Krebsauge. Bakkalaur.“ Auf das erste Blatt der Handschrift hat Reinwald eine Erklärung geschrieben mit dem Zusatz, „gemacht von dem damals anwesenden Schiller, auf Angabe unseres Herzogs, von Schillers eigener Hand mit einigen Veränderungen von mir“.

Herzog Georg hatte also erfahren, wer in seiner Nachbarschaft hauste und trug lebhaftes Verlangen, als „amateur des lettres“ mit dem berühmten Originalgenie zusammenzukommen. Er zeigte sich als ein Herr von gutem Humor und fand Spaß daran, daß der



Dichter seinem „freundlieben Vetter in Stuttgart“ ausgekommen war.

Außer Luise Millerin, an der immer noch geändert, verbessert, weiter gearbeitet wurde, beschäftigten den Dichter verschiedene Pläne. Deutlicher rückt Don Carlos in den Vordergrund des Interesses. „Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vorteilen ihres Schicksals verunglückt — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls — eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba usf. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen.“ So schreibt er an Reinwald. „Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen teutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln — und das Mannheimische Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht.“

Der Entwurf und einige Szenen stammen aus den Frühlingstagen von Bauerbach. Bald saß Schiller mit Papier und Federkiel in der Gartenhütte, um die sich das junge Grün der Sträucher ausbreitete, und beaufsichtigte in den Ruhepausen verschiedene Arbeiten, die er vor der Ankunft seiner Wohltäterin ausgeführt sehen wollte: „Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Frau von Wolzogen Haus und Garten in den Stand zu richten, und weil ich im letzteren eine neue Anlage machte, die auch mein Vergnügen befördern sollte, so mußte ich immer aller Orten sein.“

In die Gedankenwelt des Beunruhigten, Hin- und Hergestoßenen trat Klarheit, er gesundete an der herben Schönheit dieses Frühlings im Thüringer Land. „Meine Seele“, bekannte er, „fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr.“

Schiller brauchte immer einen Menschen, dem er den Reichtum seines Geistes mitteilte, an dessen empfänglichem Sinn die Schwingungen seiner Seele widerhallen mußten. Früher waren dies ein Scharffenstein und Hoven, ein Streicher, nun schenkte er die übervolle Bürde seines Vertrauens dem Bibliothekar

Reinwald, der sie mit sorgfältigem Eifer registrierte. In Reinwalds Tagebuch findet sich die charakteristische Stelle: „Heute schloß er mir sein Herz auf, der junge Mann — Schiller —, der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen ... Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen." In den Briefen an diesen teilnahmsvollen Mann wird sich Schiller zum erstenmal kritisch der Art seines Schaffens und des künstlerischen Wirkens überhaupt bewußt: „Das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das," meint er und fährt dann fort: „In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf anderen Flächen, wir sehen uns unter anderen Farben, wir leiden für uns unter anderen Leibern ...... Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr, als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Emilie, wenngleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigener Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eigenes Parterre und Publikum sein."

Unterdessen nahte die Zeit, in der die Wolzogenschen Damen kommen sollten. In ihrer bestimmten, ruhigen Weise teilt Henriette dem Gast mit, daß ein Herr von Winkelmann sie wahrscheinlich begleiten würde. Schiller wird bei dieser Nachricht unruhig. Sobald von Württembergern die Rede geht, zeigt sich ängstliche Besorgnis, er fürchtet Störung für das angenehme Verhältnis mit

Mutter und Tochter, er will abreisen, wenn die Einladung Winkelmanns nicht rückgängig zu machen sei, und meldet, daß er genug Geld zusammenbringen könne, nach dem Norden zu fahren, besonders weil Dalberg „auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigung getan". Herr von Winkelmann, ein eleganter junger Herr der Stuttgarter Gesellschaft, war ein ernst zu nehmender Bewerber um die Hand der lieblichen Charlotte von Wolzogen. Er soll auf Schiller schon in der Heimat durch sein ganzes Wesen unsympathisch gewirkt haben.

Henriette zerstreut die Besorgnisse ihres Gastes und bedenkt seine übergroße Empfindlichkeit mit energischem Tadel; sie hoffte ihn bestimmt bei ihrer Ankunft zu treffen und meldet sich für Mitte Mai an.

Schiller bereut seine Empfindlichkeit, Alltagsfragen lenken ihn von den Gemütsstimmungen ab, er findet im kleinen Bauerbach Händel zwischen Verwalter und Gemeinde zu schlichten, in die er persönlich eingreifen muß und über die er an die Gutsherrin berichtet. Auf großen Spaziergängen hält er Einkehr in sich selbst. Dabei gewinnt er das nötige Gleichgewicht, das jede starke geistige Arbeit verlangt. Mit stiller Heiterkeit bereitet er alles auf das Schönste für den Empfang der Damen vor und schildert deren Ankunft dem Freund in Meiningen:

„Den Einzug der Frau von Wolzogen habe ich von den Untertanen feierlich begehen lassen, welches Gelegenheit zu einem sehr angenehmen Abend gab. Von dem äußeren Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hause anlegen. Am Hof des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet . ., vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgesteckt war. Wir hatten artige Musik mit Blasinstrumenten, und der Pfarrer von Bibra [einem Nachbarort] hielt die Einzugsrede."

Der Dichter hatte sich mit der derben, wortkargen Rhönbevölkerung befreundet und durch kluges Vermitteln mancherlei beigetragen, daß die Herrschaft mit den Bauern in Frieden leben und einen angenehmen Sommer verbringen konnte.

Achtzehnter Abschnitt

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut: schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt. Klopstock

1783 Was ländliche Geselligkeit selbst in einfachsten Verhältnissen gegen Ende des 18. Jahrhunderts bedeutete, empfand der Flüchtling in Bauerbach, als Freunde, Verwandte und Bekannte der Wolzogenschen Familie die gemütlichen Zimmer und den frühlingsfrohen Garten belebten.

In der Einsamkeit der Wintermonate mußte manche Verstimmung niedergerungen werden, besonders wenn ihn schlechtes Wetter an den Kachelofen bannte und jede Anregung von außen fortfiel. Jetzt bot das Wiesental und seine waldumrandeten Hügel einen Wechsel von offenen und einsamen Wegen, die eine liebliche Mannigfaltigkeit kleiner landschaftlichen Bilder gewährten. Hier konnte sich Schiller zurückziehen, sobald seine Gedankenwelt stille Beschaulichkeit forderte, hier konnte er sich im Gespräch ergehen, wenn er Gedankenaustausch mit verwandten Seelen verlangte. Wenige Schritte aus dem Hause und man war mitten in der freiesten Natur.

Die Vorstudien zu Don Carlos gedeihen und manche Skizze wird entworfen, aber in dieser Zeit ist der männlicher werdende Dichter hauptsächlich mit der Arbeit an sich selbst, mit seinem Charakter und seinem Herzen beschäftigt.

Bei dem innigen Familienleben in Haus und Garten, auf den Waldwegen und den blumengeschmückten Wiesenpfaden werden seine Sinne immer unruhiger, seine Wünsche immer deutlicher, wenn er die frisch erblühende Mädchenknospe Charlotte von Wolzogen in harmlos froher Lieblichkeit vor Augen sieht.

Sie war ein aufgewecktes, klar ins Leben blickendes Mädchen, nicht gerade schön, aber von jener hingebenden und einnehmenden Anmut, die dauernder wirkt als blendende Schönheit.

Schillers Neigung zu ihr war das erste empfindsame Erglühen seines Wesens, der erste Frühlingstraum, der über sinnliches Be-



Henriette von Wolzogen
geb. Marschall von Ostheim
Nach einer Lithographie aus dem Buche „Schillers Beziehungen zu Eltern und Geschwistern und der Familie von Wolzogen"

gehren hinausgeht und den Geist gefangen nimmt wie das Herz. Aber diese Liebe war herb wie der nordische Lenz, weil der Dichter kein Ufer sah, an dem sich die schwärmerischen Wünsche verwirklichen ließen.

Man sprach über verschiedene Heiratspläne, die mit Stuttgarter und Thüringer Kavalieren in Aussicht standen, um dem Gast auf zarte Weise die Lage klar zu machen. Schiller wird zum Vertrauten in den Familienangelegenheiten der Freunde und soll durch dies Vertrauen geehrt werden, wo sich sein Herz gekränkt fühlen könnte. Lottes Bruder Wilhelm schreibt ihm von Stuttgart aus in dieser Angelegenheit und bittet ihn als uneigennützigen Freund für die Schwester zu sorgen. Diesen Brief beantwortet er am 25. Mai.

Nach starkem, innerem Kampf steht er wieder frei über sich selbst und beginnt, klar über die eigenen Gefühle zu werden: „Sie haben Recht, teuerer Wilhelm, daß Sie mich um die Glückseligkeit im Kreis Ihrer guten Mutter und Schwester leben zu dürfen, beneiden..... Hier zum erstenmale habe ich es in seinem ganzen Umfang gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es fordert, ganz glücklich zu sein. Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund ist ihre Vollendung. Seien Sie zufrieden, mein Lieber, daß Sie beides haben..... Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie groß von mir denken müssen, denn jeder andere als ein edler empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lenken verdienen. Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele und noch kein Hauch der allgemeinen Verderbnis am lauteren Spiegel ihres Gemüts — so kenn ich Ihre Lotte und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese unschuldige Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Anteil zu andern Empfindungen so schnell getan ist.“

Nun erst reicht der Verkehr mit den Damen des Hauses in jenes Gebiet zartester Empfindsamkeit, das den Menschen des 18. Jahrhunderts zur Natur geworden war, so geziert oder überschwänglich es uns erscheint.

Leichtes Liebesspiel beschäftigt das Gemüt des Dichters, zwingt ihn zu tändelnder Träumerei und erhebt sich wieder zur Heiligkeit ernster Empfindungen, als das Schicksal sich ihm günstig zu wenden scheint, da die Heiratspläne der Familie für Charlotte in nichts zerlaufen.

Freunde aus Meiningen erweitern den Kreis, Gutsnachbarn kommen zu flüchtigem Besuch und laden die Bauerbacher Hausgenossen auf ihre Schlösser. Liebliche Gäste wandern zwischen den blühenden Sträuchern des Gartens auf und ab, setzen sich in die Laube und führen empfindsame Gespräche über das Recht des Herzens und den Zwang der äußeren Verhältnisse, über die neueste Literatur und ihre innige Verbindung mit dem Leben. Eine Freundin der Tochter des Hauses fällt dem Dichter besonders auf. Es war die jugendliche Braut eines Herrn von Kalb, das Fräulein Charlotte Marschall von Ostheim. Sie kam mit ihren Schwestern, gleich diesen in tiefe Trauer gekleidet, denn Fritz von Ostheim, der letzte männliche Sproß des Marschallschen Hauses war im Duell mit einem Engländer gefallen. Sanfte Melancholie lag über den Frauengestalten und ausdrücklicher, fester als sonst legte sich ein Schleier der Empfindsamkeit über die Gespräche.

Im Bann dieser Stimmung schrieb Schiller nach der ersten flüchtigen Begegnung mit der späteren Freundin seinen Eindruck nieder: „Oh sehe ich sie, die Trauernden — ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien. Drei sind es ja — und Eine noch, wie nenne ich sie? — Psyche, von ihnen so ersehnt. Heut hab ich ja im Wieland erst gelesen, wie Psyche, von den drei Grazien erflehet, nun fürder wandeln will in ihren Reihen."

Ende Mai verlassen die Wolzogenschen Damen auf kurze Zeit das Haus, um in Meiningen Charlotte der zu Besuch anwesenden Herzogin von Gotha vorzustellen. Die Herzogin hatte sich erboten,

das junge Mädchen aus Dankbarkeit gegen deren Vater, der ihrem Hause manchen Dienst erwiesen, in einem adeligen Damenstift einige Jahre auf ihre Kosten weiter ausbilden zu lassen. Schillers neuaufflammende Neigung, die nun — wie es scheint — der sorglichen Mutter Bedenken einflößt, mag mitgewirkt haben, daß Henriette von Wolzogen den Vorschlag mit gewissem Eifer ergriff.

Im Herzen der wohlwollenden, empfindsamen, aber sehr verantwortungsbewußten Witwe stritten von nun an widersprechende Wünsche und Regungen, begreifliche Sorge für die Zukunft des Töchterchens und warme Güte für ihren so weltfremden Schützling.

Das Opfer, die Tochter eine Zeitlang zu entfernen, um keine aussichtslose Schwärmerei aufkommen zu lassen, beweist, wie treu sie es mit dem jungen Freund meinte.

Schiller sieht nur Zwang und Störung in dem Plan, er ist mißtrauisch gegen alles, was von Fürstlichkeiten kommt und schreibt der Freundin nach Meiningen mit fliegender Hast: „Da sitz ich, reibe mir die Augen, will zu Ihnen und besinne mich, daß ich den Kaffee allein trinken muß — aber mein Herz ist zwischen Ihnen und unserer Lotte und begleitet Sie bis ins Zimmer der Herzogin. Heute wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners — die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Denken Sie daran, daß Sie nichts als elende hundert Taler dran setzen, aber für sich und die Lotte und auch für mich Alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für die Lotte."

Zunächst bleibt der Harrende in bitterer Ungewißheit, seine Gefühle verwirren sich, er träumt von einem stillen Glück an Seite des empfindsamen Mädchens und vergißt auf Stunden die ganze Ungewißheit seiner Lage.

Da berührte ihn in Henriettes Antwort eine Nachricht auf das Peinlichste. Sie hat am Hof und in der Stadt erfahren, daß es allgemein bekannt sei, wen sie als Gast in Bauerbach beherberge, und daß kein Mensch an den „Doktor Ritter" glaube. „Bin ich

wirklich entdeckt", erwidert er in längerem Brief, „so kann ich nicht mehr inkognito bleiben oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Gesellschaften gehen und den Dummköpfen, die so hoch aufgelauscht haben, Impertinenzien sagen. Es liegt mir an dem Respekt, der meinem Namen gebührt und diesen muß ich notwendig behaupten..... Mit meinem vormaligen Plane ist es aus. Beste Freundin und weh mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten soll. Daß ich bei Ihnen bleibe und womöglich begraben werde, versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie oder nicht leben und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen und ich weiß es, ich überwinde sie. Ich überlese, was ich geschrieben habe, es ist ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn. Wenn ich mündlich ein Narr bin, so werde ich schriftlich wohl nicht viel weiseres sein."

Aus einem Brief Reinwalds läßt sich erkennen, daß Frau von Wolzogen in diesen Tagen unter den Freunden davon sprach, daß sie Grund habe, Verrat für Schillers Aufenthalt zu fürchten und es für besser halte, wenn ihr Gast allmählich seine Abreise vorbereite. Auch Reinwald ist dieser Meinung und besorgt, daß der Dichter, der als Bühnenschriftsteller mit Menschen viel verkehren müsse, bei allzu langem Aufenthalt „völlig hypochondrisch" werde.

Henriette nahm das Anerbieten der Herzogin zunächst allerdings nicht an. Denn Charlotte hatte sich im Hildburghauser Stift in ihren Mädchenjahren so unglücklich gefühlt, daß die Mutter sie nach Stuttgart mitnehmen mußte. Zu Schillers Erstaunen kehrte aber Frau von Wolzogen ohne die Tochter zurück. Charlotte war in Meiningen bei der Frau eines Amtmanns geblieben, um die Haushaltung zu erlernen.

An Pfingsten durfte Lotte jedoch auf das Land zurückkehren, gleichzeitig mit ihrer Tante, Henriettes jüngerer Schwester, und die ganze Stimmung eines reizvoll heiteren Familienlebens entfaltet sich von

neuem, zieht den Dichter in ein vergnügliches Nichtstun, hält ihn von Arbeit und innerer Sammlung ab, entschädigt ihn aber durch die Freude, einmal, wenn auch nur wenige Wochen jung, sorglos und hoffnungsfroh dahinzuleben.

Ländliche Spiele schmücken den Tag, abends versammeln sich die Hausgenossen am Kartentisch oder Schiller und Charlotte holen das Schachtbrett vom Schrank, und manchmal klingt Musik zu einem frohen Tänzchen. „Gestern hatten wir einen lustigen Tag" schreibt Schiller an Reinwald, „die Bauern des Dorfs haben in unserem Hof getanzt und ich sah fröhliche Menschen.... Fräulein Mine und Lotte sind hier und machen mir mein Leben sehr angenehm. Die letztere ist ein wahres Studium für mich, denn soviel Güte und schöne Unschuld habe ich selten gefunden."

In diesem Verkehr lag Schiller so fest gefangen, daß er die Gelegenheit vorübergehen ließ, mit Reinwald nach Gotha und Weimar zu reisen, wie es dieser vorgeschlagen. Auch gegen Dalberg, der von neuem anknüpfen wollte, verhielt er sich eher ablehnend, dem Bann der trauten Gegenwart verfallen. Nur die Nachricht, daß Herr von Winkelmann aus Stuttgart, der sich immer noch ernstlich um Lottes Hand bemühte, „vierspännig in Meiningen eingefahren sei", läßt ihn mit aufsteigender Bitterkeit den Damen sagen: „Ich reise nach Weimar".

Man beruhigt ihn und gibt ihm zu wissen, daß Winkelmann durch eine taktlose Äußerung jede Aussicht verloren habe, aber der klugen Mutter scheint es geratener, die jungen Leute wieder zu trennen und sie schickt Charlotte nach zwei stimmungsvollen Frühlingswochen zu den Stiftsdamen nach Wasungen. Das noch sehr kindliche Fräulein von Wolzogen scheint die Neigung des Dichters übrigens nicht verstanden noch mit anderem als freundschaftlichem Gefühl erwidert zu haben. Sie war, wie die Zeitgenossen ziemlich übereinstimmend über sie urteilten: „von ruhigem Charakter, in dem Besonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen"*.

* Karoline von Wolzogen.



Schiller bleibt nun mit der mütterlichen Freundin allein. Sie hat indessen nach manchem Zweifel erwogen, daß es für alle Beteiligten besser sei, wenn nicht Lotte vom Elternhaus entfernt würde, sondern wenn der Gast sich zu seinem eigenen Besten, allen Möglichkeiten der Zukunft zulieb, wenigstens auf eine Spanne Zeit von seinem Asyl trennte, den Kampf um Ruhm und Größe aufzunehmen.

Frau von Wolzogen geht zielbewußt darauf aus, die Idylle abzuschließen und den Freund ins Leben zurückzusenden. Die Gelegenheit war günstig, denn von Mannheim aus werden die Werbungen immer dringender gehalten.

Dalbergs veränderte Stellung Schiller gegenüber läßt sich leicht auf zwei Ursachen zurückführen. Von Württemberg aus war nichts mehr zu fürchten. Schillers Vater hatte dem Buchhändler Schwan geschrieben, daß in Stuttgart, von Requirierungs- und Verfolgungsanstalten nicht das Geringste zu merken sei, daß man seinen Posten wiederum besetzt und damit „zu verstehen gegeben" habe, den Flüchtling entbehren zu können. Auch die Nachrichten, die der Intendant selbst aus Württemberg erhalten, lauteten ähnlich, und die Stimmung des Herzogs gegen den Dichter wurde aus einer Geschichte klar, die sich in gesellschaftlichen Kreisen weit verbreitete. Als zwei junge Prinzen am Stuttgarter Hof zu Besuch waren und die Rede auf Schiller brachten, der doch der Akademie alle Ehre mache, brach der Herzog das Gespräch kurz ab mit dem Wort: „Lassen wir das. Er ist ein Undankbarer." Man konnte nun aber auch an offiziellen Stellen in Mannheim mit Gewißheit annehmen, daß dem pfälzischen Hof und dem Nationaltheater durch Berufung des Dichters keine äußeren Schwierigkeiten erwachsen würden.

Der zweite Grund lag in den Repertoireverhältnissen der Bühne. Seit der Aufführung von Schillers Räubern war — wenigstens mit ernsten Stücken — ein voller Erfolg nicht mehr erzielt worden. In den Sitzungen des Ausschusses brachten die befreundeten Schauspieler nach jeder Ablehnung eines Werkes durch das Publikum die Rede auf Fiesko und befestigten dadurch den längst gefaßten

Entschluß des Intendanten, die angebahnte Annäherung an Schiller fortzusetzen.

In die Gespräche zwischen ihm und Reinwald sowohl, als zwischen ihm und Henriette klang nun mehrfach und immer deutlicher die Aussicht, die Thüringer Landidylle abzuschließen und wieder tätig unter tätigen Menschen zu leben. Auch im Elternhaus auf der Solitude wurde dieselbe Note angeschlagen, und man bat in dringenden Briefen die Freunde, auf den Sohn einzuwirken, daß er seiner wenig einträglichen Art zu leben ein Ende bereite.

Es war eine schwere Aufgabe für Frau von Wolzogen, dem verehrten und als Freund in jeder Beziehung geschätzten Gast die Abreise nahe zu legen. Takt, Menschenkenntnis und ein liebevolles Verstehen von Schillers Seelenzustand gehörten dazu, ihn vom Anker zu lösen ohne Verletzung des sehr ausgeprägten Zartgefühls, ja Mißtrauens, das ihn das Leben seit seiner Flucht gelehrt.

Dazu kamen noch peinliche Geldangelegenheiten, die einer Abreise im Wege standen und von denen Frau Henriette jedenfalls wußte. Seit April waren Schillers bare Mittel zu Ende. Die Post und andere kleine Auslagen wuchsen bei Reinwald zu einem ganz ansehnlichen Konto und der peinvoll ordentliche Bibliothekar, dessen Einkünfte an sich sehr bescheiden waren, mußte mahnen troz aller Freundschaft. Auch der Wirt in Bauerbach und einige andere Geschäftsleute drängten. An Vater Schiller heranzutreten, verbot der Stolz, wenn dieser sich auch bereit erklärt hätte, im äußersten Notfall den Sohn nicht im Stich zu lassen. Von der mütterlichen Freundin, die so viel für sein Fortkommen getan, auch noch Geldopfer zu verlangen, war ausgeschlossen. Es mußte also unter allen Umständen dafür gesorgt werden, daß „Luise Millerin“ möglichst rasch gedruckt werde, um einige Barmittel zu beschaffen.

Henriette benutzte die Tage der Einsamkeit, denn die Zeit drängte und sie wollte unter allen Umständen vermeiden, daß Schiller noch einmal mit ihrer Tochter längere Zeit unter einem Dach weile. In wenigen Wochen sollte aber Charlotte aus dem Stift zurückkommen.

Auf einem Spaziergang durch den sommerlichen Wald brachte die kluge Frau wie von ungefähr die Rede auf alles Mißliche, was jetzt das Leben ihres jungen Freundes vergifte, auf seine zwiespältige Stellung zur Heimat, auf die Unmöglichkeit noch länger „halb inkognito" als Doktor Ritter durch die Welt zu gehen und auf die Notwendigkeit, seine Werke persönlich beim Publikum zu fördern und auszubreiten. Sie legte ihm nahe, selbst auf den Gedanken zu kommen, daß er von Bauerbach aus keine günstige Wendung herbeiführen könne. Er gesteht, daß er schon längst den Geist darüber zermartere und wirft die Scheu ab, mit der er bisher seine finanziellen Verlegenheiten geheim zu halten versuchte.

Nun schlägt Frau von Wolzogen eine Reise von einigen Wochen nach Mannheim vor, in deren Verlauf Schiller seine Angelegenheiten ordnen und zu literarischem Verdienst kommen könne. Das Reisegeld und eine Tilgung der kleinen Bauerbacher Schulden würde der Hofjude Isaac gern beschaffen, wenn sie für die Summe gut stände.

Schiller ging darauf ein.

Er hoffte, in Mannheim etwas für die Sicherung seiner Selbständigkeit tun zu können, um dann stolz und froh in das ihm lieb gewordene gastliche Haus zurückzukehren. Und so entschied er sich halb freiwillig und halb gezwungen für den Vorschlag der Freundin, gab aber zugleich das Versprechen, sich in Mannheim zu keiner festen Stellung anzubieten.

In Eile, ja in Hast wurden die Vorbereitungen zur Abreise getroffen, die Bücher und ein großer Teil des Gepäcks blieben zurück, da der Dichter sich nicht endgültig von dem Herrenhaus in Bauerbach trennen wollte.

Am 24. Juli verließ er in einer Wolzogenschen Kutsche das Dörfchen an der Rhön und fuhr über Melrichstadt die Straße nach Kissingen. Am Abend des 27. Juli traf er in Mannheim ein.

Nach Jahresfrist schrieb er an Henriette über den Bauerbacher Aufenthalt: „Wenn ich jetzt ernsthaft über mein Schicksal nachdenke, so finde ich mich seltsam und sonderbar gerührt. Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang in ihrem Wald



Charlotte von Wolzogen

Nach einer Lithographie aus dem Buche „Schillers Beziehungen zu Eltern und Geschwistern und der Familie von Wolzogen"



zurückdenken, wo es beschlossen wurde, daß ich eine Zeitlang verreisen sollte. Wer hätte damals gedacht, daß ein ungefährer Gedanke so viel in meinem Schicksal verändern würde! — und doch hatte dieser Gedanke vielleicht für mein ganzes Leben entschieden. War mein Aufenthalt in Bauerbach nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wieder kommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wanderung hängen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden?"

Neunzehnter Abschnitt

Ich muß meine Blicke auf mich selbst richten, um das Werkzeug kennen zu lernen, dessen ich mich bei der ferneren Nachforschung bedienen will.
Rousseau

1783 Ein anderer als der jugendlich begeisterte Dichter der Räuber, ein anderer aber auch als der hilfesuchende Flüchtling kam Schiller nach heißer staubiger Reise im Hochsommer nach der einstigen Stadt seiner Wünsche.

Trotzdem oder vielleicht, weil er vom Lande kam und etwas ganz anderes erwartet hatte, erschienen ihm die breiten Straßen verödet. Das Künstliche der Stadt, in der alles gemacht und nichts geworden war, trat ihm nun erst deutlich ins Bewußtsein, nachdem er im Verkehr mit den einfachen, aber gebildeten Thüringer Edelleuten und ihren Pfarrherren die geistige Anregung einer aus sich selbst heraus entwickelten Gesellschaft kennen gelernt hatte. Es war, als ob etwas wie Enttäuschung über ihm und der Stadt lag, als er durch die namenlosen, nur mit Buchstaben und Nummern bezeichneten Straßen wandernd, seine Freunde und Bekannten wieder aufsuchte, alte Beziehungen erneute, aber doch immer und überall betonte, es handle sich nur um einen flüchtigen Besuch. „Gestehen muß ich Ihnen", schreibt er an Henriette von Wolzogen, „daß alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann bei der Vergleichung mit unserem stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert. Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben sollte ich sagen — daß ich den lebhaftesten Eindrücken der größeren Welt beinahe verschlossen bin."

Von dem Geld, das ihm der Jude Isaac von Bauerbach geliehen, brachte Schiller noch 15 Laubtaler mit nach Mannheim, von denen er fünf zurücklegte in der Hoffnung, sie für die Rückreise nach dem geliebten Landaufenthalt zu verwenden.

Regisseur Meyer, der sich mit alter Herzlichkeit der praktischen Fragen annahm, machte Kost und Wohnung aus im sogenannten Hubertushof (L 2 Nr. 2), die eine vortreffliche Aussicht auf den Schloßplatz gewährte. Schiller selbst bezeichnete sie als wohlfeil

und gut. „Ich bezahle wöchentlich für zwei Zimmer, Betten und Meubles 1 fl.... Für Mittag- und Abendessen, trockenen Tisch gebe ich 24 Kr. Der Krug Bier kostet mich 6 Kr. Das Frühstück gebe ich auf, also kommt mich Kost und Logis wöchentlich auf 2 Konventionstaler. Perückenmacher, Postgeld, Wäsche und Tobak machen einen eigenen Artikel. Über drei Wochen kann ich also schwerlich bleiben. So stehen meine Finanzen."

Dadurch, daß Mannheim aufgehört hatte, Residenzstadt zu sein, verringerte sich seit mehreren Jahren die Bevölkerung. Dem Kurfürstlichen Hof zogen ungefähr viertausend Personen nach, die sich in München niederließen. So waren die Wohnungsverhältnisse billig geworden und der Eindruck des Verödeten, den Schiller empfangen, ließ sich nicht allein auf die sommerliche Stille zurückführen.

Rührend war das Wiedersehen mit Streicher, den er in den ersten Tagen zufällig bei Meyer traf und dessen Stellung als Musiker sich in Mannheim recht gut anließ und zu befestigen schien. Streicher erzählt, „als er zur gewöhnlichen Stunde bei Herrn Meyer eintrat, konnte er kaum seinen Augen glauben, daß es der in weiter Entfernung vermeinte Schiller sei, welcher mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehen ihm entgegentrat".

Im gastfreien Hause Schwans fand der Wiedergekommene die denkbar beste Aufnahme und lernte einen geistig wie sozial sehr hochstehenden Kreis kennen.

An der Seite des verwitweten Vaters empfing die Tochter Margarete, ein blühendes, heiteres und sehr gebildetes Mädchen, die Gäste. Aus ihren großen Augen sprach Geist und Gemüt, mit offenem Sinn nahm sie Anteil an den literarischen Fragen und philosophischen Gesprächen, die an der wohlbesetzten Tafel und im Salon behandelt wurden.

Bald nach Schillers Ankunft durfte er Schwan die „Luise Millerin" vorlesen. Das Stück gefiel, Druck und Aufführung hielt der kluge Geschäftsmann für gesichert. Um seinen Gast zu erfreuen, zeigte er ihm einen Brief Wielands, nach dem zu schließen, der ältere

Dichter „sehr warm“ für den jüngeren fühlte und „groß von ihm urteilte“.

Christian Friedrich Schwan gehört mit seinen Vorzügen und Fehlern zu jenen für die Aufklärungszeit charakteristischen Buchhändlern, die für Deutschland wohl den ausgesprochensten Typus in dem Berliner Nicolai gefunden haben. Diese Männer, die meist mit wissenschaftlichen Studien ihr Leben begonnen und viel in der Welt herumgekommen waren, suchten in ihrer Umgebung überall Aufklärung zu verbreiten. Schwan, der selbst literarisch tätig war und unter anderem ein französisches Wörterbuch herausgab, prunkte gern ein wenig mit seiner Gelehrsamkeit und suchte, wo er konnte, den Weltmann geltend zu machen.

Schiller erschien das Haus am Paradeplatz ein Sammelpunkt erlesener Geister. Je öfter er im angeregten Kreise Schwans verkehrte, desto leichter wurde es ihm, die anfangs gehegte Scheu vor der großen Welt abzuwerfen.

Da sich aber alles Festlegende durch Dalbergs Abwesenheit noch verzögerte und die Erinnerungen an Bauerbachs empfindsame Wochen sein Herz nicht zur Ruhe kommen ließen, stellten sich vielfach melancholische Stimmungen ein.

Zum Träumen und Erinnern wählte der Dichter seinen Lieblingsplatz unter der Riesenpappel auf der Mühlau-Insel. „Ein tiefer sinnender und melancholischer Ernst lag wie ein Schleier über seinem ganzen Wesen, gleich dem dunklen traumhaften Zuge, der die schwarze Pappel umgibt.“ *

Als im August nach Wochen glühender Hitze Dalberg endlich ankam, war die Frist, die sich Schiller für den Mannheimer Aufenthalt gestellt, längst verstrichen. In einem Brief nach Bauerbach ist die erste Begegnung geschildert: „Ich traf ihn auf dem Theater, wo er mir auf die verbindlichste Art zuvorkam und mich mit großer Achtung behandelte. Von meiner Abreise will er nichts wissen und läßt sich sonst noch allerlei gegen mich merken, wofür ich Gottlob

* Julius Petersen, Schillers Persönlichkeit, II, 90.



keine Ohren mehr habe. Ich war heute bei ihm und zwar sehr lange. Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht und ebenso schnell wieder verpufft. Indeß glaub ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein Fiesko soll hier gegeben werden und man ist wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um und setze die Vorstellung durch."

Luise Millerin wurde in großer Gesellschaft bei Dalberg vorgelesen. Der Erfolg war entscheidend für das weitere Verhalten des Intendanten. Sonntag den 31. August speiste Schiller im Dalbergschen Palais zu Mittag. Nach dem Essen wurde ihm ein Vertragsentwurf vorgelegt, demzufolge er sich zunächst auf ein Jahr vom 1. September ab als Theaterdichter verpflichten solle. Er bat um kurze Bedenkzeit.

Nun trug er jenen verheißungsvollen Wechsel auf die Zukunft in der Tasche, den er einst leidenschaftlich begehrte, und den anzunehmen er sich in Bauerbach feierlich verschworen hatte.

Zu Hause lag aber ein Brief von Henriette, der seinen Plan, in das liebliche Idyll zurückzukehren plötzlich umwarf.

Die Gestalt jenes Freiers aus Stuttgart, des Herrn von Winkelmann, der in den Lenz seiner jungen Liebe düsteren Schatten geworfen, zeigte sich von neuem. Bittere Eifersucht kämpfte mit großmütiger Entsagung in Schillers Herzen.

Frau von Wolzogen, die fürchtete, Schiller verderbe sich aus sentimentalen Gründen die Mannheimer Aussichten, schrieb, daß Winkelmann auf längere Zeit als Gast in ihr Haus käme. Diese Nachricht legte Schiller Verzicht auf und bestimmte ihn, ernstlich mit dem Theater zu verhandeln.

Der Traum eines stillen Glücks auf dem Land, durfte sich nicht verwirklichen. Unaufhaltsam treibt das Leben fort, scheucht von dannen, wo süße Ruhe gefunden scheint, will Kampf und Leid.

Um diese Zeit schwand das blühende Aussehen des Jünglings, das seinen Freund Streicher erfreut hatte. Die düsteren Träume

unter der Schwarzpappel, das sumpfige Land, dessen Ausdünstungen im Sommer unerträglich waren, das ungesunde Wasser, und manche Entbehrung, die er sich auferlegen mußte, gaben ihm „ein kaltes Fieber“, eine Art von Malaria, die wohl überhaupt den Grund legte für seine nun zeitlebens geschwächte Gesundheit.

Schiller erkrankte schwer.

Acht Tage war es ihm unmöglich, Dalberg zu antworten. Endlich schreibt er nach einigen entschuldigenden Worten, daß er wegen seiner Krankheit nicht selbst kommen könne: „Ich bin so frei gewesen, den Kontrakt, den E. E. auffsetzten und mir neulich mitzugeben die Güte hatten, nach unserem mündlichen Übereinkommen abzuändern“.

Der Drang zum Schaffen hatte die erschlafften Lebensgeister neu gehoben und gespannt. Es galt, sich einer regelmäßigen Arbeit zu unterwerfen. Das war freilich schwer, denn auch der leiseste Zwang wirkt lähmend auf ein vom Dämon der Poesie wild und launisch bewegtes Gemüt. Aber mit männlich erstarktem Mut ermunterte sich Schiller dazu, um nicht müßig, verzweifelnd dem zerrissenen Liebesglück nachzutrauern.

Schiller verpflichtet sich auf ein Jahr als Theaterdichter der Mannheimer Bühne und verspricht außer Fiesko und Luise Millerin noch ein drittes Stück zu liefern. Aber seiner Gesundheit wegen bedingt er sich aus, in den Sommermonaten Mannheim verlassen zu dürfen.

Die Stellung eines Theaterdichters hat geringe Ähnlichkeit mit der des Dramaturgen am modernen Theater. In einer Zeit, die wenig Stücke hervorbrachte und in der von diesen wenigen die Theaterleitungen selten erfuhren, kam es für eine Bühne darauf an, sich einen Mann zu verpflichten, der ihr neue Stücke schrieb und andere nicht bühnengerechte oder sonst den Theaterverhältnissen nicht entsprechende umzuarbeiten geschickt war. Schiller nahm vom 15. Oktober an teil an den Regiesitzungen und äußerte sich über verschiedene eingereichte Werke.

Er bekam einen Jahresgehalt von 300 fl., sowie den Ertrag je

einer Vorstellung von seinen drei Stücken. Die Einnahmen der Buchausgaben blieben ihm überlassen.

Den Antritt seiner Stellung berichtete er nach Haus, versäumte auch nicht seine Krankheit mitzuteilen, die bereits Freunde nach der Solitude gemeldet hatten.

An der Seuche, die einen großen Teil der Mannheimer Bevölkerung ergriffen, starb der Regisseur Meyer, während Schiller selbst noch krank lag.

Es war ein großer Verlust für den Dichter, denn diesen wohlwollenden Mann hielt er um so werter, je mehr er Gelegenheit gehabt, dessen edles, offenes Gemüt kennen zu lernen. Im September schrieb Schiller an Henriette von Wolzogen über die Epidemie: „Meyer ist während meines Hierseins daran gestorben. Ein Freund, dem ich viel schuldig war."

Dann erklärt er der mütterlichen Freundin, wie es kam, daß er sich trotz seines Versprechens doch in Mannheim gebunden habe: „Ihr letzter Brief, der mich notwendig traurig machen mußte, weil er aus einem so traurigen Herzen floß, hat gewissermaßen den Ausschlag in meinen Zweifeln gegeben. Eben als ich ihn erhielt, hatte Dalberg Angriffe auf meinen Entschluß getan. Sie erinnern sich, meine Beste, daß ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben, mich nicht selbst anzubieten und in keinem Fall den ersten Schritt zu einem Engagement zu tun. Ich gebe Ihnen jetzt mit aller Freudigkeit eines reinen Gewissens dieses mein Ehrenwort wieder, daß ich mein Versprechen gehalten. Dalberg selbst kam mir mit dem Antrag entgegen, daß ich hier bleiben sollte ..... Ob ich Ihnen nun gleich bei meiner Abreise die Erklärung getan, daß ich vielleicht den Winter hier zubringen wollte, so zweifelte ich doch heftig bei mir selber, und ein allmächtiger Hang zu unserem stillen, herrlichen Leben behielt schon die Oberhand, als Ihr Brief anlangte und ich erfuhr, daß Winkelmann zwei Monate bei Ihnen zubringen würde. Sie wissen, meine Beste, daß mich die Ankunft dieses Herrn selbst aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort gewesen wäre, wieviel mehr mußte sie mich jetzt von meiner

Reise zurückhalten. Ich entschied also für die Anerbietungen Dalbergs und vor ungefähr drei Wochen, wo ich bei ihm an Tafel war, wurden wir richtig."

Um in der neuen Stellung seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen entsprechend nachzukommen, war es für Schiller notwendig, sich ordentlich zu equipieren. Der Jude Isaac in Bauerbach mußte also wegen der Rückzahlung der geliehenen Summe bis nach einer Aufführung des Fiesko vertröstet werden.

Im Hause Dalbergs „wo es fürstlich zuging" und bei Schwan — „zwei Häusern, wo ausgesuchteste Gesellschaft ist", war Schiller häufig eingeladen und diese Beziehungen eröffneten vielfache neue Bekanntschaften in der gastfreien Stadt. Auch auswärts wurden Verbindungen angeknüpft. Schwan hielt darauf, seinen Autor mit literarischen Größen bekannt zu machen und überredete ihn zunächst auch seiner Gesundheit wegen zu einem Ausflug nach Speyer, wo Sophie von Laroche als gefeierte Dichterin einem literarischen Salon vorstand und wohin fast alle Größen des geistigen Lebens ihre Schritte lenkten.

Was die geistvolle Dame in ihrem ersten Roman das Fräulein von Sternheim sagen ließ: „Sie können hoffen, in unserem Hause wechselweise jede Schattierung von Talenten und Tugenden zu finden, die in dem Kreise von etlichen Meilen um uns wohnen", fand Schiller durch das Leben bestätigt. In Begleitung Schwans, seiner Tochter und des Hofrats und Sekretärs der Pfälzer Akademie der Wissenschaften Lamey erschien der Dichter in den Oktobertagen, noch blaß und leidend von dem ausgestandenen Fieber. „Wir haben in großer Gesellschaft mit ihr zu Mittag gespeist", erzählt er, „wo ich wenig Gelegenheit fand sie recht zu genießen; doch fand ich gleich, was der Ruf von ihr ausbreitet, die sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen fünfzig und sechzig alt ist und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchen hat." Wie anziehend das Haus der Schriftstellerin wirkte, geht schon daraus hervor, daß Schiller mit einem Landsmann eine Woche später den Besuch wiederholte. Nun „genoß er sie eine Abendstunde lang" allein



Anna Margarete Schwan
Nach der Lithographie von G. Lang

und ging mit dem stolzen Bewußtsein, daß sie mit ihm „zufrieden war".

Arbeiten an den eigenen Stücken, die Tätigkeit des Dramaturgen am Theater und gesellschaftliche Verpflichtungen nehmen ihn stark in Anspruch, so daß die Korrespondenz mit Bauerbach und der Solitude seltener wird.

Das Fieber kehrt öfters zurück. Als ihn sein alter Lehrer Abel aus Stuttgart besuchte, fand er ihn „am kalten Fieber krank und durch Krankheit sowohl als durch einige nicht angenehme Verhältnisse gedrückt". Diese letzteren bestanden abgesehen von der immer noch peinlichen Geldfrage in Streitigkeiten über den Ton, in dem Fiesco sowohl wie Luise Millerin gespielt werden müsse.

Doch Abel war erfreut und verwundert, als Schiller trotz allem voll Selbstgefühls und hohen Mutes die Versicherung gab, „er wisse, er fühle es, es werde die Zeit kommen, wo sein Name durch ganz Deutschland mit ausgezeichneter Achtung werde genannt werden und dann werde er auch eine seiner Wünsche entsprechende Lage erhalten" *.

In diesen Tagen entstand eine Silhouette des Dichters, die er an Henriette von Wolzogen und in alter Erinnerung an Luise Vischer in die Heimat schickte. Sie zeigt Schillers Profil in der eleganten Frisur der achtziger Jahre als jungen Weltmann.

Nun scheint die Sehnsucht nach der verschwundenen Idylle empfindsamen Glücks langsam zu verblassen. Er läßt sich vom Strom der Welt treiben, studiert die Menschen, arbeitet an seinen Plänen und bereitet die Aufführung des Fiesco vor, die zu Beginn des kommenden Jahres „mit aller Feierlichkeit bei Eröffnung des Karnevals" geplant war.

Feierlich und groß mußte die Spannung des Dichters sein, denn gerade dieses Werk, an dem er in den schlimmsten Zeiten gearbeitet, losgerissen von der Heimat, bedeutete ihm sehr viel und enthielt Bekenntnisse von Idealen, in deren Dienst er unvergeßlichen Schmerz erduldet.

* Zeitschrift für vergl. Literaturgesch., XIV, 327.

Zwanzigster Abschnitt

Allgemeinen Beifall von Guten und Bösen, von Weisen und Toren, von Hohen und Niederen? Ei nun! Wer wird so eitel sein darauf Anspruch zu machen? Knigge, Umgang mit Menschen

1783/84 Während Schiller als Theaterdichter in Mannheim angestellt war, knüpfte der Freimaurerorden, der im 18. Jahrhundert sowohl politisch wie wirtschaftlich eine nicht zu unterschätzende Bedeutung genoß, mit ihm an. „Wir haben einmal von der Freimaurerei miteinander gesprochen", schrieb er an Henriette von Wolzogen. „Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann von der ausgebreitetsten Kenntnis und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stände, und mich inständigst gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin tun würde, vorher mitzuteilen. Er versichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei*."

Ob er dieser Aussicht folgte und damals in eine Loge trat, ist ungewiß, die folgenden Ereignisse seines Lebens, in denen Beziehungen mit Unbekannten manchmal wunderbar eingreifen, machen es wahrscheinlich, daß er später eintrat, die Familientradition hat es als sicher angenommen, Beweise sind aber trotz eifriger Forschung nirgends gefunden.

Von der Heimat aus hören die Versuche nicht auf, ihn zu veranlassen, daß er an Herzog Karl ein Gnadengesuch richte, in dessen Folge ihm die Rückkehr nach Württemberg gestattet sei. Der Vater wollte es unternehmen, denn er litt unsäglich darunter, immer noch einen Landesflüchtigen als Sohn zu haben. Aber Schiller hält es mit seiner Ehre für unvereinbar. Er hätte es als Makel empfunden, wenn das deutsche Publikum denken könne, der Dichter der Räuber bereue der widrigen Lebensumstände halber seine Flucht und erklärt, selbst wenn der Vater von sich aus das Gesuch stelle und der Herzog es genehmige, so könne er doch nicht früher die Heimat betreten, „als bis er wenigstens einen Charakter habe, woran er eifrig arbeiten will".

* 11. Sept. 83.

Im 18. Jahrhundert besaß ein von irgend einem Fürsten verliehener Titel große Wichtigkeit und gehörte für einen Mann, der auf sich hielt, trotz aller freiheitlichen Gesinnung zur gesellschaftlichen Stellung. Für ein „Etablissement", wie es Schiller schon als junger Mann im Auge hatte, war es durchaus notwendig, die Bezeichnung als Rat z. B. zu erhalten. Daß die Familie des Dichters sehr auf solches hielt, ist durchaus zu begreifen und wurzelt in den allgemeinen, das gebildete Deutschland beherrschenden Ansichten.

Eine nach dieser Seite hin nicht zu verachtende Genugtuung wurde „dem durch seine Gedichte bekannten Schiller" zu teil durch Aufnahme in die „Teutsche Gesellschaft", eine Vereinigung gelehrter Männer, die unter dem Protektorat des Kurfürsten stand. Sie ergänzte sich durch Wahl, doch jede neue Aufnahme mußte vom Landesherrn bestätigt werden. Als die Kabinettsordre eintraf, schrieb Schiller erfreut an Henriette von Wolzogen: „Gestern kam die Kurfürstliche Bestätigung meiner Aufnahme in die Teutsche Gesellschaft. Dieses, meine Beste, ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement, denn jetzt bleib ich".

Durch die Aufnahme in diesen gewählten Kreis fiel von dem Dichter das Odium des heimatlosen Flüchtlings. Wenn man die Stellung bedenkt, die derartige Körperschaften im wissenschaftlichen und geselligen Leben einer Stadt einnahmen, indem sie ihren Mitgliedern ein gewisses Zugehörigkeitsrecht einräumten, begreift man die große Wichtigkeit, die Schiller und seine Freunde dem Ereignis beilegten.

Unterdessen war nach mannigfachen Kämpfen auf den Proben und hinter den Kulissen „Fiesko" in Szene gegangen. Trotz des versöhnlichen Schlusses, den der Dichter dem Trauerspiel gegeben und ungeachtet einer trefflichen Besetzung machte das Werk kein Glück. In den meisten Briefen erwähnt Schiller nur die Tatsache der Aufführung, erst in einem späteren Schreiben an Reinwald bringt er es über sich von dem Mißerfolg zu berichten: „Den Fiesko verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in

den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er 14 mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie."

In der Ausschußsitzung des Theaters am 14. Januar berichtete Dalberg in Gegenwart des Dichters auf Grund verschiedener Urteile über den Eindruck, den das Stück hinterlassen: „Die Schönheiten sind zu häufig", führte der Intendant ungefähr aus. „Der Dialog hat einen zu hohen Schwung, daß das Publikum bei der ersten Vorstellung dieses Schauspiel hätte vollkommen verstehen und sich daran ergötzen können. Es spielt zu lang. Szenen und Dialog hätten gedrungener sein können. Die Maschinerie des Theaters ist zu sehr gehäuft."

Die Enttäuschung des Dichters konnte nicht anders als niederschmetternd sein in diesem besonderen Augenblick.

Herzog Karl und Vater Schiller schienen recht zu behalten mit ihrer zornigen Geringschätzung des Komödienschreibers. Alle schweren Opfer, die ihr gebracht worden, lohnte die Poesie mit Hohn und Hunger. Denn trotz der bescheidensten Lebensweise, dem Verzicht auf Frühstück und ähnlichen Entbehrungen, war es unmöglich, sich von der schleppenden, demütigenden Schuldenlast zu befreien. Der Mißerfolg machte die Arbeit an Fiesko materiell zu nichts. Und besonderes Mißgeschick zwang Schiller außerdem auf eine Benefiz-Aufführung des Fiesko zu verzichten, denn Überschwemmungen und schlechtes Wetter hielten die Fremden ab, nach Mannheim zu kommen und in der Stadt selbst war auf größeren Zudrang nicht mehr zu hoffen.

So mußte Frau von Wolzogen vertröstet werden und auch der Vater, der Stuttgarter Schulden zu begleichen dachte. In diese bitteren Erfahrungen, die Schillers Gemüt bedrückten, während wiederholte Fieberanfälle seinen Körper schwächten und dem ganzen Wesen die Schwungkraft raubten, kam tröstend eine gute Nachricht aus der Heimat. Iffland gastierte in Stuttgart als Franz Moor. Über die Räuberaufführungen in Schwaben schrieb Vater Schiller:

„Die Räuber sind indessen nochmal mit großem Beifall aufgeführt worden und haben 220 Gulden Einnahmen gemacht, welches für Stuttgart sehr viel ist“.

Der mit Schiller befreundete Schauspieler erzählte in Stuttgart viel von Mannheim und gab durch verschiedentliche Andeutungen zu dem Gerücht Veranlassung, daß der Dichter sich mit der Tochter seines Verlegers Schwan zu verloben gedenke. Auch von Streicher sollen ähnliche Nachrichten an seine Mutter gekommen sein*.

Jedenfalls mögen der freundschaftliche Verkehr und das Interesse der reizvollen Margarete an seinen Werken dem Dichter nahe gelegt haben, sich noch besser in ihrer Gunst zu befestigen. Jeder Gedanke auf Charlottens Hand war für ihn abgeschnitten, seit er keine feste Aussichten vor sich sah, die ihm ermöglichten, seine Wahl vollständig frei zu treffen.

Nur einmal noch klingt der alte Wunsch so mächtig in seinem Herzen, daß er nicht anders kann, der mütterlichen Freundin darüber zu schreiben: „Sie werden lachen, liebste Freundin, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage zu heiraten. Nicht als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkt noch so frei wie vorhin — aber eine öftere Überlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nötige Freiheit und stille leidenschaftliche Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mitteilung und inniger Teilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Anteil glücklich machen kann, hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen teuer genug wäre! oder könnte ich

* Christophine Reinwald, Briefe an Emilie v. Gleichen-Rußwurm.

Sie beim Wort nehmen und ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich."

Er läßt diesen Brief liegen, überliest ihn nach einigen Tagen, empfindet Schrecken über „die törichte Hoffnung", entschuldigt sich wegen des „närrischen Einfalls" und fügt hinzu im Gegensatz zu den früheren Wallungen der Eifersucht: „Ich habe gehört, daß Winkelmann über Mannheim nach Meiningen gehen werde. Es sollte mich herzlich freuen, wenn er einige Tage bei mir zubringen wollte. Für ihren Freund und auch für den Meinigen kann ich doch nie zu viel tun."

In den Mannheimer Frühlingsmonaten, in denen „Luise Millerin" — von Iffland, dem tüchtigen Theaterpraktiker nun „Kabale und Liebe" genannt — zum Druck, zum Einstudieren und zur Aufführung kam, lebte Schiller sowohl gesellschaftlich sehr angestrengt als tätig in seinem Beruf.

Ende April führte ihn als literarischen Begleiter eine Gastspielreise Ifflands und Beils nach Frankfurt, wo auch Kabale und Liebe bereits zweimal auf der Szene erschienen war* und nun in Gegenwart des Autors zum drittenmal über die Bretter ging.

Bei dieser Aufführung wurde die bisher aus politischen Gründen gestrichene Szene des Kammerdieners eingelegt, doch man ließ jene Worte weg, die sich direkt auf Amerika bezogen, damit sich beim Rat der freien Stadt keiner der Gesandten deutscher Fürsten beschweren könne, der Untertanen an England verkauft hatte.

Wenn sich Schiller in zwei Briefen an Dalberg auch ungünstig über die Frankfurter Truppe aussprach im Vergleich zur Nationalbühne, so mußte er doch verschiedene bedeutende Leistungen anerkennen und Freude an einigen Vorstellungen empfinden. In der Darstellerin der Luise lernte er eine bedeutende Künstlerin kennen die ihm mit begeisterter Verehrung entgegenkam.

Sophie Albrecht war eine junge blonde Frau, deren Freunde ihre Schönheit wie ihren Geist gleich bewunderten. Sie war

* Die Großmannsche Truppe spielte das Stück am Osterdienstag, den 13. April 1784, zum erstenmal unter großem Beifall bei vollem Hause.

die Tochter eines Professors der Medizin aus Erfurt und mit einem Arzt verheiratet, der lange in Rußland seinen Beruf ausgeübt hatte. Nach wechselvollen Schicksalen und nachdem sie einen Band lyrischer Gedichte und den Roman „Aramena“ herausgegeben, ging sie zum Theater und trat zum erstenmal mit großem Erfolg in dem vielgespielten Rührstück „Lanassa“ in Frankfurt auf. Das Ehepaar Albrecht stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Reinwald, der Schiller einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Glückliche und genußreiche Stunden verlebte der junge Dichter bei der geistvollen Künstlerin, deren schwärmerisches Wesen wie geschaffen schien, tiefen Eindruck auf sein hochgestimmtes Gemüt zu machen. Flüchtige Leidenschaft wallte auf in empfindsamen Gesprächen und glühende Verse, die Sophie Albrecht dem Dichter widmete, zeugen von der überschwänglichen Stimmung dieser Tage.

Sonst verlief der Aufenthalt für die Mannheimer in einem leichten Wirbel von Geselligkeit. Schiller findet kaum Zeit kurze Briefe zu versenden, aber mit großer innerer Genugtuung empfindet er die gewaltige Wandlung, die mit ihm vorgegangen, seit er als armseliger Flüchtling die Gassen der alten Reichsstadt durchschlendert.

Von frischem Mut beseelt, kehrt er schaffensfroh nach Mannheim zurück, bereichert an Menschenkenntnis, aber auch an Menschengläubigkeit, denn alle, die Sinn für höhere Poesie hatten, drängten sich gastfrei und liebenswürdig um den Dichter, und er konnte befriedigt auf den Erfolg seiner Reise blicken, wenn auch Iffland als Bühnenschriftsteller und Schauspieler den größeren Triumph gefeiert hatte. Das materielle Ergebnis der Reise gestattete ihm, acht Carolin an Frau von Wolzogen zurückzuzahlen.

Zunächst sprach sich die gute Stimmung im Planen verschiedener Dinge aus. Schillers Gedanken richteten sich auf Don Carlos und beschäftigten sich mit der Gründung einer dramaturgischen Zeitschrift, die er im Auftrag der deutschen Gesellschaft herausgeben wollte. Doch die Sache kommt nicht in Fluß. Dalberg erklärt, das Theater selbst könne nichts für Schiller darin tun, die deutsche Gesellschaft mag sich nicht zugunsten ihres neuen Mitglieds zu

tätigem Parteiergreifen entschließen, und da sich sonst niemand bereit erklärt, das Unternehmen zu finanzieren, unterbleibt die Mannheimer Dramaturgie.

Die trotz aller Erfolge auf ihm lastende Armut bedrückt Schiller vielleicht mehr denn sonst in diesen Wochen literarischer und gesellschaftlicher Hochspannung. „Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften", schreibt er an Reinwald, „muß ich mich durch meine Ökonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit allem versehen, was zu Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung. Hätte ich jemand, der mir diesen Teil der Unruhe abnähme und mit warmer herzlicher Teilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wieder um Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auf dem Wege dazu."

Der Freund, dessen der Dichter jetzt so notwendig, so unbedingt bedurfte, winkte bedeutsam von ferne.

Die ersten Junitage brachten aus Leipzig ein Paket und Briefe von vier unbekannten Personen „voll Enthusiasmus und von Dichteranbetung überflossen". Vier kleine Bilder in Silberstift waren beigelegt und eine Brieftasche „mit dem besten Geschmack gestickt". Gottfried Körner, Ferdinand Huber, die Braut Körners und deren Schwester, die Töchter des Leipziger Kupferstechers Stock, waren die Idealisten, die „ihren" Dichter also feierten. Und ihre Gabe fiel auf dankbaren Boden, auch wenn Schiller lange zu keiner Antwort kam. An Dalberg schrieb er: „Ein solches Geschenk von fremden Menschen, die dabei kein anderes Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind und mir für einige frohe Stunden zu danken, war mir äußerst wert und der lauteste Zusammenruf der Welt hätte mir kaum so angenehm geschmeichelt".

Außer diesem wichtigen Gruß aus der Ferne treffen gerade jetzt für den Dichter viele voraussagende, teilnahmsvolle, neue Besuche ein. Im Mai verlebte Schiller einige angenehme Tage

mit Charlotte von Kalb und deren Gatten, die auf der Reise nach Landau, kurze Zeit in Mannheim rasteten. Herr von Kalb stand in den Diensten des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken und war damals der Garnison Landau zugeteilt. Das Ehepaar brachte Briefe von Frau von Wolzogen und Reinwald, die in Schillers Wohnung geschickt wurden. Um für diese Erinnerung an eine nunmehr wehmütig abgetane Vergangenheit zu danken, erschien der Dichter im Gasthaus und sah das zierliche poetische Wesen wieder, das ihm in Trauerkleidung damals im blühenden Bauerbacher Garten ehrfurchtsvolles Mitgefühl und empfindsame Verehrung eingeflößt.

Nach Temperament und Empfindungsweise verschieden, haben Schiller und Charlotte den Eindruck dieser Begegnung aufgezeichnet. „Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist", urteilt der Dichter, „und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen." Charlotte beschreibt den neuen Freund in ihren Denkwürdigkeiten: „In der Blüte des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Mut, feierlicher Haltung gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte und die Beachtung bezeigte, wie gern er Erinnerungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilends in das Schauspielhaus". — Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen Kalb auszusprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick. Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt."

Bedeutende Menschen sind mit einem feinen Gefühl für ihre Umgebung ausgerüstet, vermöge dessen sie leicht den Gegenwert des Anderen, ich möchte sagen die Komplementärfarbe erkennen.

So fanden sich Schiller und Charlotte von Kalb, ohne sich zu suchen. Von diesem Gespräch aus webt das Schicksal ein starkes Band zwischen beiden Menschen, so daß keines von ihnen das andere je aus der Erinnerung verliert.

Aber noch eine Begegnung spielt seltsam in die Sommertage am Rhein. Damen aus Thüringen, entfernt mit Frau von Wolzogen verwandt, kehren aus der Schweiz in die Heimat zurück. Sie begrüßen den Vetter Wilhelm von Wolzogen in Stuttgart, werden zufällig zu Schillers Eltern auf die Solitude gebracht und wollen nun Nachricht von der Heimat und den Freunden dem berühmten Dichter bringen, denn sie sind begierig auf ihrer Reise Menschen und Dinge aller Art kennen zu lernen. Es war dies Frau von Lengefeld aus Rudolstadt mit ihren Töchtern, Karoline, der Braut eines Herrn von Beulwitz und ihrer jüngeren Schwester Charlotte. Schiller schreibt*: „Gestern bekomme ich wieder Visitenkarten von Herrn von Beulwitz und Frau von Lengefeld, die aus der Schweiz zurückkommen. — Das Unglück aber traf es, daß ich eben nicht zu Hause bin, und kaum kam ich noch zeitig genug Abschied von ihnen zu nehmen."

Die Damen aber wunderten sich, daß ein „so gewaltiges und ausgezeichnetes Genie ein so sanftes Äußeres haben könne".

Mit diesen Briefen und Besuchen zog in den Wochen des späten, vollerblühten Frühlings die Zukunft gleichsam in Bildern an Schillers Augen vorüber, ohne daß er es ahnte in der Hast und der Hoffnung, den Sorgen und Enttäuschungen seines Mannheimer Lebens.

---

* An Frau von Wolzogen den 7. Juni.

Einundzwanzigster Abschnitt

Der Weg zur Höhe führt über Erniedrigungen.
Publilius Syrus

Die „teutsche Gesellschaft" war eine Art von pfälzischer Akademie, die unter dem Schutz des Kurfürsten stand und außer literarischen Vorteilen auch manche gesellschaftliche Annehmlichkeit bot. Wer ihren Sitzungen beiwohnte, stieg im Ansehen des Publikums, er war ihm gleichsam vorgestellt als eine besonders zu ehrende Persönlichkeit. Zum feierlichen Eintritt in die erlesene Schar hielt Schiller in öffentlicher Sitzung den Vortrag über die Frage „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" und entwickelte darin seine Ansichten, die er als Theaterdichter theoretisch und praktisch verfocht. Der Grundgedanke seines Schaffens und Forschens trat hier zum erstenmal in klargefaßte Erscheinung.

Im Gegensatz zu den trocken und nüchtern didaktischen Bestrebungen seiner unmittelbaren Vorgänger auf der Bühne und im Widerspruch zu den nur sensationellen, augenschmeichelnden, ohrenschmeichelnden Theaterstücken, die kleine Höfe erfreuten, hatte Schiller mit aller Wärme, allem Kampfesmut seiner Seele der Bühnenkunst die erhabenste Aufgabe gestellt. Sie sollte veredelnd beglücken, beglückend veredeln. Denn nur der Edle ist wahren Glücks teilhaftig und nur der Glückliche kann im reinsten Sinn edel wirken. Das war die Botschaft des jugendlichen Redners an die „teutsche Gesellschaft".

Aber nur wenige unter den Anwesenden verstanden ihn. Trotz des Beifalls, den der Dichter der Räuber davontrug, fühlte er, daß er ein Fremder sei, ein Fremder bleiben müsse.

Er wollte jedoch mit seinen Gedanken durchdringen, und nichts unversucht lassen, die Menschheit seinen Ideen zu gewinnen. Daß er damit gerade in Mannheim anfangen mußte, gehörte zu jenen Widrigkeiten des Schicksals, mit denen jedes Genie — losgelöst von seiner Heimat — zu kämpfen hat.

In einer Umgebung, die durchaus bodenständig, fest in sich be-

gründet und im allgemeinen reich zu nennen war, empfand Schiller mit wachsendem Mißbehagen die Unsicherheit der eigenen Verhältnisse. Seine regelmäßigen Bezüge reichten zum Leben nicht aus, die Benefizvorstellungen mußte er dringender Verpflichtungen halber gegen einen Vorschuß von der Theaterkasse ablösen und die Nebeneinnahmen für Buchausgaben und andere schriftstellerische Arbeiten blieben weit hinter dem Erwarteten zurück.

Der Dichter wandte sich um Rat an Dalberg und Schwan. Beide sahen in der Mannheimer Dramaturgie, wie sie von Schiller vorgeschlagen wurde, keinen guten Ausweg, aber sie ermunterten den Hin- und Herschwankenden, sich wieder seinem alten Studium, der Medizin zuzuwenden und die Nähe der Universität Heidelberg zur weiteren Ausbildung in Betracht zu ziehen. Der Dichter überlegt den scheinbar wohlgemeinten Rat der weltklugen Männer und findet selbst manches Vorteilhafte darin. Gewohnt, sich schriftlich über das klar zu werden, was im Gespräch angeregt war, schreibt er darauf dem Intendanten: „Nur ein Jahr habe ich nötig, das Versäumnis in meinem Fach nachzuholen und mich öffentlich mit Ehre darin zu zeigen. In diesem Jahr kann ich also für die hiesige Bühne nicht so tätig sein als sonst und dennoch brauche ich ebensoviel Unterstützung. Dieses einzige Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchsetzen, so bin ich auf immer gesichert und mein Etablissement zu Mannheim ist gegründet."

Wahrscheinlich spielte schon in diesen zweifelsvollen Sommermonaten bei Schillers Plänen der Wunsch eine Rolle, dem Hofbuchhändler Schwan als ein Mann mit sicheren Lebensaussichten gegenüberzutreten, wenn er von ihm die Hand seiner Tochter begehren würde. Bei dem fortgesetzt freundschaftlichen Verkehr, den er in diesem Hause genoß, knüpfte sich ein ernsteres Interesse zwischen ihm und Margarete, obwohl es nicht zu jenem empfindsamen Schwärmen kam, das ein Jahr früher Bauerbachs Idylle belebte.

Margaretes lebhafter Geist wendete sich den Fragen von Literatur

und Kunst am liebsten zu. Ihre ganze Erziehung war nicht auf Häuslichkeit gerichtet, sondern auf schöngeistige Interessen und ihre großen ausdrucksvollen Augen verstanden besser, die gelehrten Herren und vornehmen Reisenden zu fesseln, die in dem wohlgehaltenen Haus verkehrten, als nachzusehen, ob im Hause alles in Ordnung sei.

„Schiller in den Familienzirkel aufgenommen, fühlte sich bald zu Margarete hingezogen und auch auf sie machte er Eindruck, so ernst und zurückhaltend er auch sonst war. Bei seinen zahlreichen Besuchen geschah die Unterhaltung fast nur in Gegenwart des Vaters. Sie gehörte gewöhnlich einer geistigen Sphäre an. Schiller las ihr die Szenen seiner Trauerspiele vor, wie sie seiner Feder entsprungen und rezitierte ihr oft mit gesteigertem Affekt poetische Stellen und seine Verse. — Die gewöhnlichen Vertraulichkeiten zwischen Verliebten fanden indessen zwischen ihnen wohl niemals statt*."

Wenn er im geistig regsamen Zirkel des Hauses Schwan weilte, war es hauptsächlich die Arbeit an Don Carlos, die den Gesprächsstoff abgab. Jede Stunde, die ihm das Fieber, die dramaturgische Arbeit und die geselligen Verpflichtungen ließen, in der sich sein Geist frei machen konnte von den drückenden Sorgen, Zweifeln über Beruf und Zukunft, weihte er diesem Werk. „Seine Gespräche", schreibt Streicher, „verbreiteten sich nicht allein über den Plan selbst, sondern auch über die ganz neue Art von Sprache, die er dabei gebrauchen müsse. Er wollte sie mit all dem Fluß und Wohllaut ausstatten, für welche er ein so äußerst empfindliches Gefühl hatte. Er glaubte daher auch, daß hiezu Jamben die Würde der Handlung, sowie der Personen am angemessensten sein würden."

Als Mitglied der teutschen Gesellschaft stand ihm die Kurfürstliche Bibliothek zur Verfügung, er las — um sich mit dem Rhythmus dramatischer Verse vertraut zu machen — hauptsächlich Racine und Corneille, ließ sich aber auch alles geben, was auf Spanien und

* Aussage der Karoline Fecht. Handschriftliche Mitteilung des Hofbuchhändlers Götz in Heidelberg an Emilie von Gleichen-Rußwurm. (Veröff. in Petersen, Schillers Persönlichkeit, II.)



Flandern Bezug hatte, um immer tiefer in die Welt seiner poetischen Gestalten einzudringen. Zu Hause arbeitete er so intensiv — meist bei geschlossenen Läden mit zwei Lichtern auf dem Tisch —, daß er aus einer Art Traumzustand erwachte, wenn ihn jemand besuchte. „Er war oftmals so sehr in höhere Sphären entrückt, daß er die Fecht (eine Dienerin des Hauses Schwan), welche vom Hofkammerrat Schwan ihm Billete brachte und in sein Zimmer eingetreten war, starr anblickte, aber doch nicht eher erkannte, als bis sie ihren Auftrag fast schon zu Ende ausgerichtet hatte." (Petersen, II, 79.)

Im August zog Charlotte von Kalb nach Mannheim. Weil es damals nicht Sitte war, daß ein Offizier von vornehmer Familie in einer kleinen Garnisonsstadt seine Gemahlin bei sich behielt, übersiedelte sie in die nahe gelegene größere Stadt, wo ihr Theater und Geselligkeit anregende Unterhaltung versprachen. Auch verlangte ihr Zustand, da sie in den nächsten Monaten Mutterfreuden entgegensah, eine Pflege, die sie in Landau nicht haben konnte.

Bei einer Aufführung des König Lear traf sie in einer Loge mit Schiller zusammen. Von nun an besuchte er fast täglich ihr Haus und gewährte der alleinstehenden Frau während Abwesenheit des Gatten manche Hilfe.

Wenn Herr von Kalb zu kurzem Urlaub kam, versammelte er meist einige Freunde zu heiterem Mahl. Auch Schiller war oft zugezogen, und Charlotte gedachte später gern dieser geistig belebten Stunden, besonders eines Mittagessens, an dem jeder der Gäste ein Ereignis seines Lebens mitteilte. Charlotte hat in einem poetisch gefärbten Aufsatz „Das Mahl" die Erinnerung an das Erzählte festgehalten.

Schiller ist unter dem Namen Friedrich genannt. „In vino veritas" begann der Dichter und erzählte von Frau von Wolzogen und ihrer Tochter, die, an der Werra zu Haus, nach Stuttgart kamen, dort Söhne und Brüder auf der Karlschule zu besuchen. Der Dichter fand Zutritt bei ihr und ebenso ein anderer Akademiker, den er Winkler nennt, unter dem aber Winkelmann zu verstehen ist. Schlanker Gestalt, dunkel umlockten Hauptes, mit bedeutsamem

Naturell, nahte dieser der blonden Dorothea*, die von seiner Erscheinung betroffen, nicht ohne Erregung und Erröten ihres Herzens geheimste Empfindungen selbst verriet. Die Frauen reisten ab und als Dorothea Tränen beim Scheiden vergoß, irrte der Dichter, wenn er wähnte, auch ihm gälten ihre Tränen. „Sein sehnliches Verlangen, seine Räuber in Mannheim zu sehen, verwickelte ihn in Drang und Widerwärtigkeiten, aus denen er sich unter dem Namen Fr. Ritter in die Einsamkeit der Rhönberge unter den Schutz der edlen Mutter von Wolzogen flüchtete. An den Ufern der Werra, im moosigen Grunde, auf den Hügeln umher wurde dem Dichter das Herz weit und sein Streben und Sehnen, die Hoffnungen, welche seine Brust keimen ließ, teilte er der Mutter mit und gestand ihr, daß er sie an den Besitz Doras knüpfte. Die Mutter gab ihm das Tagebuch ihrer Tochter zur Einsicht und er fand in demselben das Geständnis einer Neigung für Winkler, der ohne Empfindung für den Eindruck, den er hervorgerufen, mit leichter Begrüßung und gewandter Eile in der Folge an ihr vorübergegangen sei. — Aber noch liebenswerter erschien dem Dichter nach diesem Bekenntnis, welches er gelesen, Dorothea; und als er dem Ruf als Theaterdichter nach Mannheim folgte, schied er mit dem Wunsch, seine Heimat einst an der Rhön zu finden."

Ein Mann von Schillers Temperament und Charakter gewinnt es erst über sich, im Freundeskreis heiter und unbefangen von einer Liebesepisode zu sprechen, wenn er sie überwunden hat. Auf die Frage der Tischgenossen, ob das Vernommene erlebt sei, erwidert er „Die Phantasie nährt und schwächt sich immer durch Erinnerung".

Für ihn ist nun Bauerbachs Idylle auch innerlich abgeschlossen und so scheint es voll berechtigt und leicht zu erklären, daß er sich nach einer in jeder Hinsicht geeigneten Ehe umsieht und daß seine Blicke besonders auf die anmutige Margarete Schwan gerichtet sind.

Im Verkehr mit Frau von Kalb suchte er jene Gemütsvertiefung

* Wegen Gleichheit der Namen verwandelte Frau von Kalb hier Charlotte in Dorothea.

und Aussprache über manche Fragen des Herzens, die er in der schöngeistigen Kühle des Schwanschen Hauses nicht finden konnte. Der Geist Holbachs oder Naigeons herrschte am Paradeplatz, in den Gemächern Charlottens wohnte die Empfindsamkeit.

In beiden Lagern war man scheinbar nicht gut aufeinander zu sprechen.

Margaretes jüngere Schwester entsinnt sich noch als alte Dame der Mannheimer Verhältnisse zur Schillerzeit. „Ich erinnere mich dieser Fr. v. Kalb noch sehr lebhaft. Sie war sehr klein, und reichte Schiller kaum bis an die Westentasche, sehr zart wie von Wachs, blond und unausstehlich empfindsam."

Durch Charlottens Denkwürdigkeiten ist bekannt, daß Schiller im Gespräch gern einen allgemeinen Satz, wie er sich aus der Betrachtung des Nächstliegenden ergab, zum Ausgangspunkt tieferer Betrachtungen wählte. So läßt sich der Gang mancher Konversation noch heute aus den Aphorismen erkennen, die Frau von Kalb über gemeinsam gesehene Stücke aufgeschrieben hat.

Bei ihr wurden die Menschen, die Aussicht auf die Zukunft, die Sorgen der Gegenwart rückhaltlos und vertraulich besprochen. Auch seine Beziehungen zu Margarete Schwan und eine jugendlich und hastig aufflammende Schwärmerei für eine Schauspielerin, die Darstellerin der Amalie, verheimlichte Schiller nicht vor der empfindsamen Freundin. Sie erwähnt seinen Ausruf: „Könnt ich nur ein einzigesmal diese Göttergestalt im Lilataffetkleid mit dem weißen Schleier in die Arme schließen, ich wollte an dieser Stelle nicht lebendig wieder aufstehen". Dann schreibt sie in einem „Porträt", das sie von ihm entworfen: „Schiller gehörte zu den Naturen, welche in Herzensangelegenheiten sehr schnell in Feuer und Flammen aufgehen, aber er ist ein zu genialer Geist, um jemals an gebrochenem Herzen zu sterben".

Um diese Zeit scheinen Schiller und der Hofkammerrat Schwan ernste Gespräche geführt zu haben. Nach späteren Mitteilungen des Dichters* erklärte ihm der Vater Margaretens, daß er wohl

* An Minna Körner.



Charlotte von Kalb
Nach einem Stahlstich



in eine Heirat mit seiner Tochter willigen könne, wenn das „Versemachen und Komödienschreiben“ aufhöre, denn dabei komme nichts heraus. Er lasse ihm freie Wahl, die Medizin wieder aufzunehmen oder in sein Geschäft zu treten. „So als Poet ins Blaue hinein, muß man nicht heiraten wollen.“ Die hausbackene Vernunft des Mannes, der gern als Belesprit galt, stellt sich dem feindlichen Wort des Herzogs von Württemberg zur Seite und traf Schiller vielleicht ebenso schwer, wenn auch unter weniger gefährlichen Begleitumständen.

Seine Stimmung verdüsterte sich zusehends, besonders als der Widerspruch, in den der Theaterdichter zu Publikum und Schauspielern geriet, am 3. August vor der Öffentlichkeit laut zutage trat. Man gab Gotters Posse „der schwarze Mann“, in der ein Theaterdichter „Flickwort“ vorkommt, der die charakteristischen Merkmale eines Verfassers von Sturm und Drangstücken karikiert an sich trägt. Das Publikum wollte Anspielungen auf Fiesko verstehen und die Bekannten sahen den Plan zum Don Carlos verspottet, der vielen schon vertraut war, obwohl Gotter, der in Gotha als eine Art Hofdichter lebte, kaum mehr von Schiller gewußt haben wird, als eine oberflächliche Kenntnis der drei Jugenddramen ihm vermitteln konnte.

„Flickwort“ ist ein Genie, sein Beruf ist das Theater und er wirft mit großen Worten um sich. Als ein hungriger und gefräßiger Bettelpoet bleibt er überall die Zeche schuldig und schimpft auf sein Vaterland, das die großen Männer fallen lasse. Er macht sich auch gern an die Frauen, denen sein höfliches Wesen gefällt und lockt ihnen mit Versen Geld aus der Tasche. Diese mit derber Bosheit gezeichnete Figur bezog das skandalsüchtige Publikum auf den einst so stürmisch gefeierten Schiller.

Das freie, warme Wesen des Theaterdichters muß manche feierliche Perücke aufgeregt und in mißtrauisches Wackeln gebracht haben. Mit hämischer Freude wurde gegen ihn ein böses Feuer der Verleumdung geschürt. Offene Feindlichkeit rannte ihn gröblich an, indessen heimlich giftige ihn auf Tritt und Schritt verfolgte.

Schillers Namen raunte man im Parkett, man klatschte erlogene, boshafte Geschichten, und fand, daß es für ihn unmöglich geworden sei, Theaterdichter zu bleiben.

Überall sprach man von seinem Fall. Verzweifelt mußte sich der Dichter fragen: Wozu die Bitterkeiten und Mühseligkeiten der Flucht aus der Heimat, wenn hier die großen Dichterträume des Jünglings noch kleinlicher und häßlicher angekläfft werden, wenn der Mann, von dessen schöngeistigem Verständnis er so viel erhofft, für sein Komödienschreiben ebenso gründliche Verachtung zeigt wie einst der väterliche Herzog, und der verzweifelt nach tiefstem Ausdruck seiner Kunst Ringende wieder und immer wieder, auch von den anscheinend wohlmeinendsten Leuten, zu der ungeliebten Medizin verdammt wird?

Zu dieser ungeheuren Enttäuschung, sich auch da, wo er sich verstanden und geschätzt wähnte, als Mensch und Künstler mißachtet zu sehen, kam für ihn plötzlich aus der Heimat drohendes Mißgeschick. Noch war die Schuld nicht bezahlt, die er in Stuttgart für den Druck der Räuber aufgenommen hatte. Die Gläubiger drängten und hielten sich, da Schiller nicht bezahlen konnte, an den Freund, der die Bürgschaft geleistet. Auch dieser war nicht in der Lage den Wechsel einzulösen und floh nach Mannheim, wo man ihn auf Betreiben von Stuttgart aus zu Schillers größtem Entsetzen verhaftete. Wer dieser Freund war, ist nicht aufgeklärt, wenn auch manche Anspielung in der zeitgenössischen Korrespondenz auf diese oder jene Persönlichkeit hinweist.

Die Ehre des Dichters war in Gefahr, wenn nicht bald Hilfe geschafft wurde. In der größten Bedrängnis entschloß er sich, den Vater um dreihundert Gulden zu bitten.

Dieser antwortete aber: „Ich bin nicht im Stande, irgendwo Geld aufzunehmen, denn ob ich schon als ehrlicher Mann bekannt bin, so weiß man doch meine Vermögensumstände, meine Besoldungseinnahme, und daß ich außer Stand wäre, eine Schuld von zweihundert bis dreihundert Gulden von meiner ordinären Einnahme wieder heimzahlen zu können. Um ihm aber gleichwohl zu bezeugen, daß ich alles tue, was mir mög-

lich ist, sende ich ihm hier zwei Louisd'or, die ich wahrhaftig entlehnen müssen, denn ich hätte sonst mit dem noch in meiner Haushaltungscassa übrigen nicht bis Martini auslangen können. Für ihn ist es vielleicht wenig, mir aber ist es nicht also, und da ich mich lang besinne, zu etwas Entbehrlichem Geld herzugeben, damit es an dem notwendigen nicht fehle, so hoffe ich, Er werde mit diesem auf das beste wirtschaften, denn ich muß hinzufügen, daß es das letztemal sein wird, daß ich ihm etwas schicken konnte. Inzwischen muß er den Mut nicht sinken lassen und an seiner Lage verzweifeln, vielmehr mit Tätigkeit dagegen arbeiten, selbst sich in Geduld üben, Vertrauen auf Gott fassen, ihn ernstlich mit Beugung des Herzens um seine Hilfe anflehen, sie nicht sogleich erzwingen wollen, sondern unter anhaltender Demütigung abwarten."

Geholfen war dem Sohn leider nicht mit der erbaulichen Rede, noch mit den zwei Goldstücken. Die Lage war verzweifelt, dem Bürgen gegenüber war die Ehre verpfändet und auch ihm drohte die Schuldhaft, wenn die Summe nicht zu beschaffen war*.

Nur der getreue Streicher wurde ins Vertrauen gezogen. Beide Freunde trugen so verstörte, verzweifelte Mienen zur Schau, daß Schillers Wirtin, die Frau Baumeister Anna Hölzel, beunruhigt wurde und bei Streicher den Sachverhalt erforschte. Frau Hölzel war eine energische Person, die half, wo sie konnte. Wie sie für Schillers Wäsche und seine häusliche Behaglichkeit sorgte, wollte sie jetzt auch für seinen Seelenfrieden und seine Existenz tun, was sie vermochte. Sie sprach mit ihrem Mann, der ebenfalls das Herz auf dem rechten Fleck hatte und seinem Mieter ohne weiteres dreihundert Gulden verschaffte. Die Schulden in Stuttgart wurden bezahlt, und der Bürge bekam seine Freiheit wieder.

Schiller hat später seinen Wirtsleuten die dreihundert Gulden auf Heller und Pfennig zurückbezahlt und zeitlebens die Familie Hölzel zu seinen größten Wohltätern gerechnet. Als dann die Not

---

* Christophine an Karoline von Wolzogen 1805.

an die Tür des gealterten Ehepaars klopfte, war er glücklich, helfend eingreifen zu können.

Hauptsächlich zur Tilgung weiterer Verbindlichkeiten unternahm jetzt Schiller die Gründung einer neuen Zeitschrift, der rheinischen Thalia, nachdem die Dramaturgie am Widerstand des Theaters und der Gleichgültigkeit der teutschen Gesellschaft endgültig gescheitert war.

So häufig damals Zeitschriften dem fruchtbaren literarischen Boden entsproßten, das überall erwachte Interesse für die Bühne fand nirgends entsprechenden Ausdruck. Die Berliner Theaterzeitung hatte nach vielversprechendem Anfang rasch aufgehört und das einzige noch bestehende Theaterjournal, ein gothaischer Kalender, entsprach nicht einmal den geringsten Anforderungen. Da ermunterten Freunde und Bekannte den in seinem Amt nur sehr wenig beschäftigten Dichter, dem Mangel abzuhelfen.

Ende Oktober waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß am 11. November 1784 das „Avertissement", ein Quartbogen, im Druck erscheinen konnte. Mit großer Geschicklichkeit verbreitete Schiller diesen Aufruf zur Subskription in allen Teilen Deutschlands und knüpfte dadurch literarische Verbindungen nach den verschiedensten Seiten an. Die persönlichen Bekannten, die Schriftsteller, zu denen sich auch nur die entferntesten Beziehungen erfinden lassen, werden in bescheiden höflichen Briefen gebeten, für das Unternehmen in ihren Kreisen zu wirken. In Stuttgart wird Winkelmann mit diesem Auftrag bedacht. Der einstige Nebenbuhler kommt der Aufforderung „seines liebsten Freundes" nicht nur mit Freuden nach, sondern er fragt Schiller auch, ob er noch ebenso sein Freund sei, wie er selbst nie aufgehört habe des Dichters „redlicher Freund" zu sein.

Soviel Aufsehen das Avertissement in ganz Deutschland erregte, das materielle Ergebnis blieb aus. Reinwald, der wohl der tätigste unter allen freiwilligen Agenten war, brachte sechs Aufträge zusammen. Die versprochene Liste dieser Subskribenten kam in Wegfall, weil ihre geringe Zahl dem Unternehmen nur geschadet hätte. Der äußere Mißerfolg lag größtenteils darin, daß die Journale

im allgemeinen an Achtung eingebüßt hatten. Es erschienen ihrer zu viele und sie verschwanden zu rasch, meist an finanziellen Schwierigkeiten gescheitert.

Mochte das Avertissement noch so stark wirken, mochten noch so viele mit dem Dichter jubeln, der im Ton seines Posa ausrief: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient", mochten die Empfindsamen mit dem Mutigen fühlen, dem die Räuber Familie und Vaterland gekostet hatten. Dalberg und Schwan behielten Recht, als sie einem neuen Journal nur geringe Lebensfähigkeit in Aussicht stellten. Mit schöner Begeisterung hatte der Herausgeber das Publikum angerufen: „Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werd ich mich stellen. Dieses nur fürcht ich und verehr ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appellieren als an die menschliche Seele."

Da Schiller sein Journal allein zu schreiben gedachte und nicht um Mitarbeiter warb, brachte ihn die angestrengte Tätigkeit neben dem vertrauten Umgang mit Freunden, verhältnismäßig gut über die Herbstmonate, die sonst reich an Enttäuschungen und Mißhelligkeiten waren. Im Hause Schwans arbeitete der Geschäftsführer, der Schillers Eintritt in die Buchhandlung fürchtete, gegen ihn, im Theater wuchs die Kabale gegen ihn unter den Schauspielern immer stärker an, Dalberg fand die Erwartungen nicht erfüllt, die er in „seinen" Theaterdichter gesetzt und tat nichts gegen die immer lauter sich regende Mißstimmung. Die Geldfragen machten sich außerdem von Tag zu Tag bedenklicher geltend.

Charlotte von Kalb, die nun langsam die Folgen ihres Wochenbetts überwand, fühlte, daß ihr Freund eines starken äußeren Haltes bedürfe, um gegen die feindliche Strömung zu schwimmen. Man mußte ihm eine Position, einen Rang verschaffen, der gewissermaßen als Rüstung dienen konnte beim Anprall der gegnerischen Hiebe. Sie überlegte nicht lang und wandte sich an ein Fräulein von Wol-

zogen, die vorübergehend am Musenhof zu Darmstadt als Hofdame und Erzieherin tätig war, Schiller eine Einladung zu verschaffen, um dort im Kreise der Empfindsamen eine Probe seiner Kunst abzulegen. Charlotte, die sein Schicksal lebhaft ausgemalt und seine Persönlichkeit auf das wärmste geschildert hatte, gelang es, den Freund am Hof des Erbprinzen Ludwig vorteilhaft einzuführen, und während man daran ging, in Mannheim seine Stellung unhaltbar zu machen, knüpften geschickte Frauenhände neue Fäden zu seinem Schutz.

Ermüdet von den Arbeiten an der Thalia, angewidert von seiner peinlich bedrängten Lage, die ihm von verschiedenen Seiten Mahnungen eintrug, seine Verpflichtungen zu erfüllen — unsicher in seiner sozialen Position, zog sich Schiller nun, so viel er konnte, trotz seiner Freude am Menschen und der Notwendigkeit im Gespräch Anregung zu finden, von der Geselligkeit zurück. Es war ihm ein bitterer Schmerz gewesen, daß sogar Frau von Wolzogen um Zahlung drängte. Er mußte sie um Aufschub bitten und der freundschaftliche Briefwechsel wurde unterbrochen, da Henriette, in ihrem Vertrauen erschüttert, ihm längere Zeit nicht antwortete.

„Ein Zufall, ein wehmütiger Abend“ spielte ihm nun den Brief der unbekannten Leipziger Verehrer wieder in die Hand und er entsann sich, daß er ihn fast ein halbes Jahr ohne Antwort gelassen. Nun las er mit steigender Rührung in Körners Brief: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, tut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt sich in einem Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohltäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Tränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen wert

wären, daß er für sie arbeitete. Dieses ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesamt wert sind Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen."

Nun war Schiller seiner Zweifel müde geworden und fand die richtige Stimmung den Unbekannten zu antworten.

„Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen", gesteht der Dichter „aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken." Er bittet den Briefwechsel fortzusetzen und sendet das Avertissement der Thalia, doch er entschuldigt dieses Unternehmen und schreibt: „Überdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen."

Trotz aller drängenden Widerwärtigkeiten finden sich Augenblicke der Begeisterung und der Schaffensfreude, die Don Carlos gewidmet werden.

Doch seinem Pathos und seiner schlechten Aussprache hatte Schiller zu verdanken, daß auch Charlotte von Kalb nach einer Vorlesung des ersten Aktes enttäuscht ausrief, dies sei das Schlechteste, was er je geschrieben.

Kaum waren ihre Blicke über das Manuskript geglitten, sendet sie dem Beleidigten eine Botschaft nach, sie habe sich in ihrem ersten Urteil geirrt. Und sie beschließt, daß er dieses Werk am Darmstädter Musenhof vorlesen müsse. Aber mit mühevoller Liebe beginnt sie Wort für Wort mit ihm durchzunehmen, dämmt die überströmende Leidenschaft ein und zwingt mit der anmutigen Energie der klugen Dame von Welt das ungebärdige Genie in den Zwang der äußeren Form. Schiller scheint sich gern und dankbar belehren zu lassen.

Als die Hofdame Fräulein von Wolzogen schrieb, der berühmte Dichter sei ihren Herrschaften sehr willkommen, entließ ihn Charlotte von Kalb beruhigt und des Erfolges sicher.

Zweiundzwanzigster Abschnitt

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen! — Goethe, Werthers Leiden

1784 Erbprinz Ludwig von Hessen hielt in Darmstadt Hof an Stelle seines Vaters, der in Pirmasens der Soldatenspielerei lebte. Der junge Fürst suchte die Residenz zu einem Mittelpunkt geistiger Interessen zu machen. Er hatte eine gute Schule in den bureaux d'esprit zu Paris auf seiner Bildungsreise durchgemacht, war aufgeklärt durch den Umgang mit verschiedenen Enzyklopädisten und schwärmte für geistige Bestrebungen, wie er sie bei seinem Schwager Karl August am weimarischen Hof getroffen. Für ihn und die jüngeren Prinzen des Hauses wurde ein Besuch des vielgenannten Dichters der Räuber zum belebenden Ereignis, zur angenehmen Abwechslung im Einerlei der abendlichen „Assemblées". Aber auch für Schiller versprachen die Dezembertage in Darmstadt eine Fülle von Anregung und Vergnügen.

Noch lag über der Gesellschaft der kleinen Residenz ein Hauch und Abglanz jener empfindsamen Tage, die den Hof der großen Landgräfin Karoline in literarisch schöngeistigen Kreisen berühmt gemacht. Man sprach von dem jungen Goethe, von Herders sentimentaler Brautschaft, von Wieland und der Frau von Laroche. Überall klangen Schiller bekannte Namen zu Ohren, er fühlte, daß man hier jeder Anregung dankbar und empfänglich entgegen gekommen war und versäumte nun auch nicht, sich von der besten Seite zu zeigen.

Das Fräulein von Wolzogen, dem er seine Einführung verdankte, nahm sich seiner freundlich an. Die Dame stand im Dienst der Prinzessin Luise von Mecklenburg, der nachmaligen Königin von Preußen, die bei ihrem Verwandten, dem Erbprinzen Ludwig Gastfreundschaft genoß.

Zunächst wurde Schiller von dem lebhaften Hoffräulein mit dem geistig strebsamen Prinzen zusammengebracht und dann führte sie ihn in den vornehmen Zirkeln ein.

Durch ein glückliches Zusammentreffen wurde die kurze Reise wichtig für die Zukunft des Dichters.

In der ersten Nummer des Darmstädter Frag- und Anzeichungsblättchen steht bei Anführung der Passanten: „Ab- und Durchgereiste Herrn Passagiers: Herr Schiller, Doctor aus Mannheim, den 27., Ihro hochfürstliche Durchlaucht der Herr Herzog von Sachsen-Weimar den 28."

Schiller wurde seinem nachmaligen Gönner bei einer „Assemblée" am Hof vorgestellt, wo er auf Wunsch des Erbprinzen die jüngst vollendeten Szenen des Don Carlos vorlas.

Er trug das Manuskript des ersten Aktes in jener Brieftasche, die Minna Stock für ihn gestickt und freute sich, als diese zarte Gabe der kunstsinnigen Erbprinzessin zu einer freundlichen Bemerkung Anlaß gab.

Was Schiller vorgelesen, machte in diesem aufgeklärten Kreis noch tieferen Eindruck als unter den Mannheimer Freunden und der Erbprinz erinnerte sich, als er dem Dichter dankte, an seinen Verkehr in den Pariser Salons, wo er Diderot und manchen französischen Dichter einst lesen gehört.

Es war gut, daß man seine Vorlesung wohl vorbereitet hatte. Der Mühe, die sich Frau von Kalb und wohl auch Iffland gegeben, lohnte ein echter Erfolg. Mit andächtigem Staunen lauschte die Assemblée.

Lebhaft erfreut, trat dann Karl August von Weimar auf Schiller zu, lobte das Werk und gab einige Ratschläge über die poetische Darstellung der Art und Weise, in der Fürsten zusammen verkehren. Dann erkundigte er sich nach Schillers persönlichen Verhältnissen.

Mit jenem liebenswürdigen Freimut der Jugend, die so gern ihr Herz öffnet, wenn warme wirkliche Sympathie ihr entgegenkommt, entdeckte der junge Dichter dem jungen Fürsten sein Herz, gestand sogar seine Neigung zu Margarete Schwan und die Hindernisse, die der Vater des Mädchens darin erblickte, daß der Freier ohne jede bürgerliche Stellung sei. Und der junge Fürst besann

sich wahrscheinlich, daß ihm nach allen Anschauungen der Zeit das liebenswürdige Märchenrecht sofortiger Beglückung und Verwandlung zustand.

Am Morgen nach der Unterredung erschien in Schillers Quartier, dem Gasthof zur Sonne, ein Lakai, der für den Herrn Doktor ein herzogliches Schreiben brachte mit der überraschenden Aufschrift: „Dem Sachsen-weimarischen Rat Doktor Schiller, jetzt zu Darmstadt". Als es der Dichter öffnete, las er: „Darmstadt den 27. December 1784. Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doctor Schiller, erteile ich ihnen den Charakter als Rat in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl! Karl August Herzog von Sachsen-Weimar."

Die Freude, die Schiller über das unerwartete Geschenk eines angesehenen Titels — eines „Charakters", wie man damals sagte — empfand, darf nicht mißdeutet werden. Es war in der zartfühlendsten, liebevollsten Weise geboten worden und tat dem Dichter nach jeder Hinsicht gerade in diesem Augenblick besonders wohl.

Bis heute ist bekanntlich ein Titel in Deutschland durchaus nicht unbeliebt, obwohl er jetzt wenig wirklichen Wert besitzt. Das ist eine Erinnerung aus früherer Zeit, da die Verleihung des Charakters allerlei ernst zu nehmende Vorteile brachte. Der Titulierte erhielt dadurch eine Art von „noli me tangere", einen wirksamen Schutz. Der Hof, der ihn ausgezeichnet, führte ihn ein, bot ihm moralisch einen festen Stützpunkt und sicherte ihm überall die Anerkennung in der besten Gesellschaft.

Die beste Gesellschaft war aber auch das eigentliche Lesepublikum, das ein Schriftsteller gewinnen mußte, um überhaupt leben zu können. Nun da gerade Hofkammerrat Schwan dieselbe Verachtung wie der allzu streng väterliche Herzog von Württemberg für das Komödienschreiben an den Tag gelegt, da Vater Schiller es nur mit Groll und Schmerz mit ansah, da der schnell aufgebrauste Erfolg, der dem jugendlichen Dichter so teuer zu stehen gekommen war, in nichts zu zerstieben schien, mußte der so rasch und schmeichel-

haft verliehene Titel ein großer Trost, eine wahre Genugtuung sein.

Gegenüber so viel Mißbilligung, Zweifel und Verurteilung ein wichtiger und schutzherrlicher Beweis spontaner Anerkennung. Das hob Mut und Gefühl, denn gerade ein junger Mann ist von fortwährendem Absprechen und Nörgeln leicht verletzt, im geistigen Schaffen gelähmt. Taktvolle Aufmunterung zu rechter Zeit ist eine der größten Wohltaten, die ein jugendliches Genie erfahren kann. Die echt jugendliche Warmherzigkeit Karl Augusts, die so gut zu Schillers eigener unbefangener Warmherzigkeit stand, wirkte als gerade zu erlösender Gegensatz zu den steifen, altväterischen, altklugen, nüchternen Einschränkungen und Bedenklichkeiten, mit denen sich der bedrängte Dichter herumschlug.

Selbst von seinen Freunden als unzuverlässig und erfolglos gescholten, von früheren Wohltätern verkannt und verlassen, angefeindet von literarischen und gesellschaftlichen Gegnern, war in ihm mehr als einmal die Angst aufgetaucht, er sei doch von der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen. Nun gab ihm dieser Rang zum erstenmal wieder das sichere Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der gebildeten Welt und zeigte nicht nur seinen Eltern und Freunden in der Heimat, sondern auch Fernerstehenden ganz offenkundig, zu welchem Ansehen ihm trotz allem „Komödien und Gedichte" verhalfen.

Ehe er Darmstadt verließ, nahm er noch teil an einer maskierten Redoute, die Hof und Bürgerschaft im Theatersaal vereinte. Allen Sorgen entflohen, heiter und unbefangen tanzte er dort leidenschaftlich mit den „abendlichen Schneeballwerferinnen" — hübschen jungen Mädchen in weißen Kostümen. — Zwei begeisterte Verehrerinnen seiner Dichtung, Katharina Korndörfer und Mamsell Seitz, fesselten den jungen Rat bis in die frühen Morgenstunden mit frohem Geplauder und entrückten ihn den peinvollen Vorstellungen, die er in Mannheim nicht mehr abzuschütteln vermochte.

Zurückgekehrt nimmt er den Kampf mit den offenkundigen und heimlichen Gegnern auf. In einem sehr freimütigen Brief an

Dalberg schreibt er nach einer Aufführung von Kabale und Liebe, daß sein Stück durch nachlässiges Einstudieren ganz in Lumpen zerrissen sei und geht scharf mit den Schauspielern ins Gericht. „Es steht bei Euer Exzellenz", schließt den Brief, „welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläufiger über diesen Punkt mich herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen."

Seit seiner Darmstädter Reise ist Schillers Ton nach außen hin verändert, wenn er auch innerlich mehr noch als bisher unter den finanziellen wie den sentimentalen Verwicklungen seines Daseins leidet. Der Plan, Mannheim zu verlassen, wird erwogen und nimmt immer festere Gestalt an, doch nach oberflächlicher Berechnung waren hundert Dukaten notwendig, ehe er mit Anstand daran denken konnte, den Aufenthalt in dieser Stadt entgültig abzuschließen. Auch der Gedanke an eine Heirat mit Margarete Schwan ist noch nicht abgetan, besonders seit der Vater sich dem herzoglichen Rat gegenüber weit freundlicher zeigt.

Seine Tätigkeit als Herausgeber der Thalia nahm Schiller während des Wintervierteljahrs voll in Anspruch. Auf ihm lag die ganze Arbeit, er übersetzte, stellte zusammen, feilte und verbesserte, bis endlich das erste Heft druckfertig vor ihm lag. Eine Übersetzung aus Diderots „Jacques, le fataliste et son maître" eröffnete die Zeitschrift. Dieses Werk war an fürstlichen Höfen und bei vornehmen Freunden der Kunst handschriftlich verbreitet. Schiller unternahm seine Bearbeitung nach einem Exemplar, das ihm Dalberg geliehen.

Zu Museumsbesuche mit Frau von Kalb und andern Freunden erinnert der zweite Beitrag, der Antikensaal zu Mannheim, Brief eines reisenden Dänen. Dann folgten Artikel, die dem Titel entsprachen und sich mit Theaterangelegenheiten beschäftigten. Der Verfasser wollte durch diesen Beitrag mit der Bühne in lebendigen, fruchtbaren Beziehungen bleiben, aber gerade durch die freimütige,

den verwöhnten Schauspielern schonungslos erscheinende Kritik wird sein Verhältnis zum Mannheimer Theater unhaltbar, und auch das Publikum beginnt, von beliebten Schauspielern aufgestachelt, immer ausdrücklicher gegen ihn Partei zu nehmen.

Der Herausgeber der Thalia hatte sich zuerst mit überschwenglichem, liebevollem Vertrauen nur dem Publikum hingeben wollen. Inzwischen mußte er Tag für Tag als Mannheimer Theaterdichter vom Publikum nicht nur Verständnislosigkeit, sondern absichtliche Bosheit aller Art erfahren. Dem Tiefenttäuschten war Karl Augusts spontan bewiesene Anerkennung der einzige Sonnenstrahl in den von trübsten Wolken verhängten Tagen. Diese Anerkennung erlaubt ihm einen gewissen Trotz gegen die ihn umgebende Gemeinheit und es ist durchaus kein schlimmer Widerspruch zu dem Avertissement, wenn die erste Nummer der Thalia eine begeisterte Widmung an den Herzog enthält. Schiller ergriff selbstverständlich dies einzige Mittel, dem freundlichen Fürsten seine Erkenntlichkeit zu zeigen und eine Höflichkeit zu erweisen. Durch den offiziellen Stil der Widmung leuchtet, was Schiller an echter und warmer Dankbarkeit für den so unerwarteten, wohltätigen Beweis verständnisinnigen Entgegenkommens empfand.

Wie die neuerscheinende Thalia im Kreis der persönlichen Freunde wirkte, geht aus einer Schilderung hervor, die Frau von Laroche vom geselligen Leben in Mannheim entwarf. Die vielgelesene Schriftstellerin hatte inzwischen Wohnung in dieser Stadt genommen und in ihrem Salon einen geistig angeregten Kreis versammelt. Ihre „Briefe über Mannheim" geben das reizvolle Bild dieses deutschen „Bureau d'esprit".

Einmal wird Schiller darin ausführlich erwähnt. Frau von Laroche selbst gibt trotz aller Hochschätzung seiner Person und großer Bewunderung seiner Talente, ihre Meinung dahin ab, daß sie seine drei Theaterstücke ebensowenig zu sehen begehre wie den Kampf der Titanen. „Umstände und Leidenschaften, die das Herz zerreißen, sind hier so gehäuft, daß sie nur durch Riesenideen zusammengebracht werden können." Als sich nun einer der Gesellschaft (man

glaubt Schwan zu erkennen) auf Wielands Urteil beruft, der in Schiller das Genie eines Halbgotts sah, prägte man für ihn den Ausdruck „eines moralischen Herkules im Gebiet der Wissenschaften“.

Frau von Laroche erwidert spitzig, wenn Herkules seine Götterkräfte gebraucht hätte, neue Ungeheuer zu erschaffen, wäre ihm kein Dankaltar errichtet worden. Dann lenkte sie ein und lobte den Herausgeber der Thalia, der wie Herkules den Beinamen Musagetes verdiene. Nun sprach man im allgemeinen über Riesenideen, so wie über den moralischen Nutzen der Schaubühne, angeregt von Schillers Vortrag. Dabei reizte ein Herr die Gesellschaft durch böses Absprechen über die Menschen, die er schonungslos mit Tieren verglich. Auch Schiller, der unterdessen eingetreten, teilt diese Entrüstung. Er rät, wenn die Krankheit des Vergleichens nun einmal nicht abkommen könne, wenigstens Pflanzen zu wählen, obwohl auch dies beleidigen könne.

Dann stöbert er nach seiner Gewohnheit unter den Büchern der Hausfrau, liest ein Stück aus Saint-Pierre vor, ohne Stocken aus dem Französischen ins Deutsche übertragen, zieht Meißners „Menschenkenntnis“ heraus und empfiehlt es mit den Worten: „Gute Weiber, lesen Sie doch dieses schätzbare, allen Menschen so nützliche Werk mit Aufmerksamkeit, empfehlen Sie es ihren Freunden und erwachsenen Söhnen vorzüglich“.

Das erste Heft der Thalia gibt aber zu einem Skandal auf einer Theaterprobe Anlaß. Besonders Mme Rennschüb und Boeck fühlen sich durch die Kritik des Dichters beleidigt. Seine scharfen Bemerkungen regten den eitlen Mimen, der sich hinter Beil und Iffland zurückgesetzt sah, dermaßen auf, daß er „mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen den Dichter ausschlug“. Dieser wendet sich nun an Dalberg und bittet um eine Unterredung, die Sache aufzuklären. Der Intendant antwortet aber schriftlich, er habe leider keine Zeit, Schiller zu empfangen und läßt einfließen, daß die Kritik in der Thalia zu weit gegangen sei.

Die kleinen Leute fühlen, daß Schiller von dem großen Herrn

nicht mehr gehalten wird und bekommen desto mehr Mut, gegen ihn zu wirken.

Der pathetisch possierliche Kampf mit den giftigen Mückenschwärmen der Mißgunst und Gemeinheit ist zwar keinem Großgesinnten erspart, allein für Schiller war solcher Kampf zweifellos ganz besonders quälend, schier tötlich in dieser Periode seines Daseins, da sein Wesen von Menschenliebe, von großartigem Schenkenwollen überquoll.

Gerade ihm war eine stolze Abkehr von Menschen unmöglich, wenn auch seine zarten Gaben, in besserer Natur erblüht und gereift, als Dank nur Steinigung erfahren mochten oder ganz unbeachtet am Wege blieben. Inniges Anschließen, Vertrauen, Begeisterung bildeten für seinen Genius Lebensnotwendigkeit. Harmonie war seine größte Liebe, zu ironischem Erfassen der fürchterlichen Disharmonien konnte er sein Herz nicht abhärten. Er wußte nur mit schönem Feuer dagegen anzustürmen und wenn der lächerliche aber übermächtige Gegner ihn übertölpelte, leidenschaftlich zu trauern.

Das sichere, wenn noch so bescheidene Plätzchen ruhigen Schaffens schien unerreichbar. Es lag Schiller fern, hochmütig auf bürgerliche Arbeit herabzusehen, so schwer ihm — dem Diener der Königin Begeisterung — jener ganz anders geartete Dienst fiel. Immer aufs neue bemüht er sich, den praktischen Notwendigkeiten Rechnung zu tragen und ein Auskommen zu ermöglichen.

Das Heroische, das in diesen scheinbar alltäglichen Bemühungen lag, kann erst moderne Psychologie vollständig werten. Sie erklärt, wie so ein schöpferisches Genie an der Grenze furchtbarer Gefahr steht, weil die besonders eingestellte Maschine, die auf allerfeinsten Antrieb hin arbeitende, unergründlich geheimnisvolle Mechanik des inneren Bildens durch jeden groben Versuch anderer Einstellung schwer beschädigt wird.

Wie ein rechtzeitig einfallender Sonnenstrahl, eine Musik, ein Duft, ein Farbenbild zum Baumaterial für des Dichters Schöpfung genügt, so wird dieses anderen Menschen Wertlose für den

Schöpferischen so unendlich wertvolle Material oft schon durch das Bewußtsein einer feindlichen Nähe vernichtet.

Spott, Klatsch, Gekeif — für gemeine Seelen eine Atmosphäre, in der sie wohlig plätschern — nehmen dem Hochherzigen das Lebenselement. Er, der „mit zu lieben" da ist, nicht „mit zu hassen", steht hilflos unter den geschäftig zischenden Hassern.

Es erscheint fast unbegreiflich, daß Schiller die Seelenstärke besaß, sich sofort wieder aufzurichten und an dem Werk fortzuarbeiten, das „seinem" Mannheim so seltsam widersprach.

Doch voll Sehnsucht aus diesen Verhältnissen herauszukommen, wendet er sich nun wieder in einem vertrauensvollen Brief den neuen unbekannten Freunden zu. Körner hatte im Januar auf Schillers Antwort erwidert: „Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten. Aber Sie kennen uns noch nicht genug, also kommen sie selbst so bald als möglich." An diese Worte spinnt sich das weitere Planen und Hoffen. Schiller beginnt einen schwärmerischen Brief und wird durch unangenehme Besuche unterbrochen. Erst nach zwölf Tagen findet er die Stimmung, das Schreiben wieder aufzunehmen: „Diese zwölf Tage ist eine Revolution in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen lassen — die Epoche in meinem Leben macht. Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben.... Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situation."

Dann berichtet er, daß der Kontrakt mit dem Theater aufgehoben sei und daß ihn nichts mehr zwinge, den Mannheimer Aufenthalt zu verlängern, er wolle sich in Leipzig niederlassen, das seinen „Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel" erscheint.

Von der Wertherstimmung, die ihn damals befiel, sind keine



Ferdinand Huber
Nach einer Zeichnung seiner Braut Dora Stock
im Körnermuseum zu Dresden



weiteren Nachrichten auf uns gekommen. Erdrückend war das Zusammentreffen so vieler Enttäuschungen und Feindlichkeiten, die das Zartgefühl des vertrauenden Jünglings auf das raffinierteste quälen mußten. Auch eine plötzlich aufflammende, die empfindsame Teilnahme weit überragende Leidenschaft Charlottens von Kalb scheint ihn eher erschreckt als getröstet zu haben. Nur in den späteren Erinnerungen Minna Körners findet sich die Notiz: „In ähnlicher Weise aber, wie Goethe sich von dem trübseligen Entschlusse, seinem Leben ein gewaltsames Ende zu machen, dadurch befreite, daß er die Leiden des jungen Werther schrieb, so bekannte uns Schiller, daß er nicht bloß unserer freundschaftlichen Zusendung seine Lebensrettung verdanke, er habe außerdem noch durch ein Gedicht ... das Herz erleichtert und sich das Gefühl des Sieges und der Überwindung der Schicksalsmächte gegeben".

Dies Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft" — in den gesammelten Gedichten unter dem Titel „Der Kampf" verkürzt abgedruckt — gibt eine poetisch abgewogene Erklärung seines innerlichen Zusammenbruchs und beweist die rasch erfolgte Aufrichtung des Gemüts:

Nein — länger werd ich diesen Kampf nicht kämpfen
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen
So fordre Tugend dieses Opfer nicht.

Es klingt aus in der Stimmung herber Resignation:

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück,
Du konntest Deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen
Bringt keine Ewigkeit zurück.

In der gewohnten Umgebung, dem Kampf der Leidenschaften und der Qual des Alltags ausgesetzt, kann er die Ruhe nicht mehr finden, um nutzbringend zu arbeiten und setzt seine Abreise fest für die ersten Wochen des April.

Sein Ton wird freier, er atmet auf in dem Gedanken, nicht mehr an das Theater gefesselt zu sein.

Den finanziellen Schwierigkeiten machen die neuen Freunde ein klug und taktvoll herbeigeführtes Ende. Sie bringen Schiller mit dem Verlagsbuchhändler Göschen zusammen, an dessen Geschäft Körner mit Kapital beteiligt ist. Und dieser kauft nun auf den Rat seines stillen Kompagnons die Thalia dem Herausgeber ab, sichert dadurch das Bestehen der Zeitschrift und ermöglicht dem Dichter, seinen Verbindlichkeiten gerecht zu werden und die Zelte in Mannheim abzubrechen.

Gern und leicht sind die offiziellen Beziehungen gelöst, mit ausgesuchter, aber kalter Höflichkeit wird der herzoglich weimarische Rat im Hause Dalbergs und in der Deutschen Gesellschaft verabschiedet. Interessant ist eine Aufzeichnung von Luise Pistorius (Margarete Schwans jüngerer Schwester) über Schillers Beziehungen zu dem Intendanten: „Dalberg war nie ein aufrichtiger Freund von Schiller, sonst hätte sich dessen Schicksal vielleicht ganz anders gestaltet. Dalberg war damals selbst Theaterdichter, übersetzte mehrere Stücke aus dem Englischen und brachte den Julius Caesar von Shakespeare auf die Bühne, den er mit großer Pracht aus eigenen Mitteln ausstattete und der durch das Zusammenwirken der vorzüglichsten Schauspieler seine Wirkung nicht verfehlte . . . Es war sehr natürlich, daß Dalberg Schiller mit eifersüchtigen Augen ansah und daß er nichts tat, um ihn in seiner Nähe zu fesseln."

Im Schwanschen Hause wirkte das Scheiden des Freundes viel tiefer, als er erwartet hatte. Als Margarete ihm zum Abschied eine von ihr selbst gestickte Brieftasche überreichte und ihm das Versprechen abnahm, ihrer häufig in Briefen zu gedenken, glaubte er neue Hoffnung auf ein späteres Jawort schöpfen zu können. Karoline Fecht, die vertraute Dienerin des Hauses gab später aus ihrer Erinnerung zu Protokoll: „Damals hegte die Schwan gegründete Hoffnung zu einer alsbaldigen Verbindung mit Schiller".

Erschrocken und in den Grundvesten ihrer sentimentalen Seele erschüttert war Charlotte von Kalb, sobald sie den Entschluß ihres Freundes vernahm, dessen Umgang ihr von Tag zu Tag notwendiger,

genußreicher geworden. „Seitdem ich Sie kenne", sagte sie, „verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten." Aber auch Schiller bekannte gern ihren Einfluß. „Ich war beängstiget", schrieb er ihr, „es Ihnen auszusprechen, das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Lichte entzündet, muß ich nicht auf eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet? — Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden, den ich früher nie gekannt."

Als er zu einem letzten Besuch zu ihr gekommen war, klagte die empfindsame Frau „Schmerz ist mir die Trennung, doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihte Stille, Ihnen ist offenbar dies selige Geheimnis, was so wenige erfassen können — Hoffnung — Glaube! — Wir fühlen beide, wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie."

Wir weinten nicht, erzählte später die Greisin, „keine Klage berührte mehr die Lippen — es fehlt dem Müden zum Klagen selbst der Mut, ein stummer Blick durchirrt die Öde, jeder zagt, des Anderen Wort zu vernehmen".

Von dem kühlen blumendurchdufteten Zimmer der vornehmen Frau ging Schiller in seine Behausung, wo alles zum Aufbruch fertig war. Den Abend brachte Streicher bis gegen Mitternacht bei ihm zu. Bei diesem letzten Zusammensein wurde dem Freund klar, daß Schiller in den letzten zwei Jahren die traurige Überzeugung gewonnen, in Deutschland, wo das Eigentum des Schriftstellers wie des Verlegers jedem preisgegeben und die Teilnahme der höheren Stände an der einheimischen Literatur nur gering sei, könne ein Dichter, „würde er auch alle andern der verflossenen oder gegenwärtigen Zeiten übertreffen, ohne einen besoldeten Nebendienst, ohne bedeutende Unterstützung, bloß durch die Früchte seines Talentes unmöglich ein solches Einkommen sich verschaffen, als einem fleißigen Handwerksmanne mit mäßigen Fähigkeiten gelingen müsse".

Der Dichter verzichtete mit bitteren Worten darauf, seine Existenz, wie er gehofft, auf seine Werke, vor allem seine Dramen zu gründen

und beratschlagte mit dem Freund, wie er am besten an irgend einem der sächsischen Höfe unterkommen könne. Da verfielen die jungen Leute, wohl im Scherz, auf den Gedanken, er möge doch auf sein allererstes Studium, die Jurisprudenz zurückgreifen. Und in vorgerückter Stunde gaben sich beide die Hand darauf „so lange keiner dem anderen schreiben zu wollen, bis der eine Minister oder der andere Kapellmeister sein würde". Mit diesem feierlichen Versprechen schieden sie voneinander.

Auf Schiller lag die drückende Stimmung, die seinen Carlos erfüllte, als er dem König, seinem Vater sagt, mit der Bitte ihn nach Flandern zu senden:

„Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir
Wie das Bewußtsein eines Mords. Nur schnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen."

Dreiundzwanzigster Abschnitt

Nichts bereichert Herz und Geist, wie neue Eindrücke zu haben und andere Menschen zu sehen. Knigge

Es war an einem Sonntag Abend, den 17. April als Schiller mit der Post Leipzig erreichte. 1785

Seine Stimmung wechselte seltsam zwischem trübem Erinnern und hoffnungsvollem Ausblick in die Zukunft. Je näher das Gefährt der Großstadt kam, desto freundlicher, heller wurden seine Gedanken, das Gewölk eines Regentages zerriß und warme, leuchtende Sonne hatte sich über die Ebene mit ihren freundlichen Dörfern gelegt den Wanderer zu begrüßen.

Mit dem Scheiden von Mannheim endete ein wichtiger Abschnitt seines Lebens.

Noch knüpften ihn weiche Bande mit den Menschen am Rhein zusammen und von jeder Poststation aus war ein Gruß für Charlotte von Kalb abgegangen, ein Gruß, in dem allerdings meist von Margarete Schwan die Rede gewesen. Nun in der Einsamkeit des Postwagens klärte sich so manches Verworrene, Düstere, das ihm das Herz schwer und den Kopf dumpf gemacht hatte, die Dinge stellten sich endlich mit sicheren Konturen in seiner Auffassung dar.

Reicher an Lebenskenntnis, erweitert in den Begriffen von der Welt und dem Ineinandergreifen ihrer einzelnen Glieder konnte er auf mannigfache Erfahrungen zurückblicken. Das Spiel der Interessen, Neigungen, Leidenschaften hatte in seinem Auge neue Farben gewonnen. Dem Wesen der Frau war er näher gekommen und jene Seiten des weiblichen Charakters enthüllten sich ihm, die der neuzeitlichen Frau das entschiedene Gepräge verliehen, Empfindsamkeit und der Wille ihr ureigenstes Wesen auch dem widrigen Leben gegenüber durchzusetzen. Des Dichters neue Erkenntnis stand weit über dem, was die Frauencharaktere der Jugenddramen enthalten.

Jeder Wechsel der Zeiten beginnt im weiblichen Gemüt. Vor-

ahnend schaut die Frau die Entwicklung der Dinge und anfangs unmerklich, dann immer deutlicher ändert sich ihr Wesen. Die Königin in Don Carlos zeigt die ersten Züge der neuzeitlichen Frau. Das Manuskript, das Schiller jetzt in seiner Reisetasche trug und den neuen Freunden stolz zu zeigen gedachte, war die erste Frucht jener Lebenserfahrungen, die er in Mannheim schmerzvoll gewonnen.

Frohe Erwartung erfüllte ihn nun den neuen Freunden gegenüber, die seine Werke kannten und von denen er selbst nichts als die Bilder und wenige Briefe gesehen. Eine Art von Beruhigung und froher Sicherheit erfüllte ihn, als er sich geistig vorbereitete diesen Menschen entgegenzutreten, von deren Einfluß er so manches erhoffte. Er wußte, daß sie Großstädter waren, Bewohner einer geistig führenden, regsamen Stadt, die Schmeichler gern das deutsche Paris benannten. Was würde ihm, so fragte er sich, die erste Großstadt, die er betrat, zu bieten haben?

Begierig sie und ihre Umgebung kennen zu lernen, trommelte Schiller an den Scheiben der Postkutsche, als er in die belebten Straßen einfuhr, erstaunt zum erstenmal das bunt großstädtische Treiben zu erblicken. Huber empfing ihn im Gasthof zum blauen Engel.

Leipzig stand gerade im Zeichen der Messe. In den engen, meist mit vierstöckigen Häusern bebauten Straßen wimmelte es von Geschäftsleuten, Studenten, eleganten Stutzern, Frauenzimmern à la mode, wie es der Dichter im behaglich langsamen Süden noch nicht gesehen. Weite Anlagen, über die das erste Grün des Frühlings zarte Schleier wob, luden auf allen Seiten zum Lustwandeln ein; künstliche Teiche, Statuen, die sich hell von den Hecken abhoben, langgestreckte Alleen erregten die Bewunderung des Fremden.

Besonders zur Messezeit lockte allenthalben Musik ins Freie, vor den zahlreichen Wirtschaften standen an schönen Nachmittagen die Tische, und ein heiter lärmendes Volk trieb sich zwischen Jahrmarktsbuden, Vergnügungsetablissements, Geschäftstischen feilschend

und plaudernd umher. Allerdings war in diesem Jahr, wo „Morast, Schnee und Gewässer“ manche Straße unwegsam gemacht, das Gedränge nicht so groß, wie es Schiller nach verschiedenen Beschreibungen erwartet hatte, aber er sah doch genug an Durcheinander der verschiedensten Nationen, an buntem Gewirr fremder Trachten; die ungewohnten Laute anderer Sprachen vermittelten ihm neue Eindrücke, die er in den ersten Tagen mit der Freude des naiven „Flâneurs“ auf sich wirken ließ.

Etwas abseits in den gewölbten Läden innerer Straßen reizte die Neugierde besonders der literarische Markt. Und es war eine Freude für Schiller mit den frischgewonnenen Freunden auf den langen Tischen zu durchstöbern, was im Reich der Drucker von älteren Dingen wieder aufgelegt war, was eben neu erschien und besonderes Interesse versprach.

Wer waren nun diese Freunde, die den jungen Dichter in die eigenartige Welt des feingebildeten deutschen Nordens geleiteten, die den Berühmten in Richters Kaffeehaus brachten, wo sich die galante Welt zu versammeln pflegte, wo man sich drängte ihn zu sehen und „wie ein Wundertier angaffte“.

Zunächst lernte er nur Ludwig Ferdinand Huber kennen, einen schlanken, sympathischen Mann, der mit den feinen weltgewandten Manieren französischer Erziehung den Abstand von der brieflichen Freundschaft zum persönlichen Gefallen zu überbrücken verstand. Fünf Jahre jünger als Schiller, in Paris geboren, aber seit der ersten Kindheit in Leipzig aufgewachsen, gehörte der Jüngling zu jenen deutschen „Belesprits“, die dem kraftgenialischen Wesen wie der Empfindsamkeit die abgeschliffene Art französischer Bildung entgegenstellten. Hubers Mutter, die großen Einfluß auf den Sohn übte, war eine Pariserin und hielt auch in ihrem Leipziger Haus an Sprache und Manieren ihrer Heimat fest. So lebte in dem frühreifen jungen Mann viel gallischer Witz und Übermut. Diese Eigenschaften vertrugen sich sehr wohl mit Schillers von Grund auf heiterem süddeutschem Temperament. Am ersten Abend scheinen beide schon so gut miteinander ausgekommen zu sein,

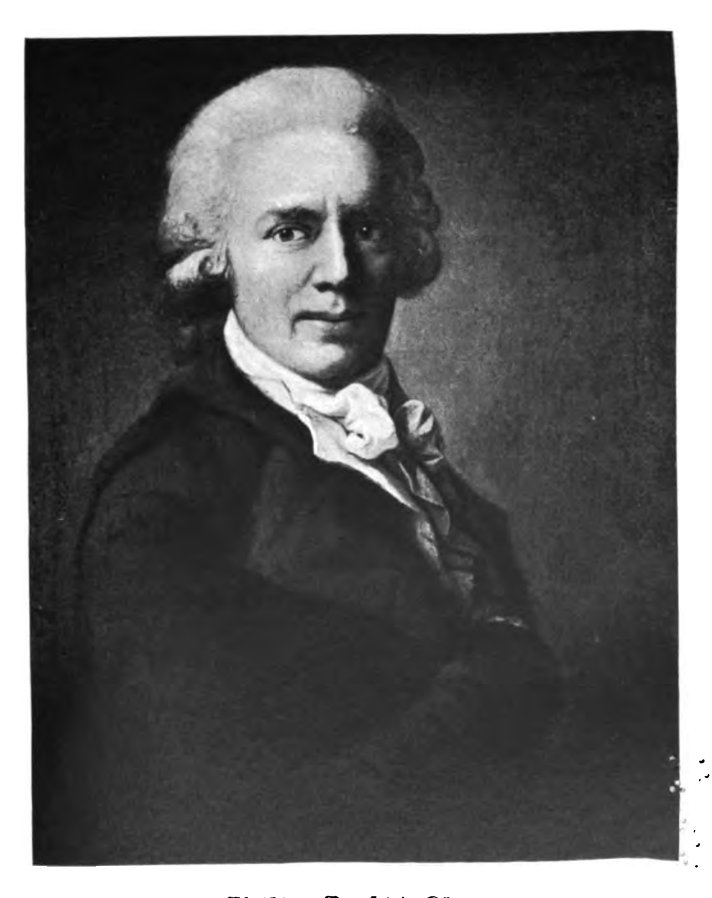
daß sie ein lustiges Verwechslungsspiel verabredeten, den Ankömmling „bei den Frauenzimmern“ einzuführen.

Diese, Minna und Dora Stock, die Töchter des verstorbenen Kupferstechers Stock wohnten in dem Haus „zum silbernen Bären“, das dem Verlagsbuchhändler Breitkopf gehörte, in einem geräumigen Dachzimmer. Minna war verlobt mit Christian Gottfried Körner und Huber dachte daran, sich in späteren Zeiten mit Dora zu verbinden. Den beiden hübschen, feingebildeten und für die Zeit ziemlich frei erzogenen Mädchen hatte das Schicksal manche harte Stunde bereitet, seit sie sich als Waisen durch das Leben schlagen mußten.

Um 1778 lernte der junge Privatdozent Körner, der Sohn eines angesehenen Leipziger Geistlichen, die Schwestern kennen und wurde bald in der Dachstube ein gern gesehener Gast. Nach einigen Jahren verlobte er sich trotz heftigen Widerspruchs seiner Eltern mit dem vermögenslosen Mädchen und suchte aus der wenig einträglichen Universitätskarriere in den Staatsdienst zu treten, um auf sich selbst gestellt eine Familie zu gründen.

Er wird in das Dresdener Konsistorium als Rat einberufen, zieht in die Hauptstadt und kommt nur, so oft es der Beruf erlaubt, seine Braut in Leipzig zu besuchen. Auch bei Schillers Ankunft ist er abwesend. Zu Anfang 1785 starben Körners Eltern rasch hintereinander und machten ihn zum Erben eines beträchtlichen Vermögens.

Daß der Kampf gegen Vorurteile und gesellschaftliche Schranken in Schillers Jugenddramen gerade bei diesen Menschen mit Begeisterung und Anteilnahme für den Dichter begrüßt wurde, leuchtet ein, wenn man den Konflikt bedenkt zwischen Körner und seinem strengen Vater, der nur von der „Kupferstechermamsell“ sprach, ebenso wie Luise Millerin verächtlich als Mamsell bezeichnet wurde. Die Weltanschauungsfragen der Zeit waren im Haus der armen Töchter Stock zum bitteren Konflikt geworden. Jahrelang hing ihr Schicksal an den unbeugsamen Vorurteilen eines alten geistlichen Herrn.



Christian Gottfried Körner
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff
im Körnermuseum zu Dresden



Es waren hübsche zierliche Mädchen, denen Schiller am Tage nach seiner Ankunft schüchtern entgegentrat. Sie wußten sich mit den einfachsten Mitteln nett anzuziehen und zeigten jene feine Anmut an Geist und Gestalt, die das neugeschaffene gebildete Bürgertum in Deutschlands Norden damals auszeichnete. Minna und Dora gehörten, wie die meisten jungen Schöngeister in Leipzig, damals zu einem Dichterbund, der den Nürnberger Schäfern an der Pegnitz nachgebildet war. Auch Körner war Mitglied und führte als solches den Namen „Hilarios". Schillers neue Freunde zählten also im Grunde ihres Herzens zu den Empfindsamen und mischten der Schwärmerei für Karl Moor und dessen Dichter einen Anflug von Ängstlichkeit bei, der ihnen den Augenblick der persönlichen Bekanntschaft noch spannender machte.

„Wir waren fast mehr von Furcht als von Freude bewegt", erzählt Minna „als Huber uns den Besuch Schillers ankündigte, denn wir konnten uns den Dichter der Räuber, trotz seiner Entzückung an Laura gar nicht anders als im Wesen und Anzug wie einen Karl Moor oder wie einen von dessen Gefährten aus den böhmischen Wäldern vorstellen, mit Kanonenstiefeln und Pfundsporen, den rasselnden Schleppsäbel an der Seite. Wie sehr waren wir überrascht, als uns Huber einen blonden blauäugigen, schüchternen jungen Mann vorstellte, dem die Tränen in den Augen standen und der kaum wagte uns anzureden. Doch schon bei diesem ersten Besuch legte sich die Befangenheit und er konnte uns nicht oft genug wiederholen, wie dankbar er es anerkenne, daß wir ihn zum glücklichsten Menschen unter der Sonne gemacht hätten."

Die erste Begegnung verlief also in jeder Beziehung günstig. Das heitere, gesellige Leben, an dem sich Huber und die beiden jungen Mädchen gern beteiligten, nahm Schiller bald so in Anspruch, daß er in der ersten Zeit seines Aufenthalts kaum zur Besinnung kam und Arbeit und Korrespondenz vernachlässigen mußte. Man zehrte in Leizig noch von dem Ruf alter Zeiten. Es gab Salons, in denen man sich des alten Glanzes erinnerte, als noch

Gottsched Deutschlands geistiges Leben beherrschte und von der Pleiße aus die ernste Literatur ihre Richtung erhielt. Jetzt war dies alles wohl verflacht, leichter, verbreiteter geworden, Leipzig war nun die Heimat der „Belletristen“, die das tägliche Lesebedürfnis der gebildeten Durchschnittsmenschen zu befriedigen hatten.

Zahlreiche literarische Klubs diskutierten alle Fragen der Politik und der Dichtkunst. Kurze Wochen konnte dies anregen und befriedigen, sobald man aber fest in solches Leben gezogen war, mußten ernstere Menschen abgestoßen werden, denn es war, wie Körner sagte: „Die Leipziger Menschen behagen mir nicht. Es ist so viel altkluges in ihnen, literarische Mäkelei.“

Schiller lernte unter den älteren Herrn den Dichter Christian Felix Weiße kennen, den Musikus Hiller, den Maler und Kupferstecher Oser, der Goethe in Winckelmanns Lehre vom Schönen eingeführt hatte, und den reformierten Prediger Zollikofer, der mit Garve, für den schon der Karlsschüler geschwärmt, in lebhaftem Briefwechsel stand.

Im Richterschen Kaffeehaus sammelten sich die jungen Belesprits um ihn; die Schwärmerei für Werther hatte in den Kreisen der Jugend der Begeisterung für Karl Moor Platz gemacht, den Freiheitshelden einer kräftigeren Generation. Und auch die eleganten Stutzer, die einen Mann im „Geniekostüm“ mit rundgeschnittenem Haar, die Reitpeitsche in der Hand erwartet hatten, wunderten sich einen modisch wenn auch einfach gekleideten Mann zu sehen, der eine nach allen Regeln der Kunst frisierte Perücke trug und sich natürlich ungezwungen in der fremden Umgebung bewegte.

Diese von den Freunden geschickt beeinflußten Äußerlichkeiten erleichterten Schiller sehr, gute Aufnahme zu finden. Huber und Johann Friedrich Jünger, ein heiterer liebenswürdiger Gesellschafter, der Lustspiele und Romane schrieb, der Maler Reinhart, Christian Ernst Weiße, der Sohn des Dichters, verschiedene Schauspieler, Studenten und junge Künstler bildeten rasch einen Kreis, der in dem Ankömmling seinen Mittelpunkt sah. Ernst Weiße nahm um diese Zeit an den Privatkollegs teil, die der Prinz von Hol-

stein-Augustenburg in Leipzig hörte und brachte den Dichter dadurch in vorübergehende Beziehung zu dem Prinzen, der sich für die Werke des „interessanten Genies“ — wie er sagte — zu begeistern anfing.

Von alten Bekannten fand Schiller Sophie Albrecht, die als Schauspielerin bei der Secondaschen Truppe wirkte. Begeistert erneuerte man die in Frankfurt geschlossene Freundschaft.

Ein Student schrieb über den Eindruck, den ihm Schiller damals machte, nach Hause: „Er ist groß und gut gewachsen, rot von Teint und Haar und hat kleine Augen und eine wahre Künstlernase. Sein Umgang ist natürlich, frei, ungezwungen, jedoch etwas zurückweichendes und suffisantes glaube ich an ihm bemerkt zu haben. Er scheint ein Misogyn zu sein, wenigstens denkt er von dem schönen Geschlecht nicht sehr vorteilhaft. Ich bin einigemal bei ihm gewesen. Er wohnte damals gleich neben mir bei Madame Sophie Albrecht aus Erfurt.“

Aus den Erinnerungen, die der Gatte dieser bedeutenden Frau, in seine Vorrede zur Bühnenausgabe des Don Carlos einflocht, geht hervor, daß der Dichter seinen Kreis „als brausendes Genie“ mit jugendlicher Lebhaftigkeit beherrschte. Manchen Abend verbrachten die Schauspieler nach der Vorstellung mit Schiller „in einem Zirkel, wo ... über Kunst, Kunstgefühl und Kunstwahrheit so vieles gesprochen wurde, daß der fremde Anwesende aufmerksam sich dem Tische, wo man versammelt war, näherte, um etwas von diesen Gesprächen zu hören“.

Zu den wichtigsten in diesen Leipziger Tagen angeknüpften Verbindungen gehört jene mit dem Buchhändler Georg Joachim Göschen, der kurz nach Schillers Ankunft auf den Dichter freundschaftlich und geschäftlich zukam.

In harten, entbehrungsreichen Verhältnissen aufgewachsen, war dieser als junger Buchhändler in das angesehene Geschäft von Crusius in Leipzig gekommen, dann als „Faktor“ in der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau angestellt, bis es ihm durch die Mittel seines Freundes Körner ermöglicht wurde, ein eigenes

Geschäft in Leipzig zu gründen. Dank seiner gesellschaftlichen Bildung fand er Zutritt in den angesehensten Familien und konnte dadurch auch für Schiller in jeder Beziehung auf das Beste wirken.

In dem Verleger seiner Thalia gewann der Dichter von Anfang an einen edlen, welterfahrenen Freund, der ihn gut zu beraten wußte. Eine gewinnende Persönlichkeit muß der kräftige, blühend aussehende Mann gewesen sein, der taktvoll und enthusiastisch, geschichtskundig und unterhaltend, wohl verstand, die besten Geister der Zeit für sein Unternehmen zu gewinnen.

Außer mit Schiller konnte er auf seinem Verlagstisch mit Goethe und Wieland prunken.

Er führte Schiller, den ihm Körner besonders ans Herz gelegt hatte, in die Gesellschaft, auf Bälle, Soupers und Landpartien, wobei der Dichter manche tüchtige, edle Menschen kennen lernte, aber auch „im Kartenspiel, im Tanz und im Courmachen sich üben"* konnte. Herzlichen Verkehr fand er besonders im Haus des angesehenen Kaufmanns Friedrich Kunze.

Als das Leipziger Treiben zu stark und aufreibend wurde und Schiller sich aus der Großstadt hinaus in die Beschaulichkeit und Arbeitsfrische eines Landaufenthalts sehnte, verschaffte ihm Göschen Wohnung in dem lieblichen Dorf Gohlis, wo Don Carlos vollendet werden sollte. Angeregt und erfüllt von frischem Schaffensmut, den er seit den Wintermonaten in Bauerbach nicht gekannt, ging Schiller dort an die weitere Ausführung des gewaltigen Werks.

---

* Minna Körner.

Vierundzwanzigster Abschnitt

Vom Olymp ward uns die Freude,
Ward uns die Fröhlichkeit gesandt;
Blumenkränze tragen beide
Für euch, ihr Brüder, in der Hand.

Freimaurer Liederbuch, Halle 1784

1785

Einige Wochen ehe der Dichter seinen Landaufenthalt bezog, um sich mit voller Kraft seinem Drama zu widmen, gedachte er eine Herzensangelegenheit zu ordnen, die ihn noch mit Mannheim verknüpfte, und schrieb Ende April an den Buchhändler Schwan. Er berichtet von seiner Aufnahme in Leipzig, erzählt, daß er den Sommer in Gohlis zubringen wolle, „wohin ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosental führt“ und weist darauf hin, daß er nun zwar an Don Carlos und der Thalia zu arbeiten gedenke, „sich aber dann unvermerkt wieder zur Medezin zu bekehren“ gesonnen sei.

„Sehen Sie, bester Freund,“ fährt er fort, „das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber leisten dürfte, was alle Ihre Zweifel in meine Standhaftigkeit verbannen muß, habe ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. *Jetzt* oder *nie* muß es gesagt sein. Nur meine Entfernung von Ihnen gibt mir den Mut, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war um Sie zu sein, oft genug trat dies Geständniß auf meine Zunge, aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es heraus zu sagen. Bester Freund, Ihre Güte, Ihre Teilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts, als Ihre Nachsicht und Freundschaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloser Zutritt in Ihr Haus gab mir Gelegenheit Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimütige gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsch, Ihr Sohn sein zu dürfen. Meine Ansichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben, nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vorteile zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines

Geistes dem gewissen Ziele entgegengehn, urteilen Sie selbst ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei kleine Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden sein. Ich fühle es, mein teurester Freund, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigte, aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben können, den ich damals durch nichts unterstützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus seltener zu besuchen, und in der Entfernung Zerstreuung zu finden, aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht. Der Herzog von Weimar war der erste Mensch, dem ich mich öffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an meinem Glück Anteil nähme, brachten mich dahin ihm zu gestehen, daß dieses Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edlen Tochter beruhe, und er freute sich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr für mich handeln wird, wenn es darauf ankömmt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden. Ich setze nichts mehr hinzu, bester Freund, als die Versicherung, daß vielleicht hundert andre Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schiksal verschaffen können, als ich in diesem Augenblik ihr versprechen kann, aber ich leugne, daß eines andern Herz ihrer würdiger sein wird. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe hängt es ab, ob ich es wagen darf selbst an Ihre Tochter zu schreiben.

Leben Sie wohl, ewig geliebt von Ihrem

Frid. Schiller.

Schwan muß einigermaßen erstaunt gewesen sein, als er diesen Brief erhielt, den er wohl nach seinem Wink wegen des Komödienschreibens nicht mehr erwartet hatte. Kurz vor Schillers Abreise konnte er noch an Wieland schreiben: „Von dem was der Herzog Ihnen von Schiller und meiner Tochter gesagt, weiß ich kein Wort. Auch bin ich gewiß, daß wenigstens meine Tochter

noch nie daran gedacht hat, und wahrscheinlicherweise Herr Schiller auch nicht.*"

Was Schwan auf diesen Brief hin getan, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. An den Rand von Schillers Schreiben bemerkte er mit eigener Hand: „Laura in Schillers Resignation ist niemand anders als meine älteste Tochter. Ich gab derselben diesen Brief zu lesen und sagte Schillern, er möchte sich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Rätsel geblieben. Glücklich wäre Schiller mit meiner Tochter nicht gewesen."

Der Dichter bemerkt in dem Brief an Körner vom 7. Mai „Von Mannheim habe ich angenehme Nachrichten erhalten". Dementsprechend ist es unwahrscheinlich, daß Schillers Werbung vom Vater ohne weiteres abgewiesen wurde und Schwan von Schillers Antrag Margareten kein Wort mitgeteilt, sondern dem Brautwerber einen abschlägigen Bescheid erteilt habe, mit der Begründung, der Charakter seiner Tochter passe nicht für ihn. So behaupteten Karoline Fecht und Margaretens jüngere Schwester später. Vielleicht hat Schiller aber einen deutlichen Wink erhalten, indem Schwan ein ungeschminktes „Porträt" der eigenen Tochter entwarf und deren Eigenschaften als kühle Weltdame in den Vordergrund schob. Nach reiflicher Überlegung mag Schiller den Rat befolgt und ohne die Angelegenheit zum endgültigen Abschluß zu bringen, auf weiteren Briefwechsel verzichtet haben.

Im Vergleich mit der enthusiastischen schwärmerischen Charlotte von Kalb und mit den zierlich gebildeten, herzenswarmen Schwestern Stock verlor in seinen Augen wahrscheinlich um diese Zeit Margaretes Bild die glänzenden Lichter und eine Art Entnüchterung machte sich geltend, die während des Sommers im Hochzeitskarmen für Körner und Minna deutlich Ausdruck fand. Man glaubt, eine Anspielung auf Margarete in den Versen zu hören:

* Morgenblatt 1855, Nr. 33.

Glücklich macht die Gattin nicht,
Die sich selbst nur liebet,
Ewig mit dem Spiegel spricht,
Sich in Blicken übet,
Geizig nach dem Ruhm der Welt
In der neuen Robe,
Stolzer schöner sich gefällt
Als in deinem Lobe.
. . . .
Keine, die mit Bücherkram
Ihre Liebe pinselt,
Was nicht aus dem Herzen kam
Aus Romanen winselt.

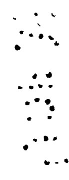
Bei diesem Sommer beginnt der Briefwechsel mit Charlotte von Kalb immer empfindsamer zu werden. Noch wechselt je nach Stimmung die Anrede zwischen „Sie" und „Du". In den Traum einer idealen Liebe schlingen sich glühend sinnliche Ergüsse. Die neue Zeit lebt auf in diesem Verhältnis, das Recht des Herzens setzt sich gewaltsam durch, keine Schranke sollen Menschen achten, die sich groß und stark genug fühlen, eine eigene Welt aufzubauen.

Bei den Beziehungen zu Margarete Schwan war die Leidenschaft ausgeschaltet, Schiller betrachtete sie mit klug beobachtenden Blicken und fragte sich, ob sich das Mädchen zur Ehe, zur würdig liebenden Hausfrau eignen möge; in Charlottens Briefen öffnete sich ihm das unendlich weite, unendlich verworrene Liebesreich der gereiften Frau, wie eine wundervolle aber gefährliche Märchenlandschaft.

Abgeklärt auf die Jugend und das veränderte Jahrhundert zurückschauend sprach sich Wilhelm von Humboldt in späterer Zeit in einem Brief an Emilie von Gleichen-Rußwurm über Schillers Verhältnis zu Charlotte während des Jahres 1785 dahin aus: „Wir stehen noch in Ihres Vaters Sturm- und Drang-Periode, wie solche ja alle Gemüter, die das Gewöhnliche um eines vollen Scheitels Höhe überragen, durchgemacht haben. Die Schranken des Konventionellen, das Geziemende, wie wir das Hergebrachte nennen, wurde von Schiller und Frau von Kalb durchbrochen.



Minna Körner, geb. Stock
Nach dem Gemälde von Anton Graff
im Körnermuseum zu Dresden



Ihr Verhältnis gewann dadurch an Leidenschaftlichkeit, so daß nicht Form der Form, sondern unvermittelt durch die Form Seele der Seele gegenübertrat. Für mich ist ein solcher Zustand, wie er zwischen Ihrem Vater und seiner Freundin herrschte, aber keine in sich vereinzelte Erscheinung, sondern der höchste Ausdruck jener Richtung, welche die in ihrer Entwicklung fortschreitende Menschheit des vorigen Jahrhunderts annahm, indem sie mit urkräftiger Frische dahin drängte die Natur in ihre alten Rechte einzusetzen.*"

Mitten im leichten Liebesgetändel, das ihn umgab, denn die Leipziger Freunde und Bekannten wanderten zumeist mit ihren Mädchen durch das Rosental nach Gohlis, ragt Schillers erwachende Leidenschaft für die ferne vornehme Frau gewaltig empor und sein den leichten Zerstreuungen abgewandtes Wesen verschaffte ihm unter den Außenstehenden leicht den Namen eines Misogyn.

Abgesehen von diesen Herzensverwicklungen, die nur dazu angetan waren, seinem Schaffen geheimnisvollen inneren Schwung zu verleihen, fühlte sich der Dichter in dem behaglichen Landaufenthalt vollkommen froh. Das Lied an die Freude gibt der Stimmung beredten Ausdruck.

Ein schräges Zimmerchen unter dem Dach eines kleinen einstöckigen Hauses, das ein Querbalken noch niedriger erscheinen ließ, und eine enge Schlafkammer, kaum groß genug sich auszustrecken, waren sein Reich. Aber es blieb abgeschlossen für die drückenden Sorgen des Tages, denn Körner hatte dem Freund als sein Verleger einen Kredit gewährt, der ein ruhiges Arbeiten in dieser einfachen Ländlichkeit ermöglichte.

An Umgang fehlte es nicht. Sophie Albrecht richtete sich in dem hübsch gelegenen Dorf behaglich ein, Huber mietete ein Zimmer und auch die Schwestern Stock verlegten ihren einfachen Haushalt für den Sommer nach Gohlis. Hofrat Hetzer, der Besitzer des Schlosses, stellte seinen Garten zur Verfügung. Im großen Parterresalon, dessen Flügeltüren sich weit auf die blühende Terrasse öff-

* Unveröffentlicht. E. Köpke (Charlotte von Kalb, Berlin 1852) hatte diesen Brief zur Verfügung und benützte ihn zu seiner Charakteristik Charlottens.



neten, und dessen Wände Ösers Fresken schmückten, versammelte der liebenswürdige Schloßherr gern den kleinen, literarisch angeregten Kreis. Zwischen den beschnittenen Hecken und bunten Blumenrabatten ergingen sich die einzelnen Paare, scherzten und ergötzten sich an heiterem Gespräch, andere sannen tief über die Probleme der Kunst. Wenn man aber genug gesprochen und getändelt hatte, ging die ganze Gesellschaft gern daran, in der Kegelbahn des Gartens „den hölzernen neun Musen zu dienen".

Für stille Arbeit stand die Hollunderlaube im Obstgarten des Ortsrichters Moebius Schiller zur freien Verfügung. Zuflucht in ihrem heimlichen Grün zu finden ging er dorthin mit Tintenfaß und Feder, sein Manuskript unter dem Arm, in langen Schritten. Dann sann und schrieb er stundenlang, umhegt vom sommerlich starken Duft der blühenden Sträucher. Eine Frau erinnerte sich, als 16jährige Nachbarin den Dichter an schönen Tagen in der Laube, den Kopf auf die Hand gestützt und die Feder hinter dem Ohr, gesehen zu haben, doch ist ihr von seiner Persönlichkeit nur das Haar und die feine Wäsche, namentlich der schöne Halskragen im Gedächtnis geblieben.

Abends, wenn sich die Freunde versammelten, wurde ein Tisch unter die große Linde vor dem Haus gestellt und einige Studenten, die ihre „Buden" auch nach Gohlis verlegt hatten, machten im Freien Musik. An einem solchen Abend tönte zum erstenmal gegen den Sternenhimmel der gewaltige Ruf des Dichters:

„Freude, schöner Götterfunken!"

Sophie Albrecht schrieb über Schillers Deklamation: „in welche wir bald mit einer Art Sprechgesang einfielen. Tränen glänzten in unseren Augen, als wir gerührt, nachdem Schiller das Lied fertig vorgelesen, einander in die Arme fielen."

Aus diesem Lied quillt die Glückseligkeitsphilosophie, die ebenso bezeichnend ist für jene Zeit, wie Schopenhauers Pessimismus für das 19. Jahrhundert und Nietzsches Übermenschentum für die jüngst vergangenen Jahrzehnte. Nach Form und Tendenz gehört das Gedicht zu den Freimaurerliedern, wie sie im Kreis der Brüder gern

gesungen wurden. Die Freude galt nach ihrer Anschauung als Urgrund, Kern und Ziel der Welt und da sie nur im Verein mit anderen möglich ist, wird sie gleichbedeutend mit Freundschaft. Schiller fand den bleibenden Ausdruck für eine Stimmung, die um und in ihm lebte und die ihn fortriß in lebensandächtiger Begeisterung.

Erlaubte das Wetter nicht, die Tafelrunde im Freien zu versammeln, so räumte der Ortsrichter Moebius seine untere Stube für die musikalische Abendunterhaltung ein, oder das Ehepaar Albrecht lud die Freunde in seine geräumige Wohnung. Dann bildete sich eine Plauderecke um die Hausfrau, am anderen Ende des Zimmers wurden Spieltische aufgeschlagen, „einen Skat zu dreschen". Schiller nahm bald an der einen, bald an der anderen Gruppe teil.

Um die Zwanglosigkeit des Verkehrs besonders zu betonen, war man auf Schillers Veranlassung auf den Einfall gekommen, das zeremoniöse „Sie" der Anrede abzuschaffen und es durch die alte Form des „Er" zu ersetzen. Es lag in diesem Scherz ein doppelter Spott, der sich sowohl gegen die feierliche Herablassung des „Er" bei der älteren Generation richtete, als auch gegen den burschikosen Mißbrauch, den die Jugend mit dem „Du und Du" getrieben und den ein Epigramm der Zeit also geißelte:

„Brüderschaft trink ich dir zu.
Bester Freund — wie heißest du?"

„Jene Zeit war unser Frühling", schrieb Maler Reinhart, als er in alten Tagen an Gohlis zurückdachte.

Man nahm sich vor, daß die Blüten des Frühlings zu schönen Früchten reifen sollten. Die Freude dieser edlen Menschen war nicht kindische Ausgelassenheit, sondern eine Form der Andacht; keine Betäubung oder Verweichlichung, sondern eine stärkende Kraft für das Herz. „Keine Lumpen, sondern Menschen zu werden, welche die Welt einmal ungern verliert," versprachen sich die Mitglieder des Kreises, wie Göschen an Bertuch nach Weimar berichtet.

Anfangs Juli brachte der Buchhändler als Gast den Professor Moritz aus Berlin, über dessen Besuch Schiller mit Recht anfangs ungehalten war.

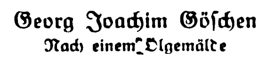
Der Verfasser des berühmten selbstbiographischen Romans, „Anton Reiser“, war nach manchen Wanderungen Konrektor am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin geworden. Als Schriftsteller hatte er weite Verbreitung und „hohe Consideration“ erlangt. Er schrieb unter anderem Kritiken in die Vossische Zeitung. Dabei griff er die Schillerschen Werke im Gegensatz zu sonstigen Berliner Blättern scharf an und beurteilte „Kabale und Liebe“ besonders gehässig. Er findet „gotteslästerliche Ausdrücke, wo ein Geck und ein dummes affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet“ und schließt seine Besprechung: „Ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen“.

Ohne die Mißstimmung zu scheuen hielt es Göschen für angebracht, den immerhin wichtigen Kritiker mit dem angegriffenen Dichter in Verbindung zu bringen. Gohlis schien ihm mit seiner harmlos ländlichen Geselligkeit der rechte Ort, um Versöhnung und besseres Verständnis anzubahnen.

Wie dieser Plan gelang, schildert ein Freund, der Moritz begleitete: „Spät abends kamen wir nach Leipzig. Herr Göschen holte uns aber ab, und nahm uns mitheraus in seine Sommerwohnung nach Gohlis, wo wir die beiden beliebten Schriftsteller, Herrn Schiller und Jünger trafen und in ihrer Gesellschaft eine herrliche Nacht zubrachten. Reiser (Moritz) und Schiller sahen sich hier zum erstenmale. Schiller hatte sich durch die harten Reiserschen Anzeigen von seinen beiden dramatischen Stücken, die Räuber und Kabale und Liebe, beleidigt gefunden und stellte ihn also darüber zur Rede. Moritz sagte ihm seine Gründe, warum er die Aufführung solcher Stücke für schädlich halte und brachte es bald so weit, daß Schiller ihm in den meisten Punkten Recht geben mußte.“

Moritz gestand beiden Werken große Schönheiten zu und führte selbst Stellen an, die eines Shakespeares würdig wären, zeigte aber auch große Fehler und „Auswüchse des Genies in ihnen, die offenbar einen schädlichen Einfluß auf die Sittlichkeit machen





Georg Joachim Göschen
Nach einem Ölgemälde



müßten. Männer wie Schiller und Reiser vereinigen sich bald, wenn sie sich erst über diejenigen Punkte erklärt haben, worin sie voneinander abgehen. Die Freuden des Mahles erhöhten das gesellschaftliche Vergnügen und die schönste Sommernacht versiegelte den hier geschlossenen Bund der Freundschaft.*"

Den Höhepunkt des Sommers bildete die Landpartie nach Kahnsdorf am 1. Juli, wo Schiller mit Körner, dem langersehnten Freund endlich zusammentraf.

Nachdem sich beide Männer in vertraulichen Briefen innerlich schon sehr nahe getreten waren, hing es von der ersten persönlichen Begegnung ab, wie sich die ferneren Beziehungen gestalten sollten.

Mit hochgespannten Erwartungen fuhren Körner von Dresden und Schiller mit seinen Freunden von Gohlis nach dem Gut Kahnsdorf bei Borna an der Pleiße, wo Verwandte der Körnerschen Familie ein freundliches Herrenhaus bewohnten.

Der Mann, dem Schiller von nun an entscheidenden Einfluß auf sein Leben einräumt, war klar in seinem Wollen und energisch in seinem Tun, wohlgeeignet, den „Bau eines künftigen Glückes zu gründen und alles zu entfernen, was den Genuß der künftigen Freuden stören könnte".

Gut drei Jahre älter als Schiller, in fester Position, vermögend und allseitig geachtet, gehörte Christian Gottfried Körner zu jenen Freunden eines anspruchslosen, frohen und freien Lebensgenusses, die gern und großmütig mit andern teilen und nur glücklich sind, wenn die eigene Heiterkeit bei anderen Menschen schönen Widerhall erweckt. Er besaß nicht nur Talent, er besaß Genie zur Freundschaft und hat Schiller von nun an bei jeder Anfechtung des Schicksals „aus seiner Seele Tiefen Rat und Hilfe gereicht".

Wie gut sich Schiller und Körner schon bei dem ersten Zusammentreffen verstanden, geht aus zwei Briefstellen hervor. Körner schrieb am 8. Juli dem neuen Freund, rückblickend auf Gespräche und Geständnisse: „Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald Du

---

* Klischnigs Erinnerungen an Anton Reiser. Berlin 1794.

nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit der Brotverdienung zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im Geringsten meine Umstände zu verschlimmern." Und Schiller antwortete am 11. von Gohlis aus: „Für dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Durch Dich kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören." Es war ein prophetisches Wort. Diese schöne Freundschaft hat nicht mehr aufgehört.

Im Herrenhaus von Kahnsdorf wurde der Bund besiegelt, der für Schiller in jeder Weise so wichtig werden sollte. Der Überschwang an Stimmung, der die Heimwärtswandernden auf dem Wege nach Gohlis erfaßte, gibt beredtes Zeugnis, wie mächtig die Begegnung in ihnen nachklang. Als sie bei einer Schenke ausstiegen, um sich durch ein Frühstück zu stärken, wurde die Gesundheit des abwesenden Körner getrunken. Schweigend sahen sich die Freunde an, feierliche Andacht lockte Tränen in die Augen. Göschen fühlt den Wein brennend in jedem Gliede, Huber will noch keinen besseren getrunken haben, Schiller aber „denkt an die Einsetzung des Abendmahls, er hört die Orgel klingen und glaubt sich vor dem Altar"*.

Die schnell auflodernde Begeisterung des Dichters stand im glücklichen Gegensatz zu der ruhigen festen Natur des praktischen Freundes.

Beide sahen sich erst wieder, als am 7. August in Leipzig Körners Hochzeit mit Minna Stock gerüstet wurde. Schiller schickte am Morgen des Festes als Geschenk zwei antikisierende Urnen mit allegorischen Vasenbildern. Eine mythologische Erklärung nach Herders Manier lag der Gabe bei, von Göschen elegant auf buntes Papier gedruckt und ein langes Hochzeitskarmen folgte unter anderem

* Schiller an Körner, 3. Juli 85.

Namen. Ein kurzer Brief begleitete die Sendung, mit den Worten schließend: „Sehnsucht, sich nie von dem lieben Wesen zu scheiden, das einst unserem Herzen so teuer war, hat die Urnen erfunden. Sie erinnern an ewige Dauer, darum seien sie heute das Symbol unserer Liebe und unserer Vereinigung.“

Einige Tage später reiste das junge Paar mit Dora nach Dresden. Schiller begleitete die Freunde zu Pferd bis in die Gegend von Hubertusburg. Auf dem Rückweg stürzte er, gedankenvoll dahintrabend ohne der Zügel zu achten, infolge des schlechten Wegs in der Nähe von Stötteritz und quetschte sich die rechte Hand, so daß er fast einen Monat lang am Schreiben verhindert war.

Dies Mißgeschick verstimmte ihn wie der Abschied von den Freunden, besonders da auch die übrigen Mitglieder der Gruppe Gohlis verließen. Denn mit Beginn der Herbstferien verlor Leipzig und dessen Umgebung für die meisten seine Anziehungskraft. Nur die Vorbereitungen, die das Theater für eine Aufführung des Fiesko machte, beschäftigten Schiller ebenso wie die Bühnenbearbeitung des Don Carlos, zu der Gespräche mit den Schauspielern vielfach Anregung gaben.

Düstere feindselige Tage eines frühen Herbstes verwischten die liebliche Schönheit der Landschaft. Sobald er die Feder wieder führen konnte, schrieb der Dichter an Körner: „Ich gehe an den ehemaligen Tummelplätzen meiner Freude wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands schwermütig und still vorüber. Ich sehe nichts mehr darin, als das, was sie mir gewesen waren. Die ganze Gegend da herum liegt da wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebett — die Seele ist hin.“

Fünfundzwanzigster Abschnitt

Es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darin . . . Goethe, Werthers Leiden

1785/86 Mit den trüben Herbsttagen kam überwältigend eine unruhige Sehnsucht Leipzig zu verlassen. Die geschäftlichen Beziehungen mit Göschen waren Körners praktischen Vorschlägen entsprechend geordnet, die Proben zu Fiesko kamen in Gang, es hielt ihn also nichts Zwingendes zurück.

Da schrieb Schiller: „Ich muß zu Euch —und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag — nur in zwei Zeilen — ob ich kommen kann und darf". Als nun auf diese dringende Anfrage die erhoffte bejahende Antwort eingetroffen war, ergriff er sofort die Gelegenheit, mit Doktor Albrecht eine Extrapost zu nehmen und am 11. September nach Dresden abzureisen.

Wie bei jedem Aufenthaltswechsel, erfaßte ihn eine zuversichtlich frohe Stimmung. Nur die noch immer nicht bezahlte Schuld an Frau von Wolzogen und die in der Heimat fälligen Beträge drückten auf sein Gemüt, denn unangenehme Briefe des Vaters hatten aufs neue daran erinnert.

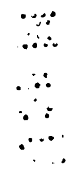
Aber der Genuß der Reise drängte die Sorgen etwas in den Hintergrund.

„Mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers", schrieb er an Huber, „grüßte ich die merkwürdigen Plätzchen wieder, die sich meinem Herzen unter der neulichen Reise (nach Kahnsdorf) vorzüglich ausgezeichnet hatten, als zum Beispiel die Abschiedsstelle . . .

Als auf einmal und mir zum erstenmal die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie ich laut auf. O mein liebster Freund, wie interessant war mir Alles! Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her und eine schwesterliche Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz meiner früheren dichterischen Kindheit macht mir sie dreifach teuer."



Dora Stock
Nach einem Ölgemälde von Anton Graff
im Körnermuseum zu Dresden



Um Mitternacht fuhr der Wagen über die Elbbrücke in Dresden ein und setzte die Reisenden am Gasthof zum goldenen Engel ab. Da es am anderen Morgen stark regnete, bestieg Schiller eine porte Chaise und ließ sich über den Fluß nach Neustadt zu den Freunden tragen.

Das Wetter muß sich rasch aufgeheitert haben, denn schon am Nachmittag fuhr man gemeinsam nach Loschwitz, wo sich Körner ein Landhaus und einen Weinberg gekauft hatte: „Am Haus ist ein niedlicher kleiner Garten und oben auf der Höhe des Weinbergs steht noch ein artiges Gartenhäuschen. Die Aussicht von diesem und der Untergang der Sonne soll ganz zum Entzücken sein“ schrieb Schiller. — „Der gestrige Abend auf dem Weinberg war mir ein Vorgeschmack von allem Folgenden.“ Jene putzigen Weinberghäuschen des 18. Jahrhunderts mit behaglicher Dachhaube und Ausblick auf gesittete Hügel entsprachen dem Schwärmen für eine sanfte, dem Menschen scheinbar wohlgesinnte Natur.

Während die Frauen sich mit häuslichen Dingen beschäftigten, führte Schiller in dieser ansprechenden Umgebung mit Körner philosophische Gespräche.

Der Dichter wurde in einem kleinen Fremdenzimmer behaglich einquartiert und fühlte sich in glücklicher Geborgenheit. Nach Minna Körners Erzählung berichtet Förster in seinen Erinnerungen über den Anfang des Loschwitzer Aufenthalts.

Als der Gast am ersten Morgen unter dem Nußbaum am Körnerschen Frühstückstisch saß, brachte er eine Gesundheit auf frohes Zusammenleben aus. Die Gläser klangen hell, aber Schiller stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit Minna an, daß ihr Glas in Stücke sprang. Zu ihrem Schreck floß der Rotwein über das zum erstenmal aufgelegte Damasttuch. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus!“ Körner und Dora folgten dem Beispiel des Dichters, darauf nahm dieser die geleerten Gläser und warf sie über die Gartenmauer auf das Pflaster mit dem leidenschaftlichen Ausruf: „Keiner allein, keine Trennung, sei uns ein gemeinsamer Untergang

beschieden!" Nach dem Frühstück fuhr Körner mit Minna in die Stadt und während sich der Gatte in seine Sitzung begab, kaufte die sorgsame Hausfrau vier kleine silberne Becher, „damit beim Gesundheitstrinken kein Unglück mehr geschehe". Ein Buchstaben darauf bezeichnete den Namen eines jeden der Tischgenossen.

In der Vertraulichkeit eines frohen, innerlich und äußerlich gesicherten Familienlebens gesundete Schillers allzu empfindlich gewordene Seele, so daß er nicht nur Kraft und Ausdauer für seine dichterischen Arbeiten fand, sondern auch die Vergangenheit weniger bitter betrachten konnte. Selbst das kraftgenialische, übermütig Wilde, das in Stunden der Begeisterung noch gerne hervorbrach, streifte sich mehr und mehr ab im Umgang mit den zierlichen und trotzdem natürlich heiteren Schwestern und mit Körners wohlabgewogener, philosophisch gestimmter Persönlichkeit.

Zum erstenmal fand er Trost für die peinliche Traurigkeit seines Verhältnisses zur eigenen Familie, die ihn als verlorenen Sohn ansah und beklagte. Nach der hart empfundenen äußerlichen Trennung war eine innerliche Trennung entstanden, auf der einen Seite ein geistiges Hinauswachsen, auf der anderen nicht zu überwindende Enttäuschung. Nun gedachte Schwester Christophine den Meiningenschen Bibliothekar Reinwald zu heiraten, der sie auf einer Reise nach Schwaben kennen und schätzen gelernt. Obwohl Schiller Bedenken kundgab, der Bibliothekar, so trefflich er sei, würde die Schwester nicht glücklich machen, zeigte ihm Christophine endgültig an, daß der Bund geschlossen werde.

Der Bruder fügt sein Urteil den Tatsachen und wird sich in einem stolzen aber vertraulichen Brief an Christophine klar über seine Stellung zum väterlichen Haus: „Ich kann meinen Vater noch immer nicht überführen, daß ich durch den Verlust meines Vaterlandes alles gewonnen habe. Freilich, meine Liebe, ich trat mit eigenmächtiger Zuversicht aus dem damaligen Kreis meiner Bestimmung heraus, der so eng und dumpfig war, wie ein Sarg. Ich pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu und chimärisch war, und ich gestehe mit Erröten, daß ich ihm

die Erfüllung meiner stolzen Ansprüche noch bis auf diesen Tag schuldig blieb ... Ich sehe rückwärts in mein Leben und bin fröhlich, liebe Schwester, und voll Mut für die Zukunft. Alle meine Schicksale verschwinden gegen das, was ich gewann — schon allein die Eroberung einiger (und warum soll ich nicht sagen, vieler?) edler und herrlicher Menschen war den bedenklichen Glückswurf um mein Schicksal wert. Mein Vater ist 60 Jahre alt und hat eine kleinere Liste solcher Freunde als ich, und diese alle danke ich ja bloß jenen getadelten Chimären."

In Dresden unter Körners freundlichem Schutz wich endlich die peinliche Bevormundung, mit der Vater Schiller seinen Sohn in Mannheim und selbst noch in Leipzig verfolgt hatte. Mit wohlmeinenden, aber stets auf einem Mißverstehen der andersgearteten Natur seines Sohnes beruhenden Briefen war er gewohnt sich an Personen aus Schillers Umgebung zu wenden, die den „Leichtsinnigen" beeinflussen sollten. In Mannheim waren es Dalberg und einige Landsleute gewesen, in Leipzig ein Kaufmann aus Württemberg, der das Leben des Dichters auszuspionieren hatte. Jetzt endlich in Dresden fühlte er sich fern von den grauen Netzen väterlicher Pedanterie. Dies kam dem Gemütszustand und infolgedessen dem poetischen Schaffen merklich zu gut.

Ende November mit einer Verspätung von zwei Monaten ging der zweite Akt des Don Carlos und das Manuskript eines neuen Thaliaheftes an Göschen ab. Das Lied an die Freude mit Körners Begleitmusik war darunter. Bei den folgenden pünktlich einlaufenden Sendungen fürchtet Schiller, Schwierigkeiten mit der Zensur zu haben. Es handelt sich um die beiden Gedichte: „Freigeisterei der Leidenschaft" sowie „Resignation", die gedruckt werden sollen, nachdem der Dichter die Last dieser Stimmungen von sich geworfen. Um den Druck nicht aufzuhalten, kommt er den Wünschen des Zensors entgegen, ändert die Titel und streicht einige Verse.

Im Gespräch mit Körner klären sich die Weltanschauungsfragen, die den einsam Denkenden gequält, es befestigen sich die Begriffe

über Kunst und Leben und finden ersten deutlichen Niederschlag in den „philosophischen Briefen". Was der Dichter innerlich durchlebte, erlitten und genossen, wird hier zum erstenmal in die allgemein gültige Form reiner Gedankenwelt erhoben.

Seit den Dialogen Platons war kein edleres Bekennen und hochherziges Erkennenwollen zwischen zwei jugendlichen Freunden abgewogen worden.

Das Vorwort zu den Briefen zwischen Julius und Raffael enthüllt den Plan: „Einige Freunde von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Überzeugung vereinigt haben und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in der Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen."

Unterdessen war auch Huber den Freunden gefolgt und nach Dresden gezogen.

Er teilte mit Schiller die kleine Wohnung am Kohlenmarkt, die Körner ausgesucht hatte, als der nahende Winter den Aufenthalt in Loschwitz unmöglich machte.

Aus dem Zusammensein mit der Familie Körner ist manche scherzhafte Erinnerung aufbewahrt, die mit liebevoller Neckerei den kleinen und kleinsten Ereignissen gewidmet ist. Das liebenswürdig Knabenhafte in Schillers Wesen, das vom Ernst des Lebens ganz geknickt schien, richtet sich auf im Licht heiterer Kameradschaftlichkeit. Namentlich die geistvoll fröhliche Lebensauffassung des Halbfranzosen Huber wirkt siegreich gegen trübes Spintisieren und eifert die anderen Freunde an, alles Widerliche mit den Waffen des Humors niederzukämpfen. Manch heiterer Einfall belebte den Tag und manch betrüblich heiterer Zwischenfall des Haushalts forderte der Übermut der jungen Leute heraus. Eine poetische Bittschrift seiner trotz der großen Wäsche nicht zu vergessen, ein Lustspielchen „Ich habe mich rasieren lassen", das Körners Vormittag schildert und die „Avanturen des neuen

Telemachs oder Leben und Exertionen Körners des decenten, consequenten, piquanten u. s. f. von Hogarth (Schiller) in schönen illuminierten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmann (Huber)", lassen das frohe Gelächter nachklingen, mit dem der Freundeskreis kleine Schwierigkeiten überwand und sich lustig machte über äußerliche Störungen, wenn solche dann und wann in Schaffen und Genießen eindringen wollten. Haushaltung und Dichtkunst passen schlecht zusammen. Während Schiller die Szene zwischen Carlos und der Eboli ausarbeitet, dringt roh und unabweisbar der Lärm fleißiger Waschweiber an sein Ohr und er klagt:

„Schon ruft das schöne Weib Triumph
Schon hör ich — Tod und Hölle!
Was hör ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle."

Trotz solcher und ähnlicher Störungen schritt die Arbeit vorwärts und das in froher Geselligkeit gestärkte Gemüt erlaubte mit Kraft eine Szene nach der anderen im Don Carlos aufzurichten, mächtig und weit überragend, was der Dichter bisher geschaffen.

Körners eingehenden, wohlwollenden Ratschlägen ist es zu verdanken, daß nun endlich der Gedanke an eine Fortsetzung des Medizinstudiums verschwindet. Im Fiesko und noch mehr im werdenden, gewaltigen Bau des Don Carlos erkannte der Freund Schillers historischen Sinn und lenkte ihn darauf, die Geschichte vorläufig als geeignetes Fach für ein Brotstudium zu betrachten.

Auch der Plan, den Räubern einen letzten Akt als Epilog nachzusenden, wurde nun endlich aufgegeben und neue Entwürfe drängten nach Vollendung.

Es entstanden die Szenen des „Menschenfeind". Ein neuer Misanthrop, der neuen Philosophie entsprechend, sollte Shakespeares Timon von Athen an die Seite gestellt werden. Die philosophischen Briefe enthalten das bedeutende Bekennen: „Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten

Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.“ Der Menschenfeind charakterisiert und verficht in einem längeren Monolog die Kehrseite dieses Satzes, bekämpft die Punkte der lichten Gedankenwelt, die das Lied der Freude und die philosophischen Briefe erfüllt, und bietet Einblick in Schillers einsame, melancholische Stunden. Im „Menschenfeind“ finden sich Anspielungen auf die Bauerbacher Verhältnisse und im Gärtner Biber, der friedvoll philosophisch seine Bäume okuliert, lebt die Gestalt des Vater Schiller auf.

Die Notwendigkeit, Material für seine Thalia beizuschaffen oder selbst zu schreiben, täuschte wohl den Dichter über solche Stunden hinweg, in denen Don Carlos zur Seite gelegt und den schmerzvollen Erinnerungen Raum gegeben wurde.

Indessen streckt die große Stadt, das lustige, leichtsinnige Leben von Deutschlands galantester Residenz gewaltsam die Arme nach dem jungen lebensdurstigen Manne aus. Sobald der Karneval Hof wie Volk in die Redoutensäle zog, wurde auch Schiller mit in den lustigen Mummenschanz gerissen und nahm teil an Spiel und Tanz mit fröhlichem Übermut. Doch er war zu ernst angelegt, um andauernd nur Scherz zu pflegen und was bei ihm als Mutwille begann, schlug bald in Ernst um.

Neue Herzensverwicklungen stellen sich ein, sobald er schöne Frauen tanzend in den Armen wiegt.

Dresdens Glanzzeit war freilich vorüber, aber trotzdem herrschte eine Pracht und Eleganz, die von der großen Welt ausging und im zierlichen Wesen der Bürgerschaft ihre Fortsetzung fand, daß selbst an einen Vergleich mit den Festen am Württemberger Hof nicht zu denken war. Aber „an Kopf und Herz“ entdeckte Schiller in dieser Gesellschaft manchen Mangel, besonders als er während einer Abwesenheit der Körnerschen Familie daranging „Connaissancen“ zu machen.

Wenn nicht getanzt wurde, setzte man sich in Dresden an den Whisttisch, denn die Leidenschaft für dieses englische Kartenspiel nahm so überhand, daß die feinere Gesellschaft in Gefahr geriet ganz davon besessen zu werden.

Sophie Albrecht war nach Dresden gezogen, einige Beamtenhäuser öffneten sich dem Dichter und die literarischen Kreise, in denen Gottlieb Becker und der Historiker Archenholz eine Rolle spielten, gaben angenehme, wenn auch nicht tiefgehende Anregung. In ästhetischen Zirkeln wurde auch mit verteilten Rollen gelesen. Eine Dame, die selbst die Rolle der Mondecar auf sich genommen, berichtet, daß Schiller den Posa: „auffallend schwäbisch geleiert habe".

Dresdens Gesellschaftsmenschen erscheinen dem Dichter nur Töpferton „wenn auch mit besserem Fleiße gedreht" als anderswo, und er sagt von sich selbst in dieser Zeit: „Man kann mir ohnehin nicht nachsagen, daß ich ein Spaßmacher oder wie es unsere Weiberchen heißen, ein angenehmer Gesellschafter sei unter fremden Personen, besonders aber nur Spaß vorzumachen! Wahrhaftig da ist Auditorium und Erzähler gleich schlecht."

Angenehm und bedeutungsvoll wurde die Bekanntschaft mit dem Porträtmaler Anton Graff, einem gern gesehenen Gast in Körners Haus. Seine Gattin war eine Tochter des Philosophen Sulzer, aus dessen ästhetischen Schriften Schiller manchen Gewinn gezogen.

Graff, von Geburt Schweizer, hatte es in seiner Kunst zu großem Ansehen gebracht, und alle berühmten Leute, deren er habhaft werden konnte, sind von seinem Pinsel festgehalten. Auch den Dichter der Räuber wollte er sich nicht entgehen lassen und zwang den unruhigen Mann, ihm verschiedene Sitzungen zu gewähren. Dora Stock benutzt die Gelegenheit und während der Künstler sein Ölbild entwarf, malte sie den Freund mit Pastellfarben in der gleichen Stellung.

„Die größte Not, zuletzt auch die größte Freude hat mir aber doch das Porträt Schillers gemacht," schrieb Graff. „Das war ein unruhiger Geist. Der hatte, wie wir sagen, kein Sitzfleisch. Nun liebe ich es zwar sehr, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie Ölgötzen regungslos dasitzen oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe doch zu weit; ich war genötigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals

wieder auszuwischen, da er mir nicht still hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung fest zu bannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gesessen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er sitzt bequem und nachdenklich, den zur Linken geneigten Kopf auf den Arm stützend; ich meine den Dichter des „Don Carlos“, aus welchem er mir während der Sitzung vordeklamierte, in einem glücklichen Moment aufgefaßt zu haben.“

So entstand das Bild, unter welchem sich die Nachwelt gewöhnte, Schillers Züge und Haltung zu sehen.

Während der Sitzungen erschien der Buchhändler Schwan aus Mannheim mit seinen beiden Töchtern zu Besuch in Dresden. Geschah es um alte Beziehungen anzuknüpfen oder kam nur ein geschäftlicher Zufall in Frage, jedenfalls war es eine freudige Überraschung und Schiller ritt dem Freund aus vergangener Zeit bis Meißen entgegen.

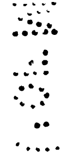
Über Liebe und Ehe scheint man nicht mehr gesprochen zu haben. Mit dem feinen Takt, der Leuten von Welt eigen ist, glitt man über die früheren Verhältnisse hinweg und vermied eine Aussprache. Jedenfalls merkte Margarete, daß hier kein Band mehr anzuknüpfen sei und widersetzte sich nicht mehr andern Plänen zur Ehe*. Luise, die jüngere Schwester erinnerte sich gut an den Besuch und schrieb: „In Dresden hatte mein Vater viele Bekannte, und Schiller führte uns zu Körners, zu Stocks, und zum Kapellmeister Naumann, wo wir zu einem Konzert eingeladen waren, in welchem Körner und seine Minna sangen. Zu einem berühmten Maler Graff gingen wir auch miteinander. Schillers Porträt stand auf der Staffelei noch unvollendet. Ich sehe das ganze Atelier noch vor mir.“

Schillers Sitzungen wurden damals unterbrochen, weil Graff ein Bildnis von Schwan rasch malen mußte. Während der Vater im Atelier saß, ging Schiller mit den Töchtern auf der Brühlschen

* Sie heiratete aber erst zwei Jahre später einen Subaltern-Beamten namens Götz.



Friedrich Schiller im Jahre 1786
Nach dem Gemälde von Anton Graff im Körnermuseum zu Dresden



Terrasse spazieren. „Sein Betragen war so herzlich und gerade wie eines Sohns und Bruders“ erzählt Luise Schwan, und Margarete spricht in einem Brief an Christophine, die Schwester des Dichters, mit warmen Worten von den Dresdner Tagen an der Seite des „edlen Freundes“.

Kein Wort der Bitterkeit und der Klage fällt in den Ausklang dieser Beziehungen.

Sechsundzwanzigster Abschnitt

Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe?
Jawohl! Was wär auch unterm Mond
Wohl mehr der Rede wert als Liebe?
Wieland

1786 Nach zwei Seiten hin erwartete Schiller von der Thalia ein gewinnbringendes Ergebnis. Sie sollte nicht nur das Publikum gewinnen und durch Abonnements reichliche Einnahmequellen erschließen, der Herausgeber dachte auch, seine persönlichen Beziehungen durch die Hefte bedeutend zu erweitern, namentlich hegte er den Wunsch, mit Karl August dauernde, wenn auch nur oberflächliche Verbindung aufrecht zu erhalten. Geflissentlich nannte er ihn, wo er nur konnte, „seinen" Herzog.

Aber trotz des interessanten Inhalts — außer den Bruchstücken des Don Carlos fehlte es nicht an fesselnden Aufsätzen und Gedichten — verhielt sich die Kritik ablehnend und das Publikum enthaltsam. Karl August antwortete nicht einmal auf die Übersendung der ersten Hefte. Er liebte das Fragmentarische nicht und wollte dem Dichter erst danken, sowie er den vollendeten Don Carlos in der Hand haben würde.

Schillers bittere Stimmung über den Mißerfolg klingt nach in einem Brief, den Göschen an den Buchhändler Bertuch nach Weimar schrieb, um ihn zu bitten, im Merkur die Zeitschrift anzuzeigen. „Sie sind ein Freund Schillers," beginnt der Verleger, „Ihnen kann ich also ein Wort von der Lage dieses Mannes sagen. Sein ganzes Einkommen nimmt er einzig aus der Thalia, er hat also der Sorgen genug." Dann fährt er fort und berichtet, daß der Dichter sich gekränkt fühle durch die allgemeine Nichtbeachtung und mehr als einmal ausgerufen habe: „Ich bin mir bewußt, daß ich mit Anstrengung des Geistes arbeite, ich fühle, daß ich nicht unter den Troß von jungen Schmierern gehöre, aber wie behandelt man mich!"

Göschen glaubte, daß es die kraftgenialische Seite sei, die in der empfindsamen Welt noch immer Anstoß errege und meinte:

„Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Zirkel, verglichen mit den Produkten seines Geistes, ein großes Rätsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Kritik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet und wie viel Hang er zum anhaltenden Denken hat."

Dieses anhaltende Denken fand gute Nahrung in den Gesprächen mit Körner und mit dem Direktor der Kunstakademie Hartmann, dessen Ansicht der jugendliche Feuergeist energisch bekämpfte, weil der gelehrte Mann immer nur „die alten Lumpen bewunderte"; Schiller nahm sich leidenschaftlich der neuzeitlichen Richtung an in den Fragen der Kunst, der Philosophie und der Moral.

Gesundes Urteil bewahrte ihn jedoch davor, sich in verderbliche Modeströmungen einzulassen.

Schon in Leipzig waren Mitglieder verschiedener Geheimbünde auf ihn zugekommen, jetzt wiederholte sich in Dresden das gleiche Spiel. Männer, die zu den Freimaurern gehörten oder wenigstens viel mit Angehörigen des Bundes verkehrten, wurden von den Vertretern jener Gesellschaften gern heimgesucht, die gleich den Illuminaten auf verborgene Weise Macht und Einfluß im Staat erstrebten.

Daß Schiller solches Entgegenkommen ablehnte, geht aus einer Briefstelle Körners an Karoline von Wolzogen hervor. „Schiller trat weder den Illuminaten noch einem anderen Geheimbund dieser Art bei, obwohl ihm manche Avancen gemacht wurden" und in den Nachrichten von Schillers Leben schrieb der Freund: „Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte. Unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller manches brauchbar für einen Roman und es entstand die Idee zum „Geisterseher". Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zugrunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen."

In der schönen Griechin, die dem Roman geheimnisvolles Inter-

esse verlieh, sind Züge einer Dame aufgenommen, die nun fast gewaltsam in das Leben des Dichters tritt, und seine Schaffenskraft zeitweilig zu lähmen scheint. Sinne und Phantasie werden von ihr bezaubert, das Herz bleibt unbenommen.

Wahrscheinlich im Hause von Sophie Albrecht, die in Dresden nicht nur als Künstlerin sondern auch gesellschaftlich sehr gefeiert wurde, lernte der Dichter Frau von Arnim, die Witwe eines sächsischen Offiziers kennen mit ihren Töchtern. Die ältere der beiden jungen Damen Marie Henriette Elisabeth machte schon bei der ersten Begegnung einen wahrhaft blendenden Eindruck auf den Dichter.

Das „schöne Fräulein" von Arnim gehörte zu den auffallendsten Erscheinungen der großen Welt im damaligen Dresden. „Bei schlanker Gestalt und reizendsten Formen hatte sie blaue Augen, welche unter dunklen Haaren geistvoll und feurig hervorleuchteten. Ihr Benehmen vereinte Anmut, Koketterie und eine vornehme Zurückhaltung, so daß ihr trotz der wenig günstigen Vermögensverhältnisse viele Huldigungen zu teil wurden."

Als die Damen die Gesellschaft verlassen hatten, neckte Sophie Albrecht Schiller über seine unverhohlen zu Tag getretene Verzückung, besonders als er versuchte, den Eindruck zu leugnen. Man ließ in den Neckereien durchblicken, daß der wenig elegante und weltfremde Dichter kaum geeignet sei, eine so viel umworbene Schönheit zu fesseln.

Henriette von Arnim war aber eine „schöne Seele", schwärmerisch angelegt, eine Freundin der Dichtkunst und wohl geneigt, sich am ästhetischen Gespräch zu erfreuen. Schiller gefiel ihr trotz seines damals — wie es scheint — nur wenig bestechenden Äußeren. Sophie Albrecht hat ein Porträt gezeichnet, das nicht gerade schmeichelhaft lautet: „Seine gewöhnliche Kleidung bestand damals in einem dürftigen grauen Rock, und das Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige

Gebrauch des Spaniolstabaks einen ungünstigen Eindruck, den das tiefgesenkte, immer sinnende Haupt noch vermehrte. Nur auf seiner schönen Stirn und in dem glänzenden Auge sprachen erhebende Zeichen von den großen Gedanken, die er meistens nächtlich eben damals dem Manuskript seines Don Carlos übergeben."

Es berührt seltsam, daß ein elegantes, im Wirbel frivolster Geselligkeit verwöhntes Mädchen von dem gar nicht stutzerhaften Dichter bald ebenso gefesselt erscheint wie er selbst von ihren blendenden Reizen. Allein Henriette fühlte sich unbefriedigt von den Huldigungen der jungen Leute ihrer eigenen Gesellschaft und wäre am liebsten ihrer Umgebung entflohen. Wenigstens hatte sie Stimmungen, in denen sie solches vermeinte.

Der Gegensatz zwischen der galanten Mutter und den sentimentalen Töchtern war unüberbrückbar. Mit ihrem geringen Vermögen suchte Frau von Arnim Glanz zu machen und Bewerber anzulocken. Die ältere Tochter empfand Widerwillen für das vergoldete Elend, für alle Feste und Freuden, an denen sich die elterliche Generation zu ergötzen verstand, sie sehnte sich in die Welt von Grandison oder Pamela, sie schwärmte für Diderots Geschichten und hatte sich in den Dichter von Kabale und Liebe verliebt, ehe sie ihn kennen gelernt.

Als sich die Mutter von der keimenden Neigung überzeugte, sah sie einen guten Wechsel auf die Zukunft in dem berühmten Schriftsteller und suchte trotz der gegenwärtigen armseligen Verhältnisse ihn dauernd für die Tochter zu fesseln, besonders da eben ein anderer Plan empfindlich fehlgeschlagen war. Durch ihre Verbindungen hielt sie es leicht für möglich, dem Dichter später eine auskömmliche Stellung zu verschaffen.

Aus einer ziemlich ungenauen und nicht sehr freundlich gestimmten Erzählung von Minna Körner läßt sich entnehmen, daß die flüchtig im Salon von Frau Albrecht geschlossene Bekanntschaft auf einem Maskenball fortgesetzt wurde. „Im Winter 1787 bat ich meinen Mann," berichtet Frau Körner, „mich auf die Faschingsredoute zu führen. Ich hatte so etwas noch nie mitgemacht und

hatte doch so viel von den Dresdener Maskeraden gehört. Schiller und Huber unterstützten meine Bitte lebhaft und meine Schwester brannte noch mehr darauf als ich. Mein Mann als Konsistorialrat, Hochwürden und Sohn eines Superintendenten machte anfänglich einige Schwierigkeiten, willigte aber dennoch zuletzt ein. — Unter dem tobenden Lärm und Geschwirr der hier aus allen Ländern und Völkern versammelten, ausgelassenen Narrenwelt wurde mir ganz unheimlich zumute. Ich ließ den Arm meines Mannes nicht los, Huber führte Dorchen und so war Schiller auf sich und sein gutes Glück angewiesen. Nach einigen Stunden verließ ich mit Körner und meiner Schwester den Redoutensaal und wir fuhren nach Haus. Schiller und Huber blieben noch da und von letzterem erfuhr ich, daß Freund Schiller von der Maskenfreiheit sehr ungenierten Gebrauch und eine ihm sehr zusagende Bekanntschaft gemacht habe."

Frau von Arnim war mit ihren Töchtern auf der Redoute. Henriette hatte die Maske einer Zigeunerin gewählt, wodurch sie die Freiheit gewann, einem jeden ihre Dienste als Wahrsagerin anzubieten. Auf Wunsch der Mutter — nach Minnas Meinung — näherte sie sich dem berühmten viel angestaunten Ballgast und machte ihm allerlei schmeichelhafte Prophezeiungen. „Schiller nahm dies wohl auf und blieb die ganze Ballnacht hindurch ihr unzertrennlicher Gefährte. Von jetzt an fehlte Schiller jeden Abend an unserem Teetische. Ich dachte es mir gleich, wo er die Abende zubringe und sagte es ihm auf den Kopf zu. Er machte kein Geheimnis daraus, gestand mir sogar zu, daß er sich in allem Ernst um die Hand der schönen Henriette* bewerbe. Da mir die Leichtfertigkeit der Mutter und ihrer Tochter nicht unbekannt war, ließ ich es an Warnungen nicht fehlen; es war vergeblich. Unser Freund war ganz toll und blind verliebt und selbst nachdem ich ihm die Überzeugung verschafft hatte, daß er nicht der Alleinbegünstigte in jener Familie sei, ließ er sich nicht abwendig machen."

* In Minna Körners Bericht sind die Namen falsch angegeben, ich habe sie hier berichtigt.

Manchmal könnte es scheinen, als habe Frau von Arnim Schiller benutzt, andere Bewerber eifersüchtig zu machen, dann gewinnt man wieder den Eindruck, als habe sie ihn — vielleicht als letzte Reserve — unter die ernsten Bewerber gerechnet. Es war ein Auf und Ab, ein nervenpeitschendes Wechseln in diesen Beziehungen, das dem Verliebten Arbeitslust und Stimmung nahm. Es trieb ihn immer ihre Gegenwart aufzusuchen und wenn er Henriette nicht sah, fand er nur Befriedigung in den Briefen, die er ihr schrieb. „Als er sich wieder an unserem Teetisch einfand," erzählt Minna, „und ganz verdrießlich mit dem Ausruf: Habe schon wieder niemand zu Haus gefunden! in das Zimmer trat, gab ich ihm den ihm sehr unerwünschten, ihn jedoch von seiner Leidenschaft keineswegs heilenden Aufschluß, daß Frau von Arnim und ihre Fräulein für ihren Freund Schiller nicht zu Haus seien, weil entweder der splendide Graf Waldstein aus Dux oder der jüdische Bankier — ich glaube Eppsteiner hieß er — die an diesem Abend Begünstigten waren."

Wie dem auch sei, Schiller war so fest in den Banden des schönen, empfindsamen Mädchens, daß die Freunde in ernstliche Besorgnis gerieten und ihm solange zuredeten, bis er sich zu einer Art von Flucht entschloß. Sie rieten ihm einen stilleren Aufenthalt in dem nahegelegenen, wundervoll in Wälder eingebetteten Tharandt zu nehmen und eine spätere, aus literarischen Gründen sehr notwendige Reise nach Weimar vorzubereiten.

Er selbst gestand offen ein, daß ihn die Ungewißheit, ob er auf Erfüllung seiner Wünsche hoffen dürfe oder sie aufzugeben habe, unfähig zu jeder Arbeit mache.

Schiller erkannte die Notwendigkeit an, in der Einsamkeit über sich selbst klar zu werden und, da es noch zu kalt war, in Körners Loschwitzer Weinbergshäuschen zu ziehen, wählte man das behaglichere Tharandt. „Der Koffer wurde gepackt, und um sicher zu sein, daß er nicht etwa auf halbem Wege wieder umkehren möchte, brachten wir ihn selbst nach Tharandt und sorgten dort für ein leidliches Unterkommen. Die ersten Briefe, die er uns von da schrieb, lauteten nicht sehr erbaulich."

So plötzlich geschah die Abreise, daß Huber gar nichts davon wußte, den Freund abends vergeblich in dem gemeinsamen Zimmer erwartete und besorgt um dessen Ausbleiben nicht schlafen konnte. Zwei Tage später schickte er die eingelaufene Post — mit einem Brief Charlottens von Kalb darunter — und etwas Wäsche nach Tharandt in ein Paket zusammengeschnürt, durch einen Sonderling, den Dichter Burmann, der trotz seiner fünfzig Jahre den kraftgenialischen Jüngling spielte und eine Art von komischer Figur im Kreis der Freunde war. Ein Zettel auf dem Paket, der Schillers tiefgesunkenen Humor ein wenig auffrischen sollte, war beigelegt und trug die Worte: „An Dich, Lump, werde ich wirklich keinen halben Bogen ordentliches Papier wenden!"

Als aber sonst keine Besuche mehr kamen, ergreift eine wachsende Mißstimmung den Einsamen bei Schnee und Hagel, er sehnt sich zurück und findet den einzigen Trost im Schaffen und einem regen Briefwechsel mit den Freunden. Charlotte von Kalb schreibt, daß sie einige Monate in Weimar zubringen werde, Körner schickt Bücher, darunter als abschreckendes Beispiel für einen Liebhaber Werthers Leiden und als zarte Anspielung das damals viel gelesene Buch von Laclos „les liaisons dangereuses". Huber wird noch deutlicher. Er verspricht, den „verlorenen Sohn" zu besuchen, aber seine eigenen Arbeiten halten ihn davon ab.

In älteren Briefen blätternd, findet Schiller ein herzliches Gedenkzeichen an einen früheren Landaufenthalt, das er bisher mit gemischten Gefühlen zur Seite gelegt. Es waren gute Worte, die ihm Charlotte von Wolzogen geschrieben, um die alten Beziehungen nicht ganz fallen zu lassen, denn Schiller, der seine Schuld an die mütterliche Freundin noch immer nicht zu tilgen vermocht hatte, empfand bittere Scham und war zu verlegen einen Brief zu schreiben. Der Jugendfreundin in Bauerbach erinnerte er sich nun, denn ein altes überwundenes Leid erscheint oft trostreich einem neuen, noch brennend gegenwärtigen Leid, zur Seite gestellt. Mit wehmütiger Stimmung, aber alter Herzlichkeit antwortet er Char-



Charlotte von Kalb
Ölgemälde von F. Tischbein aus dem Jahre 1785



lotten, nachdem er bisher nur durch Reinwald der Mutter die notwendigsten Bitten um Zahlungsaufschub geschickt.

Doch die wichtigsten Briefe waren ihm jene, die Henriette von Arnim voll Leidenschaft schrieb. Wir besitzen zwei dieser Liebesbriefe, deren einer, am 28. April abgeschickt, das Bekenntnis ihrer Gefühle enthält: „Wenn ich mich für den heutigen Tag recht gut stimmen will, so muß ich gleich am frühen Morgen an Sie schreiben und Ihnen sagen, daß ich immer und unaufhörlich an Sie denke, mich nur mit Ihnen beschäftige. Der Gedanke an Sie ist jetzt der einzige, der mir wichtig ist. Alles andere (und wenn es des Reiches Wohlfahrt beträfe) kann ich nur als Nebensache betrachten. Wenn ich bedenke, wie sehr ich mich verändert finde seit den drei Monaten, daß ich Sie kenne, Sie haben alle meine gefaßten Vorsätze vernichtet. Denn ich hatte mir erst fest vorgenommen, nie wieder zu lieben, nie wieder zu glauben, daß man mich liebe, ich wollte leichtsinnig wie die mehrsten Mannspersonen werden und mich vor allem, was meine Empfindung erregen könnte, hüten und doch ein Heer von Verehrern um mich versammelt halten, wollte einen jeden anhören, aber keinem mehr etwas glauben. Ich hatte mich aber geirrt. Denn ich beurteilte damals alle Männer nach dem Einen, den ich zu gut beurteilt hatte und dachte nicht daran, daß es noch Ausnahmen gäbe. Kaum als ich Sie zweimal gesprochen hatte, so fand ich gar bald, daß ich mich in meiner Rechnung, mein Herz vor Liebe zu bewahren, geirrt hatte. Es ist wahr, ich gestehe, daß ich vordem auch schon geliebt habe, aber bei weitem nicht so als jetzt, denn der Grund bei meiner ersten Liebe wurde durch Eitelkeit auf beiden Seiten gelegt. Ich wurde überrascht und konnte nicht untersuchen, was eigentlich meine Empfindung war. Diese ganze Geschichte sollen Sie ausführlicher aus meinem Munde hören."

Die Liebe, die Schiller nach Hubers Worten „ins Exilium gejagt" hatte, flammte stärker auf, als ihm zur Gewißheit wurde, daß ihn die Angebetete erhöre. Bald erschien Henriettens Bruder in Tharandt und machte den Einsamen aufmerksam, daß billige Reitgelegenheit zu finden sei, die ihm ermögliche, die Damen in

der Stadt oft zu besuchen. Doch Schiller scheut das Urteil der Freunde und den Kostenpunkt. Da entschließen sich die Arnimschen Damen zu einer Landpartie, vielleicht auch zu kürzerem Aufenthalt, einige Frühlingstage zu genießen. Am 2. Mai überreicht Schiller der Geliebten ein Gedicht, aus dem etwas wie Ernüchterung klingt. Es ist nicht mehr von Leidenschaft, es ist von Freundschaft die Rede. Die Beichte des schönen Mädchens scheint seine Gefühle herabgestimmt, geändert zu haben. Das Gedicht beginnt:

„Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug!
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur Schein!
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

Die Verse schließen dann das resignierte Wort ein:

Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben.
Mein Herz allein ist mein Verdienst.

und enden mit einem belanglosen Reim.

Von Seiten Henriettens trübt starke Eifersucht die Beziehungen. Das verliebte Mädchen glaubt in Schillers Worten eine wachsende Neigung zu Charlotte von Kalb zu erkennen, die er nun öfter im Gespräch erwähnt und deren Briefe immer häufiger werden. Henriette fühlt auch, daß die Freunde des Dichters Stimmung gegen sie machen und wo es immer möglich sei ihren Einfluß bekämpfen.

Er schleudert ihr dagegen den Vorwurf ins Gesicht: „Schmeichelt es Ihnen, Empfindungen erweckt zu haben, welche Sie nicht erwidern?“ Und tief demütig antwortet die Beschuldigte dem gequälten Mißtrauischen.

„Das wissen Sie nur zu gut,“ schreibt sie am 5. Mai aus Dresden, „daß Sie bei mir zuerst Liebe erweckt haben und aus

Gefälligkeit taten Sie vielleicht, als wenn Sie auch etwas empfänden, nun aber sind Sie es überdrüssig, Ihre Zeit an ein so armseliges Geschöpf (wie ich in Ihren Augen sein mag) zu verschwenden und wollen nun an Rückzug denken, sind aber doch noch so höflich, mir Ihre Gleichgültigkeit Schuld zu geben.... Muß ich denn aber just nur ein sublimes Geschöpf sein, um Ihre Liebe zu verdienen? Gilt bei Ihnen das für kein Verdienst, was ich mir doch dazu rechne, nämlich Sie über Alles zu lieben? Doch das, denken Sie, ist keine Kunst, aber von Ihnen geliebt zu werden, das will freilich mehr sagen.... Nur das Einzige sagen Sie mir, was für eine Ursache könnte ich haben, Ihnen Liebe zu lügen. Glauben Sie vielleicht, um Sie an den Triumphwagen zu spannen. Diese Vermutung haben Sie schon geäußert. Kurz, wenn Alles, was Sie mir geschrieben haben, Ernst ist, so bin ich überzeugt, daß Sie mich nicht lieben können, sondern daß Sie mich verachten und das habe ich bei Gott nicht verdient." Der Brief stellt noch eine Fahrt der Mutter nach Tharandt in Aussicht und schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl und ruhiger als ich, und bedauern Sie mich zum wenigsten noch — nein nein, ums Himmels willen bedauern Sie mich nicht."

Mit dem feinen Takt, den Schiller für Liebesangelegenheiten in Verwendung brachte, gelang es ihm, leise aber bestimmt die Bande zu lösen. Die Beziehungen werden nicht hart abgebrochen, sondern klingen langsam aus. Henriette schenkte dem Dichter ihr Bildnis „en miniature" und der Briefwechsel setzt sich nach der Trennung noch einige Monate lang fort.

Als verwitwete Gräfin Kunheim schrieb Henriette im Jahr 1842 an Schillers Tochter Emilie: „Ja, ich besitze noch manchen Brief Ihres teuren Vaters als ein heiliges Vermächtnis und Angedenken. Er ist der Reichtum meines Lebens gewesen und sein Porträt hing in Koschenen stets in meinem Zimmer, wie es auch heute noch mein Dresdener Stübchen schmückt. Aber die Welt ist kalt geworden, man liebt nicht mehr, wie wir in unserer Jugend schwärmerisch fühlten und hält für Verirrung schwacher Seelen, was die

Kraft eines reichen Herzens gewesen ist ... Sie werden mich verstehen, liebe Frau von Gleichen, daß ich den Entschluß gefaßt habe, seine Briefe den Flammen zu übergeben, ehe ich sterbe. Sie waren für mich allein und gehören mir allein. Und ich will nicht, daß etwas, was ich für das Beste meines Lebens halte, Schatten auf liebe Menschen wirft. Rauhe Hände sollen zarte Blüten nicht zerreißen."

Henriette starb hochbetagt im Januar 1847. Schillers schmerzvolle Schwärmerei für das schöne, interessante Mädchen war eine seiner tiefgehendsten Erfahrungen und bildet den eigentlichen Anlaß, ihn aus den Armen der Freunde zu reißen und seinem endgültigen Ziel entgegenzuführen.

Ende des zweiten Teils

Dritter Teil: Jahre der Sammlung

Siebenundzwanzigster Abschnitt

Ohne die Liebe nichts klimmt zur glänzenden Pforte des Lebens.
Lucretius

1787

Was die Karlsschule vielleicht am ernstlichsten an Schiller fehlgetan, war, daß sie den warmherzigen, empfindungsseligen Knaben von seiner Familie abgeschnitten, von vertrauterem Umgang mit nahestehender Weiblichkeit, mit Mutter und Schwestern ferngehalten.

Die entstandene Lücke in seinem Wesen hatte er gesucht mit hochgespannten schwärmerischen Knabenfreundschaften auszufüllen. Dadurch, daß seine Adoleszentenjahre des ganz intimen und höheren weiblichen Einflusses entbehrten, war die etwas befremdliche Phase des Burschikosen entstanden, der kraftgenialische Zug eines jungen Mannes, der sich äußerlich rauh benimmt, weil er innigste Scham vor seinen eigenen Empfindungen hegt und deren Zartheit durchaus verbergen möchte.

Doch schon an den heranreifenden Jüngling, der in Stuttgart als Regimentsmedikus sein Wesen treibt, treten frauliche Einflüsse heran. In Bauerbach streift er, dem sie lange gefehlt hatten, die Scheu und das äußerlich polternde, ungenierte Gebahren allmählich ab. Immer begeisterter muß er sich der ungeahnten Süßigkeit, den Offenbarungen der bis dahin kaum geträumten Frauenwelt hingeben.

Er gewinnt reiche und mannigfache Liebeserfahrungen, der jugendliche Schiller, dessen große, nach Verständnis hungernde Augen und dessen helle Stirn, dessen Kindlichkeit und Weisheit auf die Frauen einen großen Zauber übt, so daß er bei den verschiedensten Charakteren alle Arten von Sympathie erfährt von der sanften Wohlgelittenheit bis zum heißesten Begehrtwerden.

Jene Frauenwelt, in die der Jüngling stürmisch trat und viel erfassenden Herzens, jene interessante, an Überraschungen reiche, fortwährend neue Abstufungen bietende Frauenwelt des 18. Jahrhunderts bereicherte den zum Mann heranreifenden Schiller auf

das Großmütigste, wie sie den zum Mann reifenden Goethe ungemein bereichert hatte.

Diese Mädchen, Frauen und Damen eines mäßig wohlhabenden, wohlerzogenen, bescheidenen Adels und einer feingebildeten Bürgerschaft hatten noch nicht modernen Ehrgeiz, sich selbst irgendwie öffentlich geltend zu machen, aber dafür ein emsiges und geduldiges Streben den ihnen Nächsten und Liebsten unentbehrlich zu werden.

Ein liebenswürdig empfindsamer Geist erlaubte dieses Streben auch außerhalb des engen Verwandtenkreises, denn die gebildete Welt machte in gewissem Sinne eine Familie aus. Daher konnte eine Unbefangenheit, Herzlichkeit und Wärme im Verkehr sich entwickeln, wie sie nur durch gewisse fein und unmerklich, aber dennoch unübersteigbar gezogene Grenzen um die Gesellschaft ermöglicht wird.

Während man sich im modernen Leben herzlich wenig um die etwa vorhandene besondere Individualität anderer Menschen zu kümmern Zeit und Lust hat, bildete das Interesse an verschiedenen Charakteren zu Schillers Zeit die unentbehrlichste Würze des Lebens und bei feurig empfindenden Seelen, wie es die seine war, schlug bald — nach seinem eigenen Wort — „der feurige Anteil", den er an Freundinnen nahm, in hellen Liebesflammen auf. Sein Herz kann sich gar nicht genug tun in freudigen Entdeckungen von einem Herzen zum andern, in Bewunderung, Verzückung auf diesem ganz neuen Gebiet des Erfahrens und läßt sich umso lieber hineinreißen, desto mehr sein Dichtertum sich dadurch erquickt, befruchtet und beflügelt fühlen muß.

Sogar wenn die Arbeitslust bei mancher verliebten Stimmung versagt, dauert im Gemüt der Entwicklungsprozeß fort, den das Genie durchmacht, und muß dem Dichter ebenso schmerzlich süß wie heimlich stolz bewußt bleiben.

In holder und spannender Abwechslung durchlebt er mütterlich warme Anteilnahme mit tausend kleinen Verwöhnungen, die dem großen Kind, dem Dichter nach Honigbrot und süßen Äpfeln schmecken.

Herbe schwesterliche Freundschaft wird ihm zu Teil, scharfe, feine Schöngeistigkeit wie jene der Margarete Schwan, die mit reifem Verstand seiner Dichtung begegnet, dann der Reiz von Geheimnis und zauberhafter Lockung, wie sie Henriette von Arnim beim Maskentanz bietet; die Anmut häuslicher Eigenschaften bei Charlotte von Wolzogen, der ersten Lotte, die gleichsam eine Skizze der dritten endgültigen Lotte im Dichterleben bedeutet.

Notwendig für die Vollreife des Mannes muß er mit Frau von Kalb Schmerz und Leidenschaft durchkosten und dann mit Karoline, der Schwester seiner Lotte ein seltsam feierliches, am Scheideweg verschiedenster Gefühlsrichtungen bedeutsam stehendes Verhältnis des Herzens durchleben.

Schiller hat nicht wie kühlere Naturen, ja wie Goethe selbst es manchesmal tat, seine Liebesschicksale bewußt zu seinem Schaffen verwertet. Doch deren Spur ist unverkennbar, nicht als äußerlich hingesetzte Handlung, aber durch die Vertiefung und Bereicherung des Kunstwerks.

In den Räubern ist Amalia noch eine etwas konventionelle, von einem unerfahrenen Jüngling geträumte Figur mehr als ein Geschöpf der Wirklichkeit. Auch die Frauen im Fiesko sind noch lange nicht so zwingend und lebensvoll als die Männergestalten. Doch in Kabale und Liebe, im Don Carlos sind die Vertreterinnen des weiblichen Wesens von wahrhaftem Leben erfüllt, nicht unbarmherzig wahr, wie neuzeitliche Dichter die Frauen manchmal schildern, denn dazu war Schillers unbedingte Ehrfurcht zu groß, aber behutsam zart von einer Wahrheit, die alles Zufällige abgestreift hat und dauernd gilt.

Liebevoll sich wundernd und bewundernd geht Schiller der Frau entgegen. Sie wird ihm namentlich dadurch wert, daß sie ihm dieses für einen Dichter außerordentlich lebhafte Gefühl des Wunderns und Bewunderns immer neu [illegible]. Es kann er sich ergriffen fühlen von der [illegible] [illegible] und Diese Empfindung wird ihm zum wichtig[illegible] [illegible] menschlicher Beziehung.

Da Schiller ein deutscher Mann war mit [illegible] der Kultur-

Zeitalter entwachsen, dessen Frauen wie seine eigene Mutter, wie Frau Rat Goethe vor allem auf häusliche Art liebenswürdig und bezaubernd waren, geht die Sehnsucht des früh dem Kreis mütterlichen Waltens Entrissenen sehr nach der würdigen Hausfrau, nach der behaglich emsigen Gefährtin, die er so gut im Lied von der Glocke preisen sollte. Seine fortwährenden, oft recht naiven Heiratspläne entsprechen diesem Sehnsuchtsideal.

Der im wirklichen Leben leider sehr hilflose Dichter, dem das Junggesellentum immer unbequemer und quälender wird, hat fortwährend Heimweh nach einer Häuslichkeit, wo ihm Alles, was den Geist hemmen muß, von sorglicher Hand erspart würde. Wie sehr viele gutgeartete und vorsichtig erzogene junge Männer macht er zuweilen ganz hausbacken vernünftige Heiratspläne. Er gesteht, daß es ihm leichter fällt, fünf Akte aufzubauen als einen haushälterischen Wochenplan aufzustellen und daß er sich sehnt, in solchen Dingen betreut zu werden.

Aber da kommt mancherlei dazwischen von außen und innen.

Schiller wächst über den einfach deutschen Mann seiner Zeit und dessen engumgrenztes Ideal hinaus, er muß Weltbürger und Weltdichter werden, er muß in Frauenherzen blicken, die um sich her die Welt bewegen können, nicht nur sanft und häuslich zu walten verstehen.

Heftig ziehen ihn die gegensätzlichsten Charaktere an. Er fühlt seinen eigenen Einfluß und namentlich das Bewußtsein, in was für höhere Kreise er einen bedeutenden Frauencharakter erheben kann, wirkt auf ihn selbst zurück und hilft ihm zum Verständnis wie zur weiteren Erziehung seiner selbst.

Die Lehre der Liebe, unerläßlich für einen bedeutenden Menschen und gerade für die Größten in viele Fächer zerfallend, die mit Herzenspein studiert werden müssen, konnte Schiller nicht erspart bleiben. Er wächst und weitet sich in seinem Innern bei dieser strengen, oft furchtbaren Lehre. Denn Erlebnisse, die für andere junge Menschen belanglos und schnell vergessen sind, erscheinen in seinem Gemüt auf das heftigste gesteigert, nehmen den ganzen Menschen mit und arbeiten ihn durch.

Da Schiller soviel Herz besitzt, geht er verschwenderisch damit um, und jede Liebesenttäuschung, jeder Abschied ist ein durchwühlendes Leid. Seine meist prosaischen Schwierigkeiten der Ehe gegenüber, die scheinbar aussichtslos armselige Lage, dieses dürftige Motiv wird in seiner Phantasie groß und mächtig stilisiert wie ein gewaltiges Liebeshindernis.

So wurde Kabale und Liebe gedichtet. Doch über die Liebesverzweiflung, das ohnmächtige Anrennen gegen die Unmöglichkeit glücklicher Verbindung hinaus ragend erscheint das Liebesmotiv im Don Carlos, dem Werk, das der Reifende zur Zeit seiner heftigsten und tiefgehendsten Liebeskämpfe schuf.

Hier wächst der Mann über den Jüngling unwiderstehlich hinaus, obwohl noch die ganze Glut und naive Empfindungsherrlichkeit der Jugend das Drama durchflammt.

Freundschaft und große Menschenliebe heilen den Liebesschmerz, aber das Gemüt muß ihn durchgemacht haben, ehe es sich zu den anderen Gefühlen durchringen kann, die Sinne mußten sich heiß und voll an der Schönheit entzünden.

Unbewußt stellt Schiller, seine Leidenschaften und Schwärmereien immer edler läuternd, im Don Carlos ein ähnliches Gleichnis auf, wie Platon in seinem berühmten Sinnbild.

Nicht ohne sinnlich entzückt zu sein, kann sich ein Herz zur absoluten Schönheit emporschwingen, aber dieses sinnliche Entzücken, das irdischer Liebreiz gewährt, muß, sich überwunden gebend, eine Steigerung erfahren bei dem Entzücken vor geistigen Schönheitswerten und endlich, von irdischer Schwere befreit, einmünden in das höchste, hingebendste und selbstvergessendste aller Liebesgefühle.

Achtundzwanzigster Abschnitt

Ein Freund, der sich mit mir ergeht,
Ein Fürst, der die Talente schätzt,
Sie haben beide mir gefehlt. Goethe

1787 Wie seiner Zeit Frau von Wolzogen in Bauerbach Schillers Abreise zu seinem Besten für dringend notwendig gehalten hatte, so drangen jetzt Körner, Minna und Huber darauf, daß der Dichter neue Eindrücke, neue Menschen, neue Gegenden auf sich wirken lasse.

Don Carlos war vollendet, historische Studien öffneten weite Ausblicke, mit Begeisterung schaute der Sinnende in das vielgestaltige Reich der Vergangenheit, sobald sich das Herz nicht allzutief im Garten der Empfindsamkeit verirrte. Und vor diesem Irrpfad suchte Körner den Freund zu bewahren.

An äußerem Anstoß fehlte es nicht. Charlotte von Kalb, die nun in Thüringen auf dem Land lebte, gedachte einige Monate in Weimar zuzubringen und drängte auf ein Wiedersehen; der anerkannteste unter Deutschlands Theaterdirektoren Friedrich Ludwig Schröder hatte auf das Schmeichelhafteste an Schiller geschrieben und wollte ihn an sein Theater in Hamburg ziehen. Es wurde also mit wichtiger Umständlichkeit eine Reise geplant nach Weimar und dem Norden, von wo aus Schiller in sein Standquartier nach Dresden zurückkehren sollte.

Zunächst galt es die Geldfrage zu erledigen, die für Schiller immer noch die wundeste Stelle war. Mit verschiedenen Regiewinken geht Don Carlos an Schröder nach Hamburg. „Ich werde in zwei oder drei Wochen eine Reise antreten“, schreibt der Dichter am 13. Juni „welche mit Hamburg beschließen soll. Ein neues Stück bringe ich Ihnen mit. Nun zu einem sehr prosaischen Artikel. Könnten Sie mir, ehe ich abreise noch Geld schicken, so würde mir das sehr willkommen sein. Ich brauche es zur Reise und denke, daß es mir lächerlich stehen würde über diesen Punkt gegen sie zurückzuhalten.“

Am 4. Juli quittiert er Schröder über 21 Louisd'or und berichtet,

daß er nun nach Weimar gehen wolle, dort einige Monate zuzubringen. Für weitere Mittel sorgten auf das freundschaftlichste Körner und Göschen. Der Verleger handelte nach den Worten, unter denen Schiller seine Forderungen gestellt: „Freundschaft und Schachern sind heterogene Dinge".

Am 19. Juli machte er mit den Dresdner Freunden den letzten Spaziergang in den Loschwitzer Wald, am 20. fuhr er über Leipzig, wo er Göschen besuchte, nach Thüringen.

An einen wirklichen Abschied war nicht gedacht, man reichte sich die Hände mit dem Wunsch auf ein Wiedersehen im Herbst. Als der Reisende Naumburg erreichte, erfuhr er, daß Karl August eine Stunde vor seiner Ankunft die Stadt verlassen habe auf dem Wege nach Potsdam. „Was hätte ich nicht um diesen glücklichen Zufall gegeben" (ihn noch anzutreffen) sagte Schiller in seinem Reisebericht an Körner.

Die Freunde in Dresden feierten sein Gedächtnis bei wehmütig heiterem Mahl im Wald an derselben Stelle, an der sie ihm zuletzt die Hand zum Abschied gedrückt. „Wir lagerten auf demselben Fleck, wo wir am Donnerstag mit Schiller gesessen, stimmten ein Lied von Claudius an und wurden sehr heiter. Körner brachte die Gesundheit des Abgereisten aus. Keiner von uns ahnte, daß wir ihn für immer verloren hatten," schrieb Minna in späterer Zeit und Huber spielte in einem Brief über Göthes Tasso nach drei Jahren auf Schiller an mit dem tief empfundenen Wort: „Tasso lebt zwiefach für uns, in Rousseau und in noch Jemand, dessen Bild seit seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblick an, da Tasso nach Rom will"*.

Wenn Schiller den Dresdener Aufenthalt in Erinnerung vorüberziehen ließ, um ihn zu werten, mögen ihn Gefühle des Dankes, aber auch solche der Enttäuschung erfaßt haben. Des Dankes gegen die Freunde, die es ihm ermöglichten sein größtes heißgeliebtes Werk, den Don Carlos zu vollenden, der Enttäuschung, daß ihm

* An Körner 1790.



auch Dresden keine dauernde Aussicht geboten und daß wieder Verwicklungen des Herzens störend in die Bahn eingriffen, die er sich gewählt.

Bei der Arbeit am Don Carlos — der seinem Herzen nahe wie ein Mädchen stand — hat sich Schiller zur Form durchgerungen, bei jedem Überarbeiten wird die Linie fester, die Forderung nach Maß und Geschmack wurde für ihn nach langen Gesprächen mit Körner zum unüberwindlichen Gebot. Ein Denkmal dieser seltenen und großen Freundschaft ragt das seltene und große Werk auf und beweist, wie sehr Freundschaft im Ringen nach Harmonie unentbehrlich ist.

„Wir waren Brüder, Brüder durch ein edler Band, als die Natur es schmiedet" sagt Carlos von sich und Posa. „Wir sind Brüder durch Wahl mehr, als wir es durch Geburt sein könnten" schreibt Schiller an Körner.

Unvergeßlich haftete der Maiabend in seinem Gedächtnis, an dem er den Freunden die letzten Szenen seines Werkes vorgelesen. Im Juni, kurz vor der Abreise konnte er das erste Exemplar in Körners Hände legen. Sein Titel lautete einfach: „Dom Carlos, Infant von Spanien von Friedrich Schiller."

Am Abend des 21. Juli 1787 langte Schiller in Weimar an und stieg im Gasthof zum Erbprinzen ab, der heute noch unter demselben Namen geführt wird. Kaum vom Staub der Reise befreit, eilte er zu Charlotte von Kalb. „Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß es mir unmöglich fällt, es Euch (Körners) zu beschreiben... Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen: so einheimisch war mir Alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerissene Faden unseres Umgangs wieder an."

Auch der nächste Tag war ausschließlich der verehrten Frau gewidmet. Doch Weimars geselliges, intim bewegtes Leben zeigte sich schon in Charlottens Salon. Schiller lernte verschiedene Menschen kennen, darunter Frau von Imhof, die Schwester der Frau

von Stein. Man sprach über die eigenartigen Zustände von Hof und Stadt, wie über das, was Schiller zu erwarten habe. Und trotz der Freundlichkeit, mit der man ihn aufnahm, fühlte er, daß der Ton von Weimars Gesellschaft kritisierend war, mehr abweisend als entgegenkommend.

Von dem heiteren Musensitz, der in ganz Deutschland für den idealsten Aufenthalt der Literaten galt, erhoffte er viel. Die losen Beziehungen, die ihn durch seinen Ratstitel mit dem Hof verknüpften, sollten den Ausgangspunkt für eine innigere Verbindung bilden, damit endlich ein „Etablissement" zu Stand käme, das ihn von äußeren Sorgen und von der Mißachtung des Elternhauses befreien würde.

Es war zu hoffen auf nähere Beziehungen mit seinem Herzog, ferner auf eine vertrautere Verbindung mit seinem Landsmann Wieland, denn jetzt erst hatte ihn der vielgelesene und beliebte Mann zur Mitarbeiterschaft am teutschen Merkur aufgefordert. Auf diese Einladung hin konnte Schiller erwarten, besseren Ertrag aus seinen Schriften zu ziehen.

Die literarische Stellung Wielands war von Bedeutung und jede Förderung durch ihn konnte von großer Wichtigkeit werden. Der Herausgeber des Merkur war ein gefälliger Unterhalter der vornehmen und gebildeten Kreise. Er verkörperte in seiner Person, was man zierlich und treffend „anmutige Gelehrsamkeit" nannte, und gewann dem vaterländischen Schrifttum die ersten Anhänger in den höfisch galanten Zirkeln, da er mit Geschick den leichten, freien Ton französischer und englischer Modeschriftsteller einführte. Keiner der deutschen Dichter ist so charakteristisch für das eigentliche Wesen des 18. Jahrhunderts, als Wieland. Denn ob er Götter, Griechen oder Ritter mit seinen eleganten Versen drapiert, es sind Gestalten mit der Weltanschauung und dem Benehmen des Rokoko, wie es in Deutschland durch den reizvollen Zopfstil zum Ausdruck kommt. Indem er die Sinnenlust und den Weltverstand in seinen Dichtungen über Schärmerei und Andacht triumphieren ließ, schied er vom Pathos Klopstocks und gab durch die Wahl graziös leichter

Stoffe, die er entsprechend behandelte, der Sprache eine Geschmeidigkeit, die sie vorher nicht besessen.

Schon am zweiten Tag nach seiner Ankunft meldet sich Schiller bei dem Literaturgewaltigen an: „Vorgestern traf ich hier ein, aber die Betäubung meines Kopfes von einigen schlaflosen Nächten untersagte mir diesen Genuß bis heute. Nicht gern wollte ich eine Freude nur halb empfinden, die ich mir schon so lange aufgespart hatte. Lassen Sie mich durch den Überbringer erfahren, zu welcher Stunde dieses Nachmittags ich Ihnen nicht ungelegen komme." Er fühlt sich verlegen, denjenigen zu kennen „von dessen guter Meinung und Liebe die besten Freuden des zukünftigen Lebens ... abhängen sollen".

In einem kleinen niedrigen, mit Büchern vollgestopften Zimmer, vor der Büste Voltaires fand er den berühmten Mann: „Sein Äußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesicht gesucht — doch gewinnt er sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm."

Die Unterhaltung verbreitete sich über mancherlei Dinge, wobei Wieland viel Alltägliches sagte. „Hätte mir nicht seine Person, die ich beobachtete, zu tun gegeben, ich hätte oft lange Weile fühlen können," schrieb Schiller, im übrigen aber lebhaft befriedigt von seinem Besuch.

Durch Frau von Kalb wurde er einen Tag später bei Herder eingeführt, dem weimarischen Antipoden Wielands. „Ich komme von Herder. Wenn Ihr sein Bild bei Graff gesehen habt, so könnt Ihr ihn euch recht gut vorstellen, nur daß in dem Gemälde zuviel leichte Freundlichkeit, in seinem Gesicht mehr Ernst ist. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. Wir haben erstaunlich viel über diesen gesprochen ... auch über politische und philosophische Materien Einiges, über Weimar und seine Menschen, über Schubart und den Herzog von Württemberg.



Anna Amalia Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach
Nach dem Original im Großh. Wittums-Palais



über meine Geschichte mit diesem. Er haßt ihn mit Tyrannenhaß. Ich muß ihm erstaunlich fremd sein, denn er fragt mich, ob ich verheiratet wäre. Überhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat selbst nichts von mir gelesen."

Nicht lange sollte es dauern, bis Schiller eine Einladung der Herzogin Anna Amalia erhielt, um ihr im Tiefurter Schlößchen vorgestellt zu werden. An einem heißen Sommernachmittag fuhr er mit Wieland den waldigen Weg durch das „Webicht" und wurde unterwegs von dem erfahrenen Mann über den Ton und das einfache Zeremoniell des Hofes belehrt.

Hier kam die weltmännische Erziehung der hohen Karlsschule dem Dichter zu gut. Charlotte von Kalb, die gewissermaßen Verantwortung für sein äußeres Auftreten übernommen hatte, versicherte ihm vor der Fahrt, „daß er es überall mit seinen Manieren wagen dürfe".

In Tiefurt war jede Feierlichkeit ausgeschaltet. Wer in Anna Amalias Bereich eintrat, las über dem Parktor die Worte:

Hier wohnt die Stille des Herzens. Goldene Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel.
Hörbar waltet am Quell der leise Fittich
Segnender Geister.

Schiller stand vor der Freundin „schöner Wissenschaften". Die Verlegenheit des Vorstellens verging rasch und der Dichter schritt an Seite der Herzogin durch den Park. Voll frohen Stolzes zeigte sie ihm ihre Schöpfung.

Dem stillen Frieden und der abgeschlossenen Reife, die über Menschen und Dingen lagen, war der Dichter des Don Carlos noch nicht gewachsen. Im Werden begriffen, von äußeren Sorgen bedrängt und den Sturm widerstreitendster Gefühle im Herzen tritt er den Abgeklärten gegenüber. Er ist ihnen fremd, aber sie betrachten ihn mit liebevollem, förderndem Interesse, während er selbst eher abgestoßen wird von ihrem Aufgehen in äußerlichen Dingen, die er noch für belanglos hält.

Anna Amalia war gerade in dieser Zeit zu der Weisheit letztem Schluß gekommen, den Voltaire verkündet und den sich mancher Rokokopotentat zu Herzen nahm in einer Weise, die gerade vor dem großen Zusammenbruch etwas seltsam Pathetisches hat. Die Weisheit lautete: „il faut cultiver son jardin“.

Ihre Boskette und zierlich geführten Gartenwege, die neu eingeführten fremden Pflanzen, die sie einzubürgern sucht, interessieren die hohe Frau, die von manch jugendlichem Enthusiasmus zurückgekommen war, augenblicklich mehr als der neuangekommene fremde Dichter, der nun in Weimar Wurzel fassen möchte.

Schiller fühlt dieses Fernsein und ist enttäuscht, ja bedrückt, trotz der vornehmen natürlichen Freundlichkeit, die ihm zuteil wird.

Da er sich am liebsten in der Ideenwelt bewegt und Verständnis für Amalias Schöpfung, den Park weder findet noch zu heucheln vermag, fällt ihm die Unterhaltung schwer und sein Urteil wird der Herzogin nicht gerecht.

So faßt er seine Eindrücke in die scharfen Worte: „Wir waren zwei Stunden dort. Es wurde Tee gegeben und von allem möglichen viel schales Zeug geschwatzt. Ich ging dann mit der Herzogin im Garten spazieren.... Gegen Abend empfahlen wir uns und wurden mit Herrschaftspferden nach Hause gefahren. Wieland, der keine Gelegenheit vorbeiläßt, mir etwas angenehmes anzukündigen, sagte mir, daß ich sie (die Herzogin) erobert hätte. Und wirklich fand ich dies in der Art, wie sie mich behandelt hatte. Ihre Hofdame, ein verwachsenes und mokantes Geschöpf [Fräulein von Göchhausen], der ich einige Aufmerksamkeit bewies, war so galant, mich mit einer Rose zu regalieren, die sie im Garten für mich suchte.... Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst borniert; nichts interessiert sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt. Diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dgl. hat.“

Hier sind zwei Ausdrücke verwendet, die im Lauf der Zeit ihre Bedeutung wechselten. „Borniert“ ist noch im wörtlichsten Sinne zu

verstehen, als eng umgrenzt, unzugänglich für weitere Ideen und „Sinnlichkeit“ umfaßt alles Augenfällige, Hörbare und mit Händen zu Greifende im Gegensatz zur philosophischen Spekulation.

Die beiden Menschen gehen sich nicht zu Herzen, ebensowenig wie Goethe und Schiller sich anfangs zu Herzen gehen können.

Der jugendliche Goethe hatte ein ganz anderes Weimar vorgefunden, als es der jugendliche Schiller trifft.

Jenes Welken und Sichresignieren und Müdewerden, das besonders in der Gesellschaft einer kleinen Stadt sehr fühlbar wird, gibt von Anbeginn dem Aufenthalt eine Note von Melancholie.

Freilich hat Schiller weder die materielle Möglichkeit noch den guten Mut, mit dem Goethe einst in jungen Tagen sprühendes Leben nach dem kleinen Thüringer Hof brachte. Die Sorge hat ihn schon zu blaß gemacht, die Notwendigkeit, mit aller Kraft um ein sehr bescheidenes Brot arbeiten zu müssen, entzieht ihn vielfach der Geselligkeit oder macht sie nur quälend und störend für das außerordentlich Angespannte in seinem Wesen.

Er hat fast wie ein moderner Mensch wenig Zeit.

Jenes behagliche Ausreifen, das Goethe in Anna Amalias Umgebung genossen, jenes Eindringen bis in die kleinsten Dinge mit fröhlichem Forschersinn soll ihm nicht gegönnt sein. Nach zehnstündigem Arbeiten an irgend einem trockenen Stoff, geht zuviel Spannkraft verloren.

Zwei Tage nach der ersten Begegnung mit Anna Amalia folgte schon eine Einladung nach Tiefurt zum Souper mit Charlotte von Kalb. „Das Souper war, im Geschmack des Ganzen, einfach und ländlich, aber auch ganz ohne Zwang.“

In grellem Gegensatz zu der früheren Ungebundenheit, zu dem freien Umherschweifen in der Geselligkeit von Leipzig und Dresden nimmt den herzoglichen Rat das weimarische Leben mit den heiklen Fesseln der Etikette gefangen. Als solcher hat er offizielle Besuche zu machen, wird im Klub aufgenommen und muß ertragen lernen, mit gleichgültigen Menschen höflich zu verkehren. Davon flüchtet er zu Wieland, der sein Vertrauen gewinnt und zu

Charlotte. „Kannst du mir glauben, lieber Körner“, schreibt er, „daß es mir schwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann dir nicht einmal sagen, warum? Unser Verhältnis ist, wenn du diesen Ausdruck verstehen kannst, ist wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avanciert, weil die Vernunft zu langsam dahingelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotte und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also notwendig alle Epochen des Fanatismus, Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlottens Gemüt ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen.“

Aus dieser etwas unbarmherzigen Zergliederung wird es klar, daß Charlotte den Dichter inbrünstig liebt und daß er ihrer Liebe nur mit einer zärtlichen Dankbarkeit begegnet, die freilich in Augenblicken auch bis zu ähnlichem sehnendem Feuer ihrer Liebesflamme entgegenlodert.

Beide machten aus ihren Beziehungen kein Hehl und die Gesellschaft, die wohl manche Bemerkung darüber austauschte, war frei und tolerant genug, den Dichter und seine Freundin ungestört gewähren zu lassen. Man lud beide meist gemeinsam ein, sogar Anna Amalia setzte sie gelegentlich nebeneinander. „Charlotte gewann eine Seelenheiterkeit,“ erzählt Frau von Imhoff, „die bis zum Mutwillen ging und ihre Lebhaftigkeit ergriff auch den Dichter,

der sich von neuem unter den Strahlen ihres Geistes warm werden und zu frischem Frühlingsleben erwachen fühlte."

Am 28. August feierten Schiller und Charlotte bei einem von Knebel gegebenen Fest in Goethes Garten dessen Geburtstag. Man gedachte begeistert des Fernen, immer Entbehrten. Außer Knebel sah er Charlotte von Stein, Corona Schröter, die geniale, schöne Schauspielerin, Herrn von Einsiedel und manchen andern aus Goethes Kreis.

Hier fühlte Schiller lebendig das Gewaltige dieser Persönlichkeit. Er selbst brachte die Gesundheit des Abwesenden in Rheinwein aus. „Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt," urteilt er. „Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihnen seine ganze hiesige Sekte."

Karl August und Goethe, die beiden wichtigsten Persönlichkeiten, auf die Schiller gerechnet hatte, waren abwesend. Der Herzog kam nur auf wenige Tage in sein Land und konnte dem Dichter die nachgesuchte Audienz nicht gewähren, da er von andern Geschäften in Anspruch genommen war. Goethe aber wollte, als er endlich im Frühjahr 1788 von Italien wieder nach Weimar zurückkam, nichts von einer Bekanntschaft wissen, obwohl er Schiller später monatelang täglich sehen mußte, da er nur drei Häuser von ihm entfernt am Frauenplan wohnte. Dorthin war er gezogen, als ihm seine erste Wohnung an der Esplanade (der heutigen Schillerstraße) zu teuer geworden.

Es war eine herbe Enttäuschung, daß gerade die Pforten jenes Hauses geschlossen blieben, von dem er sich die höchste Förderung, den reinsten Genuß erwartet hatte. Goethe selbst spricht in den biographischen Einzelheiten von seiner Verstimmung über die lauten Erfolge der Räuber und geht so weit, daß er gesteht, wenn sich Deutschland derartigen Werken gefangen gebe, müsse seine eigene große Lebensarbeit vergebens sein. Er müsse dann zu Dichten

aufhören. Goethe fährt fort: „Ich vermied Schiller, der sich in Weimar aufhaltend in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort."

In jenen Tagen sollte Goethe den Tasso zu Ende führen. Schiller aber schrieb den „Geisterseher" und arbeitete sich in sein neues Fach, die Geschichte, ein, indem er — an seine Vorarbeiten zu Don Carlos knüpfend — die Geschichte des Abfalls der Niederlande zu schreiben begann, eine auf anstrengendes Quellenstudium gebaute, äußerst sorgfältige Arbeit, in die er sich so ernst vertiefte, daß er sich kaum die geringste Erholung, kaum Zeit zu essen gönnte und zu schlafen.

Es entstand sein größtes kulturphilosophisches Lehrgedicht „Die Künstler", das seine Weltanschauung in Harfentönen erklingen ließ, jene Weltanschauung, die bei dem Vielgewanderten, dessen Herz und Sinne auch viel auf der Wanderschaft bewegt worden, sich nun herrlich zu klären begann. Gleich Goethe pries er als höchstes Erleben im Erdendasein das Künstlertum. Dann aber kehrte er zu den ermüdenden historischen Studien zurück und sein oft übertriebener Eifer rächte sich durch eine tief mißmutige Seelenstimmung.

Neunundzwanzigster Abschnitt

Es gibt keine wahre Liebe ohne Begeisterung und keine Begeisterung ohne Ursache, mag sie wirklich oder eingebildet sein. Rousseau

„Von meiner guten Stimmung zum Arbeiten ist dir etwas vorgelogen worden. Ich werde hier keine vernünftige Zeile machen." So gedrückt schreibt Schiller am 9. August von Weimar an Huber und seine Freunde beratschlagten wohl sorgenvoll, was weiter werden sollte. 1787

Vor einem Mann, wie Schiller, lagen damals nur drei Möglichkeiten, ein gesichertes Auskommen zu finden.

Die erste war, durch eine Fülle von Schriften und eine gut gehende Zeitschrift sich regelmäßige Einkünfte zu verschaffen. Sie schlug dem Dichter fehl trotz eines zahlreichen Publikums, das für ihn schwärmte. Der Absatz seiner Thalia enttäuschte ihn von Heft zu Heft und Vieles hinderte an jener Regelmäßigkeit des Schaffens, die eine Vorbedingung finanzieller Erfolge ist.

Die zweite Möglichkeit eines gesicherten Daseins konnte ein fürstlicher Mäzen gewähren, dessen Mittel ausreichten, seine Freude an der Dichtkunst praktisch zu beweisen. Die allgemeinen politischen Verhältnisse und die besonderen des Weimarischen Hofes schienen aber solcher Möglichkeit ungünstig. Der Herzog ging in ausländische Kriegsdienste, vereinte also seine Interessen auf eine ganz andere Richtung und die wenigen Mittel, die dem Hof für schöne Künste zur Verfügung blieben, waren in festen Händen und wurden eifrig bewacht von denen, die Nutzen daraus zogen. Eindringlinge betrachtete man mit bösen Augen. „Von rheinländischer Liberalität und schwäbischer Herzlichkeit war wenig zu finden" schrieb später Karoline von Wolzogen. Im Hause der Herzogin Amalia, wo man sonst jede neue Erscheinung freundlich begrüßte, war man mit Zurüstungen zur italienischen Reise beschäftigt und vermied dadurch, die in Tiefurt geknüpften Beziehungen weiter zu spinnen.

„Der Herzog, viel abwesend, scheint damals keinen besonderen Anteil an Schiller bezeigt zu haben . . . die vorzüglichen Geister

übten so großen Einfluß, daß überall Literatur Gegenstand der Unterhaltung war; aber im Grunde ward mehr darüber geschwatzt, als gedacht und das eigentliche Leben, dessen Schiller bedurfte, um sich zu entfalten, fehlte ihm *."

Der dritte Weg, zu behaglich förderndem Auskommen zu gelangen, wohl der gangbarste, zeigte sich in einer guten Heirat. Und auf diesen machten die Freunde immer wieder aufmerksam. Sie scheinen sich sehr bemüht zu haben, ihn solcher Lösung geneigt zu machen, die Angenehmes und Nützliches vereinen sollte und zitterten vor einer neuen unglücklichen Leidenschaft, die nur Schaden bringen konnte. So wurde von dem eifrig besorgten Dresdener Kreis in Weimar für ihn eine Frau gesucht. Zart entsagungsvoll beschäftigte sich Charlotte von Kalb mit solchen Entwürfen für ihren Freund, korrespondierte mit Körner über diese Frage und betrachtete mit kritischen Blicken Weimars junge Mädchenwelt.

Die Auffassung der Zeit setzte Vernichtung früherer zarter Beziehungen durch die Ehe nur selten voraus. Ein überschwänglicher Reichtum an Gefühl ließ die geachtete und berechtigte Stellung der Seelenfreundin in vielen Fällen bestehen, namentlich wenn die Gattin nach Bildung und Stand nicht mit ihr in Wettbewerb zu treten vermochte.

Ob Vater Wieland der Verbindung zwischen Schiller und einer seiner Töchter günstig gesinnt war und ob Charlotte von Kalb durch Frau Reinhold, die ihr befreundete Tochter des Dichters diesem Plan sich geneigt zeigte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls brachte sie Schiller in Beziehungen zu Karoline, der Tochter des Geheimen Referendarius J. Christoph Schmidt, mit der die Familie Körner eine Verbindung für sehr angemessen hielt.

Schmidt war ein vermögender Mann, dem der große Garten neben Goethes Garten gehörte. Als Vetter und Jugendfreund Klopstocks stand er mit der Literatur in Beziehungen.

Schon im August schildert Schiller ohne hingerissen zu sein

---

* Karoline von Wolzogen.





Christophine Reinwald, geb. Schiller
Nach dem Gemälde von Ludowika Simanowitz



das ihm von den Freunden zugedachte Mädchen*: „Euere Mlle Schmidt habe ich vor zehn oder zwölf Tagen bei einem Konzerte kennen lernen. Es ist eine kostbare Demoiselle, gegen die ich nie etwas fühlen könnte. Ihre Schönheit besteht in einem ungemein weißen und feinen Teint und überaus schönen lichtblonden Haaren ... aber ihre Züge taugen wenig und würden ohne diese Gesichtsfarbe und Haare schwerlich bemerkt werden. Gegen mich war sie sehr aufmerksam und artig; überhaupt mag sie es wohl leiden können, bewundert zu werden. Man hält sie hier für eine gute Partie, aber ihre Gefühle in der Liebe stehen unter dem eisernen Szepter der Vernunft."

So oft sich ein derartiger Plan für Schiller zu gestalten scheint, vermag er es nicht über sich zu gewinnen, aus dem versuchenden Spiel Ernst zu machen und auch diesmal zieht er sich rasch aus dem geselligen Leben zurück und spinnt sich ein in den Liebestraum mit der klugen, leidenschaftlichen Charlotte, der Frau, die seine Arbeitskraft fördert und ihm trotz mancher stürmisch verlebter Stunde ein Gefühl der Geborgenheit gibt.

In der kleinen Stadt, deren „bevorzugte Geister" intim wie eine Familie zu leben gewöhnt sind und sich mit besonderer Freude und besonderem Nachdruck, einer in die Angelegenheiten des anderen mischen, um sie interessant zu gestalten, d. h. womöglich noch mehr zu verwirren, fällt das Ausschließende dieser Freundschaft nun unangenehm auf: „Weil ich die hiesigen Tee-Assembléen nie besuchte, so legte man es Charlotten als einen Despotismus über mich aus," schreibt Schiller mit leichtem Spott über die Wichtigkeit, die man solchen Kleinigkeiten beizulegen schien.

Als er nach Weimar gekommen war, fühlte er sich herzenswund. Charlotte von Kalb, eine für ihre Zeit durchaus moderne Frau, war ebenfalls herzenswund. Denn ein konventioneller Typus des plumpen Lebemannes aus kleinem deutschen Adel, wie ihn ihr Gatte verkörperte, konnte sie nicht befriedigen, sie fühlte sich innerlich verein-

* An Körner, 10. Aug. 1787.

samt. Es lag nahe, daß die beiden feurig empfindenden Naturen einander zu trösten suchten.

Immer wählerischer wird der Dichter mit seinen weiblichen Idealen. Er fühlt, daß wirkliche Vornehmheit ihm allein nottut. Und er genießt sie wie einen süßen Duft, in dessen Atmosphäre er sich die beste Freiheit erwirbt, jene, die Selbstbeherrschung voraussetzt.

Charlotte von Kalb war nicht so bedeutend an Geist wie Frau von Stein, allein auch sie eignete sich durch manche besondere Eigenschaft zur Dichterfreundin.

Etwas sonderbar stand sie zwar zu Schiller, wie sich ihr winziges zierliches Persönchen etwas seltsam zu dem nunmehr unzertrennlich von ihr auftretenden langen und hageren Dichter ausnahm. Sie trug wohl in den Tagen der blühenden Freundschaft noch Rokokogewänder und die hochaufgetürmte Frisur der ersten Bilder, auf denen wir sie kennen lernen und erlebte dann die große Modeumwandlung. Sie legte die weichwellige, natürliche Lockentracht an und das knappe, sogenannt natürliche an die Körperformen sich anschmiegende Kleid der empfindsamen Dame.

Wie vollzog sich überhaupt diese so energisch durchgeführte Änderung der Tracht? Auf Spielkarten der Zeit sind in hübschen Kupferstichen Damen und kleine Mädchen bereits in den Kostümen der empfindsamen Zeit dargestellt, aber die Puppen, mit denen die letzteren spielen, haben das Rokokokostüm. In der Puppenmode hatte man also noch nicht Zeit gehabt, dem Umschwung zu folgen.

Man kann sich vorstellen, daß Charlotte von Kalb eine der ersten Damen war, die das Neue mitmachte. In ihrem später geschriebenen Roman „Cornelia" sollte sie sich über die Rokokomode lustig machen und der freien Natürlichkeit mit begeisterter Rührung das Wort reden. Sie brachte jedenfalls der Dichtung und dem idealen Sinn ihrer Zeit, mochte sie beides richtig verstehen oder nicht, warmen von Herzen kommenden Anteil entgegen.

Schiller konnte sich bei ihr aussprechen, ohne auf vorgefaßte Meinungen oder kühle Gleichgültigkeit zu stoßen. Seine Wärme

war hier willkommen und anerkannt. Die Freundin schenkte ihm manches, das namentlich die enttäuschungsreiche Anfangszeit in Weimar besser ertragen ließ.

Unter dem Einfluß Charlottens, die gleichsam für seinen gesellschaftlichen Erfolg verantwortlich war, geht eine vorteilhafte äußere Veränderung mit dem Dichter vor.

Er tritt von nun an, wenn auch nicht stutzerhaft, so doch modisch gekleidet auf und ein Diener sorgt für sein „Adjustement", wie es das Kostüm der Zeit erfordert. Über der Stirn scheinen sich allerdings immer einige Löckchen eigenmächtig zu kräuseln. Sie gehen nun von einem etwas fuchsigen Rotblond in angenehmere Farbe über (die noch erhaltenen Haarlocken beweisen es) und stehen gut zu dem offenen Blick der leuchtend blauen Augen, zu der hellen Stirn, die von gewaltiger Gedankenarbeit immer mehr gehoben sich nun erhaben und gebieterisch wölben will.

Kleine Ausflüge, oft mit Charlotte unternommen, nach Erfurt und Jena, wo sich Beziehungen zu Professor Reinhold anknüpfen, bringen Abwechslung in den Sommer.

Die Bekanntschaft mit Goethes Freund, dem geschäftskundigen Rat Voigt und mit dem gewandten Unternehmer Bertuch verspricht manches Nützliche und wird deshalb trotz schwerwiegender Widersprüche in vielen Ansichten durch regelmäßige Besuche gepflegt.

Friedrich Justin Bertuch, der erste deutsche Übersetzer des Don Quixote war Karl Augusts Geheimsekretär. Außerdem beschäftigte er sich stets mit Gründungen und Projekten auf literarischem Gebiet und hatte wenige Jahre vorher die Jenaische allgemeine Literaturzeitung ins Leben gerufen sowie Deutschlands erste Modezeitung „Das Journal des Luxus und der Moden", dessen erster Jahrgang nun Schiller bei Charlotte von Kalb durchblätterte. Bertuch lud den Dichter im Klub zum Essen ein und verwickelte ihn in eine interessante Diskussion über seine Pläne.

So gewinnt Schiller nach und nach ein festes und besseres Verhältnis zu Weimar und seinen Menschen. Er findet, daß die neue Umgebung mehr bildend als belebend auf ihn wirke und richtet sich danach.

Tags zweimal geht er zu Charlotte und nach seinen Besuchen schlendert er träumend am „Stern“ im Park spazieren. Ab und zu zeigt er sich bei seinen Bekannten unter den Herren, wo von Literatur, Politik und sonstigen Tagesfragen gesprochen wird. Die Jesuitengefahr und der Magnetismus standen damals im Vordergrund des Interesses. Schon wurden Nachrichten aus Paris mit Spannung erwartet, eifrig kommentiert und kritisch beleuchtet.

Einmal — es war ein selten schöner Tag des ersten Frühlings — ließ sich Schiller von der Arbeit und dem lenzwarmen Wetter ermüdet auf einer Bank vor dem Gartenhaus im Park nieder und schlummerte ein. Charlotte von Kalb kommt mit einigen Damen des Weges. Sie hatten Blumen in Oberweimar gepflückt und trugen in den abgenommenen Hüten — wie in Körben — Schneeglöckchen in schwerer Menge.

Da schleichen sich die Damen heran und streuen ihre Gaben — leis und heimlich wie Elfen über den Schlummernden und verbergen sich froh kichernd im Boskett.

Der Erwachende flüstert vergnügt: „Das haben mir die Kinder getan“ und eilt, die Damen zu suchen, mit denen er dann im empfindsamen Gespräch nach Hause wandelt*.

In den tagebuchartigen Briefen, die den Freunden in Dresden gewidmet sind, zeigt sich die gebesserte Stimmung**: „Ich fange an, mich hier ganz leidlich zu befinden und das Mittel, wodurch ich es bewerkstellige — Du wirst Dich wundern, daß ich nicht früher darauf gefallen bin — das Mittel ist: ich frage nach Niemand. Das hätte ich zwar schon in den ersten Wochen wegkriegen können, denn wohin ich nur sehe, pflegt hier jeder ein Gleiches zu tun. — So viele Familien, ebensoviele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigentümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen. In diesem Stücke ist Weimar das Paradies. Jeder kann nach seiner Weise privatisieren, ohne damit aufzufallen. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier leben und das bischen

* Nach einer mündlichen Erzählung von Charlotte von Kalb.

** 10. Sept. 87.

Luft und Sonne genießen.... Anfangs hab ich mir Alles viel zu wichtig, zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter und jeder hat genug mit sich selbst zu tun, um mich auszulauern."

Zehn Stunden sind der Arbeit gewidmet, hauptsächlich den historischen Studien für die „niederländische Rebellion", die dem Verleger Crusius in Leipzig versprochen ist und bald fertig gestellt sein muß, den immer noch leidigen Finanzen aufzuhelfen.

Sein Leben hat Schiller in Weimar auf etwas besseren Fuß gestellt, Körner hilft noch mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit aus, sobald es fehlt. Er tröstet und schickt gute Nachricht aus Leipzig: „Bei der ersten Aufführung [des Don Carlos] soll man viel Bravo gerufen haben, ohne gerade die Schauspieler zu meinen."

Das Septemberheft des Merkur bringt endlich eine Besprechung des Don Carlos. Schiller ist erfreut, wenn auch Wieland ihn warnte, weniger verschwenderisch in seinen Stücken zu sein, damit er sich nicht ausgebe.

Im Oktober wird eine Mittwochsgesellschaft gegründet, in der sich Weimars gut bürgerliche Elemente zu einem Spielchen, gemeinsamem Essen und Tanz zusammenfinden. Dort sehen wir Schiller am Whisttisch zwischen der alternden, aber immer noch schönen Corona Schröter und der Demoiselle Schmidt, dem Hofmedikus Hufeland gegenüber. Man scheint sich näher gekommen zu sein, namentlich im Gespräch über Don Carlos, denn einige Tage später erhielt das hübsche Mädchen ein Exemplar des Stücks mit einer Widmung in zierlichen Versen. „Die Mlle Schmidt ist gar sehr artig gegen mich, daß ich euch gar nicht sagen darf. Ihr Vater invitierte mich neulich zu sich und ich werde vielleicht wohl hingehen — des Whists wegen *."

Schiller fand willkommene Zerstreuung abends am Spieltisch beim Whist. Es ruhte ihn aus nach dem intensiven Denken, das die Geschichte der Niederlande forderte. Auch bei Char-

* An Körner, 6. Okt. 87.

lotte von Kalb und Frau von Imhoff, wo er sonst seine Abende zubrachte, waren die Mahagonitischchen mit den zwei Lichtern gerüstet. Manchmal aber kam Corona Schröter und las vor mit ihrer wundervollen Stimme. Schiller war erfreut, von ihr Iphigenie zu hören, nach Goethes erstem Manuskript, wie das Schauspiel in Weimar gespielt wurde. Auch mit dem Theater, in dem Bellamos Gesellschaft auftrat, kam der Dichter in Verbindung. Zur Eröffnungsvorstellung am 8. November verfaßte er einen Prolog, den die neunjährige Christiane Neumann sprach, die von Goethe in späterer Zeit so zart besungene „Euphrosyne".

Schon erkundigen sich die Dresdner Freunde nach der Zeit seiner Rückkunft. Schiller gibt ausweichende Antwort, er preist Weimars gesellige Verhältnisse, will Körners an die Ilm verpflanzen und setzt zu „Man ist hier arm und es läßt sich mit wenigem Gelde schon angenehm leben". Dann spricht er von einem Plan, den Winter in Meiningen zuzubringen.

Aber die mehr und mehr in Verwirrung geratenden Verhältnisse in Charlottens Familie veranlassen ihn zunächst, bis zu der erwarteten Ankunft des Herrn von Kalb in Weimar zu bleiben. Sein Verkehr beschränkt sich wieder, historischer Arbeiten wegen, die ihn mit Grotius und den andern Staatsrechtslehrern bekannt machen, auf die Freundin und das Wielandsche Haus; dort fühlt er sich behaglich unter „guten Menschen". Allein ihre Begrenztheit ermüdet ihn auf die Dauer, er schreibt an Körner: „Und doch, mein Lieber, ich gehöre nicht zu diesen Menschen; das fühle ich bei mir selbst. Ich bin wirklich zu sehr Weltkind unter ihnen, die ganz unerfahrener Natur sind." Ihm ist es zu Mut, als verdiene er nicht, eine der häuslichen, wohl allzu häuslichen Töchterlein des behaglichen Poeten zu freien und er macht dem Freund ein Geständnis über die Rastlosigkeit in seinem Innern: „Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzlich empfindende Natur und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht über mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit, entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude

und doch nicht einmal soviel Sinn dafür, um sie mir zu wünschen... Bei einer etwaigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein."

Aus diesem Wort erklärt es sich vielleicht, daß Schiller den Versuchen Charlottens von Kalb ablehnend gegenüberstand, als sie — eine Scheidung ihrer Ehe planend — an eine Verbindung mit dem geliebten Freund dachte. Das Verhältnis Charlottens zu ihrem Gemahl trübte sich zusehends durch widrige Prozeßangelegenheiten, bei denen sich die finanziellen Fragen mehr und mehr verwirrten. Dankbar erkennt Schiller in diesen schwierigen Zeiten die unveränderte Freundschaft des Majors von Kalb an, die umsomehr zu bewundern sei, „als er seine Frau liebe und Schillers Beziehungen zu derselben kenne". Aber es fragt sich, ob diese Seelenstärke dem „Gerede der müßigen Menge und ihrer Ohrenbläserei" werde gewachsen sein, denn wenn auch der Glaube an seine Frau niemals bei ihm wanken werde, so habe er doch ein empfindliches Ohr für „die zischelnde Welt, die einmal nicht im Stande ist, derartig reine Verhältnisse in ihrer Wesenheit zu erfassen".

Während Charlotte für eine Woche nach Kalbsrieth geht, um mit ihrem Mann zusammenzutreffen, macht Schiller einen längst versprochenen Ausflug, seine Schwester Christophine, die nunmehrige Gattin Reinwalds in Meiningen und Frau von Wolzogen in Bauerbach zu besuchen. Dort soll er den Bräutigam seiner ersten Lotte kennen lernen. In den zwölf Tagen seiner Anwesenheit wurde er auf allen ihm bekannten Gütern der Gegend eingeladen und gefeiert. Die natürliche Herzlichkeit in den Beziehungen mit seiner einstigen Beschützerin war rasch wieder hergestellt. Auch einen Leipziger Freund traf er, den Maler Reinhart „noch ganz der alte und brave Kerl". In einigen Mußestunden zeichnete dieser den Dichter.

„Ich war also wieder in der Gegend", bekennt Schiller an Körner, „wo ich von 82 bis 83 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen, ich stand sozusagen schwindelnd an ihrer Schwelle und meine Phantasie hatte ganz erstaun-

lich viel zu tun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren. An dieser Verwandlung sah ich, daß eine große Veränderung mit mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraume. Eure Erscheinung, unsere ganze Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte [von Kalb], Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens!"

Indeß sollte eine andere Magie sanft und sicher den Dichter bezaubern.

Auf der Rückfahrt von diesem Ausflug nahm er in Begleitung Wilhelms von Wolzogen einen kurzen Aufenthalt in Rudolstadt, wo ihn der Freund bei Verwandten einführte. Schiller selbst schreibt über diesen ersten Besuch in dem Haus, das ihm so unendlich viel bedeuten sollte: „Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, was mir einen recht schönen Abend machte."

Die ältere der beiden Schwestern, Karoline, — damals noch mit einem Herrn von Beulwitz vermählt — hat in einem rückblickenden Tagebuchblatt die Erinnerung an den merkwürdigen Abend gebracht, der beiden Schwestern die künftigen Ehegatten ins Haus führte.

„An einem trüben Novembertage kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unseren Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg. Der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier. Bald löste sich das Rätsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubnis bat, seinen



Charlotte von Lengefeld als Kind
Nach dem Ölgemälde eines unbekannten Künstlers
Original in Greifenstein

Reisegefährten, Schiller, am Abend bei uns einzuführen ... Schiller fühlte sich von Anfang an wohl und frei in unserem Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben galt uns das Geistige mehr als Alles. Wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritischen Urteilen und Vorurteilen, nur der eigenen Richtung unserer Natur folgend. Dies war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen. Wir kannten seinen Don Carlos noch nicht. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit schien es ihm am Herzen zu liegen, daß wir ihn kennen lernten.... Der Gedanke, sich an unsere Familie anzuschließen, schien schon an jenem Abend in ihm aufzudämmern und zu unserer Freude sprach er beim Abschied, den Plan aus, den nächsten Sommer in unserem schönen Tale zu verleben."

Dreißigster Abschnitt

Die Natur der gebildeten Menschen sehnt sich nach Frieden.
Abbé de Boos

1787/88 Nach Weimar zurückgekehrt, fand Schiller Charlotte mit ihrem Gatten vereinigt und scheinbar dessen froh. Es ist anzunehmen, daß die öfters hin und her erwogenen Scheidungspläne damals fallen gelassen wurden und eine Versöhnung sich anbahnte, der Schiller nur mit sehr geteilten Gefühlen begegnen konnte.

Gewohnt an fortgesetzte, sehr herzliche Aussprachen, mußte die Gegenwart dieses Dritten ihn aus dem Traum wahren rückhaltlosen Einklangs mit Charlotte reißen, und gleichzeitig empfand er eine Art Beschämung dem Gatten gegenüber. Denn mit alter Herzlichkeit trat der Major auf ihn zu. „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann," schrieb er an Körner.

Etwas wie Eifersucht bemächtigte sich seiner und der Wunsch überhaupt von den Frauen zu lassen, und von den Verwicklungen, die sie ins Leben bringen, keimt auf. Er flieht „unter die Last von Folianten und staubigen Autoren", um immer tiefer in die menschliche Entwicklungsgeschichte einzudringen.

Ein merkwürdiges Geständnis Charlottens ist aus dieser Zeit erhalten: „Er fordert schriftlich oft, ich möchte doch zu ihm kommen, er könne nicht ausgehen. Obwohl geneigt konnte ich doch wissen, daß solches unmöglich und Ungestümes bereiten müsse." So hält sie den Fordernden stets in erwartender Unruhe, quälte und wurde gequält, bis das alte Spiel von Locken und Meiden versagte und der Dichter sich langsam aus dem Bann langjähriger Beziehungen löste.

Das Schicksal der beiden Charlotten, Frau von Kalb und Frau von Stein, bleibt bezeichnend dafür, daß die bunte Reise durch das Land der Leidenschaften den Mann, den genialen Mann besonders, zwar anzieht, anregt, reich beschenkt, aber schließlich ermüdet, so

daß er nach einiger Zeit ein Begrenztsein sucht, eine Häuslichkeit, wo die in Kampf und Spiel gewonnene Erfahrung erst richtig verwendet werden kann.

Er sehnt sich dann aus dem Ungewöhnlichen nach Selbstverständlichkeit, die ihn beruhigend umfaßt.

Große Menschen haben durchaus nicht das Privileg, erhaben über Versuchungen und Verirrungen zu stehen. Sie sind sogar den Schädlingen der Seele besonders heikel ausgesetzt, wie die edelsten und erlesensten Pflanzen allen Schädlingen besonders ausgesetzt sind. Sie müssen sich erst zu stolzer Immunität durchringen. Sie erfahren das Schädliche, doch ihre Größe besteht darin, es zu überhöhen oder zu verwandeln.

In großen Seelen nehmen gefährliche Neigungen bald den Charakter nur mißratener Tugend an und das Mißratene kann sehr wunderbar zum Wohlgeratenen werden, etwa Verschwendungssucht zu edler Großmut, Eifersucht zu schönem Eifer nach Vortrefflichkeit. Künstlernaturen sind vor allem den Gefahren glühender Schwärmerei, hinreißender Sinnlichkeit ausgesetzt und es braucht keine Beschönigung, daß auch der jugendliche Schiller gerade für diese Fährnisse der Seele sehr empfänglich war. Auch der süße Rausch selbstsüchtiger Schwermut und hochmütiger Verzweiflung lagen ihm so nahe wie je einem andern schwärmerischen Gemüt, einem Werther, einem René und den ihnen verwandten Typen moderner Literatur.

Allein in dem großartigen Selbstgespräch, das seine zwiegeteilte Seele im Don Carlos führt zwischen Schiller-Posa und Schiller-Don Carlos siegt Posas Kraft. Das Ideal ist endgültig klar aufgestellt, dem er selbst — wenn auch tastend und strauchelnd — zustreben muß. Er weist die verliebte Liebe, so mächtig sie ihm noch in Herz und Sinnen lodern mag, an die rechte Stelle, männlich stolz.

Die Erkenntnis reift ihm, daß ihre süße Schwermut, die Weltverzweiflung, die mit ihr zusammenhängt, letzten Grundes eines männlichen Herzens nicht ganz würdig sei. Die höchsterreichbare

Größe für ein Weib mag darin bestehen, ihr Alles der Liebe hinzugeben; jedes Opfer, das sie ihm bringt, erhöht die ihr angeborene Priesterschaft und ist notwendiger Tempeldienst.

Aber der Mann wird nicht erhöht und priesterlich, sondern eher kläglich durch Opfer, die er der verliebten Liebe bringt. Er hat andere Zwecke, für die er leben und für die er sterben muß.

Während dieser inneren Kämpfe drängt der Gelehrte den Dichter zurück. Zwölf Arbeitsstunden füllen den Tag, manchmal genügen sie nicht einmal, die vorgesteckte Aufgabe zu bewältigen. Die Geschichte vom Abfall der Niederlande wächst erstaunlich unter seinen Händen. Ein Fragment davon erwarb Wieland für das Januarheft des Merkur.

Abends geht Schiller aus, oft zu Wieland oder in die Komödie, oder den Klub, zu Charlotte nur jeden zweiten Tag.

Er findet trübe Stimmung. „Armes Weimar!“ ruft er in einem Briefe aus, in dem er sich Rechenschaft über die angetroffenen Zustände gab; denn Goethes Rückkehr wurde immer ungewisser, Anna Amalia rüstete sich zur Reise nach Italien und Karl August, der in preußischem Kriegsdienst stand, war für seine Hauptstadt wie verschollen. Das Leben flutete zurück, es herrschte monotone Stille, in die nur hie und da von außen Winke und Nachrichten von Interesse drangen.

Von Wien meldete ein Brief, daß Kaiser Josef Interesse an einer Aufführung des Fiesko im Hofburgtheater genommen und die nötigen Kürzungen selbst angeordnet habe, mit den neuen Bekannten aus Rudolstadt blieb der Verkehr durch Wilhelm von Wolzogen in Gang. Und einmal mitten im Winter rief den Fleißigen frohes Schlittengeläute ans Fenster. Als er hinausblickte, sah er, daß die Lengefeldische Damen, von der Kälte rosig angehaucht, in Weimar angekommen waren.

Die Ruhe, die der gelehrten Arbeit für kurze Frist verdankt wurde, war scheinbar, die Freunde in Dresden merken aus den Briefen eine sichtliche Ermüdung, aber Schiller leugnet, daß dies von seiner anstrengenden Tätigkeit herrühre: „Das Abarbeiten

meiner Seele macht mich müde, ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen, nicht durch Regeln oder Autoritäten gelähmt, wie du glaubst".

In seiner Kunst rang er mit einem fremden oft undankbaren Stoff, dem er Leben und Blüte geben wollte, ohne die nötige ihm unentbehrliche Begeisterung dafür zu erhalten *.

Finanzielle Schwierigkeiten erschwerten den Alltag, da Crusius, der Leipziger Verleger, für die historischen Arbeiten verhältnismäßig wenig geben konnte und die Einsamkeit eines unbehaglichen Junggesellentums drückte Schiller seelisch immer tiefer herab. „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußerliches Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen.... So kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch diese Armut und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes."

Er klagt, daß er überall fremd umherirre und daß alle Menschen, die ihn je gefesselt, ein Wesen gehabt hatten, das ihnen teuerer war, als er.

Den Ermüdeten und zweifelvoll Gequälten überfallen jetzt wieder Enttäuschungen und Entbehrungen.

Don Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengung belohnte das Publikum „mit Unlust". Darüber darf man bei der Betrachtung von Schillers Leben nicht zu schnell hinweggehen, wenn er sich auch selbst nicht ausführlich in Briefen und wohl kaum in Gesprächen ausgedrückt hat. Don Carlos, das Werk, das ihm lange Trost war in den Zeiten armseligster Entbehrung, geheimer Stolz, der ihn aufrichtete mitten unter erbärmlichen Demütigungen, es war ihm lieb, leidenschaftlich lieb — „wie ein Mädchen" dem Jüngling lieb. Er hatte ihm sein Bestes anvertraut, den ganzen

* Vergl. Brief an Körner 7. Jan. 88.

Lenz seines großen Herzens geschenkt. So geliebt, so verschwenderisch bedacht, war das Stück in die harte Fremde getreten.

Schiller folgte mit Bangen diesem Schritt nach der Enttäuschung, die ihm Fiesko schon auferlegt.

Gewiß war „die Unlust“ des Publikums Don Carlos gegenüber ihm noch bitterer als der Mißerfolg Fieskos. Bis in die tiefste Seele erschütterte und veränderte es den Dichter, daß er nun erfassen, endgültig erfassen mußte, wie unwirtlich die Welt sein kann. Sie vernahm zerstreut die donnernde Majestät seiner Worte und lieblos die zartesten schamhaftesten Bekenntnisse. Seine glühende Leidenschaft schluchzte umsonst. Nirgends meldeten sich die Glaubensbrüder, die er um sich zu scharen gehofft.

Nach dieser Erfahrung ist es, als läge Schillers Jugend abgeerntet und ein Seufzerwind der Ernüchterung strich traurig über das Stoppelfeld. Wenn auch die Poesie mit seinem Leben eins war und nur mit diesem selbst vergehen konnte, ist es doch, als hätte sie den Blumenkranz aus den leichtflatternden Haaren verloren. Sie erscheint lange Jahre still und schüchtern, wie ein gestraftes Kind, nachdem es vorlaut gewesen.

Um aufs neue große Werke schaffen zu können, muß der Dichter in Jahren innerlich manchen Abschied nehmen und sein jugendliches Feuer muß jene feine Ironie kühlen, die ein interessantes aber wehmütiges Zeichen vollständiger Reife bei großen Naturen ist. Gleich unsichtbar schmiegsamem Panzer aus feinstem Flechtwerk ist solch heimliche Überlegenheit den Dolchen des Schicksals gegenüber. Doch ehe dieser Panzer angelegt wird, ist Schiller lange Zeit etwas irr geworden und hat die feste Zuversicht verloren. Er fühlt fast ungerechten Groll gegen das so heiß geliebte Werk und entfremdet sich ihm mit Absicht. Stolz erzählt er später Goethe, er sei mit ganz verschiedenem Sinn an den Wallenstein gegangen.

Die Briefe über Don Carlos sollten nicht nur ein verzweifelter Bekehrungsversuch des Publikums werden, sondern auch eine Art Rechtfertigung der eigenen Liebe für dies Werk vor sich selbst, ein Verständlichmachen und Erklären der bisherigen Zuversicht.

Körner richtet den Freund mit ernsten Worten auf, verweist ihn auf eine Arbeit, die seinen Geist mehr hinreiße als die rein wissenschaftliche und gibt den Rat, Geschichte sowohl wie Philosophie von nun an hauptsächlich als Grundlagen für die Dichtkunst zu benutzen. Was zur Erweiterung und Berichtigung der Ideen gelesen wird, soll „im Kopf eine dichterische Form bekommen".

Mehr aber als Körners Rat, gegen den er Gründe in Menge zu haben glaubt, richtet Schillers Unmut ein Manuskript auf, das ihm durch Herders Vermittlung anvertraut wird. Es ist ein Leben Diderots, von dessen Tochter geschrieben *. Die Handschrift war durch den bekannten Baron Melchior von Grimm an den Gothaischen Hof geschickt worden. Wegen des allgemeinen Interesses, das sie gefunden, hatte Herder sie sich von dem Prinzen August von Gotha geben lassen.

Nun erquickt es Schiller, in Diderot ein Beispiel für das eigene Dasein zu finden. Für den notwendigen Lebensunterhalt mußte Diderot wie Schiller oft um Geld schreiben. Er tut es ohne sich selbst zu verlieren oder etwas zu verfassen, das mit seinem Lebensplan in Widerspruch geraten konnte. Der Enzyklopädist, in dessen Werken der Dichter mehr als einmal Anregung gefunden, wird ihm in gewisser Beziehung zum Vorbild, er zieht Parallelen und sagt: „Es ist eigentlich nur wenig, was diese Biographie von ihm aufbewahrt hat, dieses Wenige aber ist mir ein großer Schatz von Wahrheit und simpler Größe".

Der Zwiespalt, der Schiller in dieser Epoche quält, ist in seiner ganzen Tragweite vielleicht nur für solche meßbar, die selbst wissen, was geistige Arbeit bedeuten kann.

Vom seligen Beschwingtsein, daß der Boden unter den Füßen zu weichen scheint, daß Alles Melodie, Alles Duft wird, von dem Bewohnen der Paradiesesrose geht es bis hinab in das trostlose Fronen, in den demütigsten Seelenzwang.

Es handelte sich darum zu leben.

---

* Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de Diderot. Par Mme de Vandeul (erschienen 1830).



Aber was dem Dichter in seliger Begeisterung geschenkt war, seinen Don Carlos hatte man „mit Unlust“ aufgenommen, wie es schon mit Fiesko ging. Was die Leute wollen, muß man schreiben, wenn man davon leben will und sie verlangen die Fron. Der Dichter entschließt sich, Geschichtsschreiber zu werden, er läßt sich keine Mühe verdrießen.

Unerwartet sieht er sich nun durch innere Befriedigung belohnt, weil er fühlt, daß er auf Umwegen immerhin seinem Dichten dient. Die Anstrengung, die ihm „der Abfall der Niederlande“ kostet, gleicht mühselig endlosem Klettern durch Gestrüpp. Aber plötzlich steht er atemschöpfend auf bedeutender Höhe.

Er fühlt, daß er in den Stoff hineinwächst, vergleicht seine Auffassung mit der Darstellung anderer Historiker und erkennt mit Stolz, daß er einen ganz neuen Weg betreten habe. „Mir schwant, daß ... ich am Ende dem Publizisten näher bin als dem Dichter“, meint er von sich, „wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles — und dabei danke ich mit jedem Schritte dem Himmel für jede poetische Zeile, die ich mir zu machen nicht habe verdrießen lassen.“

Unterdessen haben sich im Stillen verschiedene Fäden angesponnen, auf Grund seiner historischen Arbeiten dem Dichter eine Professur in Jena zu verschaffen. Einflußreiche Weimaraner, besonders der Staatsrat von Voigt, sowie verschiedene Professoren zeigen sich dem Plan nicht abgeneigt und bereiten da wie dort den Boden vor. Zuerst ist Schiller selbst wenig begeistert von einer solchen Lösung seiner Zukunftsfragen, aber leise, unmerklich fast spinnen ihn die Verhältnisse des kleinen Thüringer Landes ein und während er den Menschen innerlich näher tritt, befreundet er sich mit dem Gedanken an diesen festen Beruf.

Noch wehrt sich etwas in ihm — er will sich nicht „verplempern“, scherzt er, weder an eine Frau noch an eine schlecht oder gar nicht dotierte Stellung und sieht einzig und allein in der Arbeit des freien Schriftstellers geeignete Lebensaussicht. In den Briefen an Körner und in Gesprächen mit Charlotte von Kalb wurde diese Frage erörtert.

Selten gelang es, den Sorgenbedrängten in leichte Geselligkeit hineinzuziehen, zu jenen Maskenredouten, die Hof und Bürgerschaft vereinen und interessante Annäherungen herbeiführen können.

Die verschiedenen Anschauungen über Geselligkeit scheinen das zuerst ernsthaft Trennende zwischen Schiller und Frau von Kalb. Der Dichter war durchaus nicht menschenscheu oder einsiedlerisch gestimmt. Nur leeres Geschwätz tat ihm weh. Er empfand es ebenso als Schaden, den man ihm antat, wie er anregendes Gespräch dankbar als Wohltat aufnahm. Charlotte aber geriet nun in einen Zustand von unruhigem Selbstquälen, wo Geselligkeit — einerlei welcher Art — Bedürfnis wird. In solcher geistiger Verfassung helfen auch die gleichgültigsten, die wenigst interessanten Menschen den Schmerz zu betäuben, treten sie zwischen das Bewußtsein und das Leid.

Charlottes Ehe störten immer stärkere Schwierigkeiten, ihre Gesundheit litt. Die unglückliche Frau wußte ihr Augenlicht bedroht, wollte aber niemand das furchtbare Leid klagen, sondern sich gewaltsam zerstreuen dadurch, daß sie jedes Alleinsein mied.

Schiller berührte es peinlich, die Freundin nur noch wie im Bienenkorb umschwärmt von gleichgültigen Besuchern zu treffen.

Es mag ihr unter den nervenzerreißenden Sorgen nicht immer geglückt sein, ruhig und freundlich teilnehmend zu bleiben, wie es die Stimmung ihres Freundes bedurfte. Möglicherweise meinte sie Schiller dadurch zu imponieren, daß sie gefeiert und von vielen umgeben in Weimar auftrete, aber sie erreichte nichts anderes, als daß er sich von ihrem Haus und Herzen immer mehr entfernte.

In die Beziehungen zu Charlotte kommt Schwanken und Zersplitterung. Von ihrer Seite findet der Dichter nicht mehr das liebevolle Eingehen auf seine Psyche und sein Schaffen, sie ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, mit den unerquicklichen Familienverhältnissen und mit einer übertriebenen, betäuben sollenden Geselligkeit. Und sie findet an ihm nicht jene Stütze, jenes Eingehen auf wechselnde Launen, das sie von dem Getreuen erwartet. Die Berührungspunkte versagen, an Stelle glühender Leidenschaft tritt oft verständig abwägende Kühle.

Übergangsperioden, in denen man alten Formen des Daseins entwächst, ohne sich in den neuen schon heimisch zurecht zu finden, erzeugen Stimmungen, die leicht dazu angetan sind, vertraute Beziehungen zu lockern, aber auch solche neu zu bilden. Es gibt Kämpfe, die man in Wahrheit nur für sich allein durchfechten kann. Doch dieses einsame Ringen erzeugt die Empfindung der Einsamkeit im Kreise der bisherigen Genossen und man sehnt andere Menschen herbei im Drang nach Hilfe und Ergänzung.

Während sich Charlotte jetzt von Schiller manchmal zurückzieht, ja sich bei seinem Besuch verleugnen läßt, findet er Vertrauen und Verständnis bei den beiden jungen Damen, die ihn schon beim ersten Zusammensein in Rudolstadt in ihre Einflußsphäre gezogen.

Karoline von Beulwitz war mit ihrer Schwester Charlotte für mehrere Wochen nach Weimar gekommen und hatte einige leere Zimmer im Hause der Familie von Imhoff bezogen, wohl jene Wohnung an der Esplanade, in der Schiller seinen Aufenthalt begonnen. Die Schwestern waren ernst und sinnig angelegt bei aller Heiterkeit des Temperaments und liebten, sich in tieferem Gespräch von leichtem geselligem Treiben abzusondern. Beim Redoutensouper, zur Teestunde im eigenen Haus, abends, wenn die Whistkarten fortgelegt wurden, fesselten sie den Dichter durch freundlich ruhiges Gespräch über Literatur und Philosophie, über Bücher und Menschen, mit denen sich sein Geist gerade beschäftigte. Solches Gespräch bot ihm die arme, leidenschaftlich erregte Charlotte von Kalb nicht mehr.

Zwei Gedichte entstehen in dieser Zeit. Das eine, wohl in Erinnerung daran, wie im Gespräch mit den Freundinnen mehr als einmal abgeurteilt wurde, ist die Epistel eines Ehemanns an den andern, „die berühmte Frau", in der Schiller einen Modetyp der Zeit geißelte. Das zweite, eine ungleich ernstere Betrachtung, „die Götter Griechenlands" — wurde rasch für den Merkur ausgearbeitet. Wielands Übersetzungen des Lukian und manches horazische Gedicht hatten angeregt zu dem lebhaft andächtigen Traum von Zeiten,

„Da die Götter menschlicher noch waren.

Nur in einer Stadt, die Herders duldsamer Geist in Bezug auf den Glauben beherrschte, konnten die freien Gedanken freien dichterischen Ausdruck finden, die erste Botschaft werden von Schillers philosophischer Arbeit. Wohl plänkelte Wieland nach französischem Beispiel für Götter und Heroen, wohl gehörte Mythologie zum Bildungsstoff der Damen und die „mythologischen Briefe" bildeten eine weit verbreitete Unterhaltungslektüre. Aber diese ernste, zärtliche Klage, in der die Götterwelt als verloren gegangenes Ideal betrauert wird, war ein durchaus Neues. Manche erschraken, wenige, darunter die Rudolstädter Freundinnen, verstanden dies Gedicht und begleiteten den Dichter liebevoll im Gespräch nach jener Idealwelt, in deren Gebiet Religion und Natur, nicht der Verstand allein zu herrschen hatten. Sie teilten die Sehnsucht, „dem realen Leben wiederum den Schmuck der Poesie zu verleihen" und verteidigten den Freund, als er von Pietisten scharf angegriffen wurde.

So zufrieden Schiller selbst mit dieser im Flug geschaffenen Elegie sich zeigt, so unzufrieden fühlt er sich der Fortsetzung des Geistersehers gegenüber. Aber die Leser sind gespannt auf den Ausgang der Geschichte, bestürmen den Verfasser mit Fragen und die Thalia nimmt durch die Novelle — eine Schmiererei nennt sie Schiller selbst — einen gewissen Aufschwung im Absatz.

Durch angestrengte Tätigkeit bessert sich allmählich die äußere Lage. Wenn auch Tage kommen, in denen kaum das nötige Kleingeld für die Post im Hause ist, so kann Schiller doch an Körner schreiben: „Ich bin auf dem Wege der Genesung und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr, als ich seit neunundzwanzig Jahren mich erinnern kann". Er tröstet sich sogar mit der Aussicht auch die Schuld an Körner „diesen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort Geld nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird".

Ein kurzer Besuch Hubers, der in den diplomatischen Dienst getreten ist, bringt die Erinnerung an Dresden wieder lebhafter

ins Gemüt. Schiller fährt mit dem Jugendfreund nach Erfurt, wo dieser Geschäftliches zu tun hat. Huber hält es für gut, wenn Schiller Fühlung mit Erfurt gewinnt, um „bei irgend einer literarischen Veranlassung eine Art Verkehr mit dem bischöflichen Statthalter zu entamieren". Dieser bischöfliche Statthalter, der Schöngeist Dalberg sollte später einer von Schillers besten Freunden werden. Doch der erste Besuch währt zu kurz, um die wünschenswerte Annäherung zu erreichen. Schiller reitet sobald als möglich nach Gotha, ungeduldig Charlotte von Kalb zu treffen. Die Freundin befand sich in Gesellschaft mehrerer Verwandten und war eben im Begriff zu einem Diner zu fahren, als Schiller und Huber sich melden ließen. Daß Charlotte in diesem für Besuche wenig geeigneten Augenblick die beiden nicht annahm, hat ihr Schiller sehr verdacht. Er schrieb: „Sie war just bei einem großen Diner unter zwölf unbekannten steifen Gesichtern, wo sie nicht gleich loskommen konnte". Charlotte selbst kam der Vorwand nicht so ungelegen, denn ihr Tagebuch enthielt das Bekenntnis: „Es war gut, denn unsere Geistesklänge wären wohl sehr verstimmt gewesen". Wie Liebe und Sympathie aus kleinen Ursachen entstehen, so fügt dem Gefühl, das zwei Menschen ungleicher Art eine Zeitlang verbindet, anscheinend geringes Vorkommnis oft unheilbaren Schaden zu.

Nach Weimar zurückgekehrt, findet Schiller, als Beitrag zur Thalia einen Brief Raffaels an Julius, in dem Körner tiefer in philosophische Fragen eindringt, und Julius [Schiller] vorwirft, sich mit dem Universum zu sehr eingelassen zu haben. Darauf stellt Schiller dem Freund gegenüber sein bisheriges Verhältnis zur Philosophie fest. „Daß sich mein Julius gleich mit dem Universum eingelassen hat, ist bei mir wohl individuell. Nämlich, weil ich selbst fast keine andere Philosophie gelesen habe und zufällig mit keiner anderen bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften (der wenigen, die ich las) genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt. Daher wurde diese Materie, als die dankbarste für Witz und Philosophie, bald mein Lieblingsgegenstand."

In Schillers Geist begann sich jene „Kunstidee“ zu bilden, die er, vom Menschen ausgehend, auf „Weltall und Schöpfer“ übertrug. Eingreifend in die Werkstatt seines Schaffens wird nun die Beschäftigung mit dem größten Denker der eigenen Zeit, mit Kant.

Es war Körner trotz einiger Versuche mißlungen, den Freund auf Kants „Kritik der reinen Vernunft“ hinzuweisen, nun waren es Gespräche mit Reinhold, Wielands Schwiegersohn, dem jüngst ernannten Professor der Philosophie in Jena, die ihm das Verständnis für Kantische Denkweise eröffneten. Reinhold, der ehemalige Jesuitenpater, hatte sich zum treuen Anhänger Kants bekehrt, dessen Eindringen in weitere Kreise er vorbereitete durch die „Briefe über Kantische Philosophie“, die in äußerst schöner Sprache die Kritik der reinen Vernunft erklären, besonders ihr Verhältnis zu Moral und Religion.

Was der dialektisch gewandte Exjesuit über Schiller vermochte, indem er ihm die Welt eines der größten Denker erschloß, sollte in späteren Jahren reiche Früchte tragen, jetzt fällt es langsam reifend in die Briefe von Julius an Raffael, deren Schluß die neue Richtung andeutet, in der Schiller kritisch und kantisch philosophiert, wenn auch die Kunstidee Grundlage seines Sinnens bleibt.

Da Schiller Alles mit Innigkeit und Festigkeit erfaßt, so geht ihm das neuerwachte Interesse an philosophischer Spekulation bald sehr zu Herzen. Er geizt mit jedem Augenblick, den er von der Beschäftigung mit seinem Broterwerb, der Geschichte, erübrigen kann, um sich der Philosophie zu widmen.

Sobald aber die Bäume im Stern, dem Lieblingsspaziergang des Dichters, sich mit jungem Grün bedeckten und die Schwestern Lengefeld in ihr Heim nach Rudolstadt zurückkehrten, treibt es auch Schiller die Stadt zu verlassen und fern von allem, was beunruhigen oder verstimmen könnte, Erholung in freier Natur zu suchen. Mit praktischem Sinn wählen die Freundinnen, hübsch, in der Nachbarschaft gelegen, einen poetischen und billigen Winkel in Volkstädt für ihn als Sommerheim. „Ich denke, diese Gegend

wird Ihnen lieb sein", schreibt Lotte, „mir brachte sie gestern einen Eindruck von Ruhe in die Seele, der mir innig wohl tat".

Dankbar erfreut erzählt er Körner: „Sobald der Frühling einmal dauernd da sein wird, ziehe ich in die Einsamkeit aufs Land; mein Kopf und mein Herz sehnen sich danach. Ich werde mich eine kleine Stunde vor Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeldsche Haus, von dem ich dir nach meiner Zurückreise von Meiningen geschrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier sehr schätzbare Menschen beisammen, von sehr reicher Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemütsstimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lektüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maße. ... Diesem Zirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen, sonst warten meiner die mannigfaltigsten und ich muß leider sagen, die drückendsten Arbeiten; aber ich gehe ihnen mit ziemlichem Mute, ja selbst mit Vergnügen entgegen."

Einunddreißigster Abschnitt

Wie sehn ich mich aus dem Gedränge fort!
Wie frommte mir ein wohl verborgner Ort!
Goethe (Idylle)

Im Mai des Jahres 1788 bezog Schiller eine kleine, sehr primitive Wohnung im Hause des Kantors Unbehaun von Volkstädt, eine halbe Stunde von Rudolstadt entfernt. Das Haus lag frei vor dem Dorfe und aus seinem Fenster übersah der Dichter die Ufer der thüringischen Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter Bäume das Tal durchfließt. 1788

Am anderen Ufer des Flusses aufragende waldige Berge, an deren Fuß sich freundliche Dörfer schmiegen, gaben der Aussicht den ganzen Reiz eines abgeschlossenen Bildes, wie man es im 18. Jahrhundert anmutig und malerisch fand. Man konnte von einer poetischen Einsamkeit träumen, ohne sich verlassen zu fühlen.

In dieser idyllischen Umgebung kehrte die Lust am poetischen Schaffen zurück und die Freude, sich wieder in Versen auszudrücken, führte den Dichter zunächst zu den Übersetzungen aus dem griechischen Theater. Sonst ging das Werk vom Abfall der Niederlande der Vollendung entgegen, die Briefe über Don Carlos entstehen und zeigen, wie sich der Dichter mit der größten Anstrengung über das eigene Schaffen klar werden will, wie er sich von jeder Schwärmerei los zu machen gedenkt. Seine nunmehr Kant zuneigende Weltanschauung findet dichterischen Niederschlag in den philosophischen Gesprächen des Geistersehers.

In den Stunden der Erholung begann aber für den Wegmüden ein neues Leben durch den täglichen Verkehr im Hause der verwitweten Frau von Lengefeld. Die Hoffnung, die Schiller in dieser Beziehung an den Sommeraufenthalt geknüpft, erfüllte sich von den ersten Tagen an.

Die liebenswürdige vornehme Frau Luise Juliane, geborene von Wurmb stammte ihrem ganzen Wesen im Denken wie den Manieren nach aus der Gottschedischen Zeit, während die

Töchter der empfindsamen Jugend angehörten. Aber der große innere Gegensatz zwischen der „chère mère“ — wie Frau von Lengefeld im Familienkreis genannt wurde — und den Schwestern „die Hand in Hand durch das Leben wallten“, war durch eine innige verständnisvolle Liebe überbrückt, die über das ganze Haus einen traulichen Zauber goß.

Von diesem Zauber durch ihre Jahre getragen, konnte Lotte die Erinnerungen aus der Kinderzeit mit den Worten beginnen: „Ein einziger Tag meines früheren Lebens ist die Geschichte aller. Dieser Gewohnheit an das Einförmige danke ich in späteren Jahren viel Genuß. Ich lernte dadurch auf mir selbst zu ruhen, fremde Hülfe zu meiner Unterhaltung nicht zu bedürfen.“

Einfach aber anheimelnd waren die Zimmer der Damen mit den glatt polierten Möbeln aus der Zopfzeit eingerichtet; zierlich gerahmte Stiche schmückten die Wände und neben den Arbeitskörbchen, in denen feine Stickereien zur Beschäftigung in den Plauderstunden ruhten, lagen die Bücher, die in reicher Fülle den Luxus des Hauses bildeten. Ossians Gedichte, Richardsons Romane fand man in zerlesenen Exemplaren neben den neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur. In späteren Gesprächen neckte Schiller des öfteren die Schwestern, „daß sie mit Grandison aufgewachsen seien“.

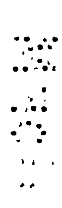
Seit dem Tode des frühverstorbenen Vaters, eines geschätzten und erfolgreichen Forstmanns lebte Frau von Lengefeld, auf sehr bescheidene Einnahmen angewiesen, in Rudolstadt, wo sie in der Neuen Gasse ihre freundliche Wohnung bezogen. Karoline war dreizehn, Lotte noch nicht zehn Jahre alt beim Tod des Vaters. Für die ältere fand sich bald — sie hatte gerade ihren 16. Geburtstag gefeiert — ein stattlicher Bewerber in der Person des Herrn von Beulwitz. Dem Wunsch der Mutter folgend, vermählte sich Karoline kurze Zeit nach der zur Bildung unternommenen Schweizerreise mit dem älteren Herrn, der zum Geheimen Legationsrat ernannt war. Obwohl Beulwitz ein gewandter, sehr gebildeter Weltmann war, konnte er die empfindsame junge Frau nicht glücklich machen und



Frau von Lengefeld
Nach einer Miniatur in Greifenstein



Karoline von Beulwitz
Nach einer Miniatur in Greifenstein
1788



Karoline suchte Trost in schwärmerischen Freundschaften. Sie wurde Mitglied des „Tugendbundes", der Wilhelm von Humboldt mit einigen gleichgestimmten „schönen Seelen" verband und zog sich mehr und mehr in die eigene Gefühlswelt zurück, als gegenseitiges kühler und kälter Werden ihr den Aufenhalt im Hause des Gatten peinlich machte. So kam es, daß sie, als Schiller in Volkstädt einzog, mehr bei der Mutter lebte, als in den stillen Räumen, die der Legationsrat im Zwillingshaus bewohnte. Beulwitz war viel auf Reisen und Karoline blieb ihren Gefühlen überlassen. Ein Hang zu einsamem Denken und sich Zurückziehen auf die eigene Gemütswelt hatte ihr in der Familie den Namen „die Bequemlichkeit" eingetragen.

Bei diesen drei Frauen, denen sich oft außer dem im Verkehr sehr angenehmen Beulwitz gebildete Freunde gesellten, unter anderen Baron von Gleichen und dessen Braut, fand Schiller jenen freien freundschaftlichen Umgang, den er seit den Loschwitzer Tagen in Körners Familienkeis entbehrt hatte. Hier öffnete sich ihm stets ein empfänglicher Sinn für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. „Er wollte auf uns wirken," schrieb Karoline an Dalberg, „uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen könnte und dieses Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle und wenn oft störende Gestalten unseren kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserem genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten! *"

Die neuen Freunde nahmen auch energisch für Schiller Partei, als die Gebrüder Stollberg auf heftige Weise „die Götter Griechenlands" angriffen und im Namen der christlichen Religion die Weltanschauung des Gedichtes verdammten. Schiller nahm diesen An-

* An Dalberg. (Fast gleichlautend in die Biographie Schillers aufgenommen.)

griff gelassen auf, freute sich aber des Beweises inniger Anteilnahme, den man bei dieser Gelegenheit für ihn zeigte.

Eine alte Frau, die in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch in Volkstädt wohnte, hat Schillers jüngster Tochter eine naive Schilderung vom Leben des Dichters gemacht, dessen sie sich genau aus ihrer Kindheit erinnerte. Es war der heilige Pfingsttag — so ähnlich erzählte die alte Frau — und von dem jungen gelehrten Mann war schon viel Redens im Dorfe, obgleich er nur kurze Zeit beim Kantor wohnte. Damals war es noch Brauch, daß die Kinder den Leuten — versteht sich nur „den guten Leuten" — Maienbäumchen vor die Tür oder in die Stube setzten und dazu geistliche Lieder sangen. „So kam es auch, daß ich und meine Schwester dem neuen Mietsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der so groß war, daß sich die Zweige oben an der Decke umbogen. Aber der Herr Schiller ging noch spazieren und wie wir wieder aus dem Hause traten und uns freuten, den großen Baum so gut in die kleine Stube gebracht zu haben, sahen wir ihn vom Berg heruntersteigen. Nachher hat er lange noch am Fenster gestanden und hinausgesehen in das Tal. Er hatte ein blasses geisterhaftes Gesicht und seine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zusammengedreht, wie es die Herrn in Rudolstadt taten." Auch von den Spaziergängen Schillers mit den Schwestern Lengefeld erzählte die gesprächige Alte und meinte Frau von Beulwitz sei eine schmächtige Dame gewesen, des Fräuleins erinnere sie sich weniger „aber sie sei simpler gewesen und meist neben und hinterher gegangen, wenn die ältere Schwester mit dem Dichter im Gespräche war".

Die Rudolstädter Gesellschaft, in deren Mittelpunkt zwei junge Prinzen standen, freute sich jeder Anregung und kam bald dazu, in Schiller eine führende Persönlichkeit zu erkennen. Man spielte Komödie, las zusammen und philosophierte in einem Kreis gut zueinander gestimmter Menschen. Der Dichter kam mit weit gereisten vornehmen Männern in einen vertraulichen Verkehr, wie er sich damals zuweilen in ganz kleinen, von der großen Straße abgelegenen

Städten bilden konnte. Ihre Erfahrungen bereicherten sein empfängliches Gemüt und erweiterten die Grenzen, die der ausschließliche Umgang mit empfindsamen Frauen gezeichnet hätte.

Abends las Schiller im Familienkreis die Vossische Übersetzung der Odyssee vor, „aus der ein neuer Lebensquell zu rieseln" schien, oder eigene Nachdichtungen aus dem griechischen Theater, das ihm Brumoys französische Ausgabe vermittelte.

Meinungsverschiedenheiten traten nur zutage, wenn von Schillers Jugendarbeiten die Rede ging, deren kraftgenialischer Ton den Frauen fremd geblieben war, oder von Goethes Egmont, den Schiller in der Allgemeinen Literaturzeitung scharf rezensiert hatte. Goethe und Rousseau waren die Hausgötter, ein Angriff auf diese fand nur schwer Verzeihung, selbst wenn er von einem teueren Freund ausging. Hier galt es Schiller zu bekehren. Er mußte, wie der gesamte Kreis, in den Bann von Goethes Persönlichkeit kommen.

Karoline und Charlotte hatten bei Frau von Stein in Kochberg frohe Tage an Goethes Seite verlebt und Gefallen vor den Augen des Dichters gefunden. Die Beziehungen waren nie unterbrochen worden und manchen Gruß aus Italien konnte Frau von Stein an Lottchen bestellen. Nun gedachten die Schwestern ihre Bekanntschaft mit Goethe zu verwenden, beide Dichter zu gegenseitigem Verständnis einander zuzuführen.

Endlich war der Längsterwartete aus Italien zurückgekehrt und alle Freunde bangten danach, ihn zu sehen, sich zu vergewissern, ob er noch der Alte sei. Als Frau von Stein nach Rudolstadt kam und im Lengefeldschen Hause viel von ihm erzählte, ließ sie durchblicken, daß Goethe sie in Kochberg besuchen werde und bei dieser Gelegenheit einmal in Rudolstadt kurze Rast machen. Da konnte auch Schiller seinen Wunsch ihn zu sehen nicht mehr zurückhalten. „Im Grund bin ich ihm gut," sagte er, „und es sind wenige, deren Geist ich so verehre." Nun wechseln Schiller und Goethe durch die befreundeten Frauen ihre ersten Grüße.

An einem schönen Septembersonntag brachten Frau von Stein

und ihre Schwägerin Frau von Schardt, begleitet von Herders jetzt vereinsamter Gattin, auf einer Landpartie von Kochberg aus den Langersehnten zu den Damen Lengefeld. Schiller schrieb über dieses, von ihm mit Bangen erwartete Zusammentreffen: „Sein erster Anblick stimmte die Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können."

Man sprach über Italien, der Heimgekehrte erzählte mit wehmütiger Liebe von dem Vergangenen und schien gar keinen Anteil mehr an der deutschen Gegenwart zu nehmen.

Schiller zweifelte enttäuscht nach dieser ersten persönlichen Bekanntschaft, ob ein Näherkommen jemals möglich sei. Goethe selbst war zu sehr mit eigenen Angelegenheiten innerlich beschäftigt, um großes Interesse an dem schwäbischen Dichter zu nehmen, wenn er auch im Merkur blätterte, einen Blick in das Gedicht „die Götter Griechenlands" warf und bat, das Bändchen einstecken zu dürfen. Wohl versprach er Karoline im Vertrauen, sich des Heimatlosen anzunehmen, aber er ging, ohne den Wunsch auszusprechen, öfter mit Schiller zusammenzukommen. „Goethe betrug sich gut gegen ihn [Schiller]," schrieb Herders Gattin ihrem Mann nach Italien „und es war eine frohe Stimmung."

Klar über das eigentliche Scheitern des Zwecks dieser Begegnung war sich Karoline, indem sie ihren Eindruck zusammenfaßte: „Höchstgespannt waren wir bei dieser Zusammenkunft und wünschten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethe hatten wir bei seinem entschiedenen Ruhme und seiner äußeren Stellung Entgegenkommen erwartet und von unserem Freunde auch mehr Wärme in seinen Äußerungen. Zu unserem Trost schien Goethe vor schmerzlicher Sehnsucht nach Italien befangen und da wir selbst bei der Rückkehr aus der Schweiz empfunden, wie man sich nach dem Genusse einer größeren Natur nicht so gleich wieder mit ihrer gewöhnlichen, wenn auch anmutigen Erscheinung verträgt, so liehen wir ihm gerne diese Empfindungsart als Grund seiner Kälte."

Wie die große Freundschaft zwischen Schiller und Goethe eines der herrlichsten, stolzesten Dinge in der Menschheitsgeschichte darstellt, ist die lange Fremdheit, die ihr viele Jahre vorausging, aus einem Komplex von Mißverständnissen entstanden, eine der wehmütigsten, unnötigsten oder scheinbar unnötigsten Geschichten.

Daß beide Geistesheroen nun mit stummem Gruß aneinander vorbeigingen, wenn sie sich in Weimar begegneten, kein Wort miteinander wechselten, auch als sie ganz nahe benachbart wohnten, ist wegen der kurzen Lebensspanne, die Schiller vergönnt war, schmerzlich zu betrachten, und der überlebende Freund hat sich oft bitter daran erinnert. Er sagte sich aber, daß wie gewisse Naturprodukte langsam Ringe an Ringe oder Kristalle an Kristalle setzen müssen, um sich endlich zu begegnen und zu schließen, auch Menschen zuweilen nur allmählich zueinander wachsen können in Jahren der Sammlung.

Was Goethe und Schiller zunächst voneinander schied, war manch Kleines und Kleinliches, wie es kleine Städte mit sich bringen. Goethe hatte seine Gemeinde, seine Sekte, wie Schiller selbst sagte. Wir wissen, daß Sektierer nicht immer viel vom Geist ihres Meisters haben und daß manche, die Goethe im Mund führen mehr als sie ihn im Herzen besitzen, den Gewaltigen zum Oberhaupt einer Partei herabdrücken wollen.

Schiller, der viel Humor besaß, war mehr als einmal so unvorsichtig mit seiner Meinung über die lächerliche Aufgeblasenheit der Sekte nicht zurückzuhalten und diese Leute deuteten es als Mißachtung des Meisters vonseiten des ehrgeizigen aus der Fremde gekommenen Mannes.

Es waren dieselben Leute darunter, deren giftige Intrigen beitrugen Charlotte von Stein dem Freunde zu entfremden.

Genug, als Goethe zurückgekommen war, schlug ihm eine Welle der Feindseligkeit, der Fremdheit entgegen und Schiller konnte leicht für den Heimgekehrten ein Element derselben zu bilden scheinen. Er gehörte eben mit zu der unliebsamen Veränderung, die mit Goethes Weimar vorgegangen war. Der Qualm von Klatsch, der Goethe entgegenbrodelte und ihm unerträglich schien, bedrückte seinen schaffensreifen, von Eindrücken schier überfüllten Geist auf das peinvollste. Tausend Stimmungen, Wertungen, Reichtümer aller Art, die er im tiefsten aufgespeichert und die nun sich lagern, einteilen und verwenden ließen, dies alles drohte beschmutzt, verdorben zu werden, sich zu verflüchtigen, wie unvorsichtig entkorkte Essenzen, wenn sich Goethe nicht streng abschloß vor diesen Gefahren. Er, der früher so gern und froh Gesellige wollte nun nichts mehr von Menschen wissen, wollte am liebsten nur unter seinen mitgebrachten vielgeliebten Dingen verweilen, einsam unter den Sammlungen bleiben, die ihm eine Welt bedeuteten; oder nur an reinen Naturprodukten sich ergötzen, an Pflanzen und Steinen. Der Dichter, der soeben an seinem Tasso schrieb, und den strengen Antonio über den Schwärmer siegen ließ, welche Neigung hätte er für den Dichter des Don Carlos und der Räuber fassen können?

Er scheint ihm nicht einmal Neugierde eingeflößt zu haben, als sei er für ihn durch die bisherigen dem ganzen Streben seiner eigenen Natur feindlichen Werke abgetan, gerade weil sie in ihrer Art vortrefflich waren.

Enttäuscht sah Schiller dem davonschreitenden Goethe nach, dem rätselhaften, reichen, unnahbaren Wanderer, der da in Frau von

Lengefelds freundlicher Stube von Italien gesprochen, aber für ihn ganz umsonst aus dem Wunderland zurückgekehrt war.

Goethe hatte nur ein flüchtiges Grüßen für den zehn Jahre jüngeren Dichter, der sich ihm so entgegengesehnt, der ihn einst schon in der Karlsschule so heiß verehrt, mit solcher Inbrunst der Begeisterung, der in Weimar in seinem Garten so herzlich sein Wohl ausgebracht. Und also abgelehnt bewahrte der jüngere Mann schmerzlich stolze Scheu, vielleicht begann er auch etwas an seinem Goethe irr zu werden. Jedenfalls war die Sachlage von peinlicher Härte und enthielt eine der bittersten Erfahrungen, die Schillers bejahende Lebensanschauung in Gefahr brachte.

Sein jugendlicher Wagemut, ja Übermut, der ihn bis dahin frisch und trotz allem hoffnungsvoll in die Welt blicken ließ, nahm jetzt merklich ab. Und die Schwestern Lengefeld hatten viel Herzensgüte und feine weibliche Liebenswürdigkeit aufzuwenden, ihn zu trösten und aufzurichten.

Zweiunddreißigster Abschnitt

Warum ist alles so rätselhaft?
Hier ist das Wollen, hier ist die Kraft.
Das Wollen will, die Kraft ist bereit
Und daneben die schöne lange Zeit. Goethe

1788/89 Rückblickend auf seine Beziehungen zum Lengefeldschen Hause hatte Schiller an Körner geschrieben: „Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und wert geworden und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut getan, daß ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe und einem ausschließenden Verhältnisse so glücklich ausgewichen bin. Es hätte mich um den besten Reiz dieser Gesellschaft gebracht."

Als nun der Sommer zur Neige ging, die Wege grundlos wurden und der Verkehr mit dem Städtchen immer mühsamer, empfand er aber, daß es nicht so leicht war, sich von den Frauen zu trennen, die seine ganze Seele mit trauter Herzlichkeit umsponnen hatten.

Es wurde einsamer um ihn, die ersten Jugendfreundschaften waren abgefallen, wie die Blätter im Herbst, der Körnerkreis rückte ferner, je länger die Trennung andauerte, wenn auch die Briefe das alte Interesse namentlich durch kritische Förderung der Arbeiten aufrecht erhielten, in Weimar war es zu reichen, geselligen Beziehungen, aber zu keiner Vertraulichkeit gekommen und das gefährliche Spiel der Leidenschaften hatte die Neigung zu Charlotte von Kalb getrübt und verzerrt.

Der eigenen Familie, selbst dem Ehepaar Reinwald in Meiningen war er entwachsen, er konnte wohl geben, aber nichts mehr, nicht einmal tröstliche Liebe von dort empfangen.

Henriette von Wolzogen, die erste Frau, die sein keimendes Genie gehegt, war in diesem Sommer gestorben. Der Beileidbrief, den er an Wilhelm von Wolzogen richtete, enthält die warmen, anschlußsuchenden Worte: „Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihrem Sohn aufbewahren . . . Wir sind schon längst durch zärtliche Freundschaft gebunden; lassen Sie uns dieses Band mit brüder-

licher Herzlichkeit fortsetzen und womöglich noch fester knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören — Ach! sie war mir Alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können!"

Und Wolzogen antwortete mit gleicher Herzlichkeit.

Sichtlich kälter gestaltete sich im Laufe des Sommers das Verhältnis zu Charlotte von Kalb. Mit dem Überschwang ihres empfindsamen Gemütes schickte ihm die Freundin wohl ein kleines engbeschriebenes Heft, die Bekenntnisse der schönen Seele enthaltend, aber die Verstimmung blieb, die feinfühlende Frau ahnte wohl, daß andere Beziehungen in Schillers Seele größeren Raum forderten und er ließ im Briefwechsel einen lässigeren Gang eintreten.

Im Oktober schreibt Schiller an Körner, der keine Nachricht über Charlotte von Kalb erhalten: „Ich habe ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben, es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurteilt habe: Sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohltätig gewesen."

Schiller hatte sich verändert, seit er Körner bekannt, daß ihn Koketterie entzünde und fessle. Die unglückliche Charlotte meinte wohl, daß es sich immer noch so mit ihm verhalte und daß sie ihn noch mit den Waffen von einst beherrschen könne.

Ihrer Eleganz und mondänen Sicherheit gegenüber fanden zwar hausbackene Mädchen wie etwa Wielands Töchterchen einen ungünstigen Stand, aber mit den Lengefeldschen Damen verhielt es sich anders. Sie waren häuslich ohne hausbacken zu sein, sie verstanden einen Geist der Ordnung und Zufriedenheit um sich zu verbreiten, den kränkelnden Dichter mit allerlei Verwöhnen zu fesseln. Doch nachdem sie ihm süßes Gebäck oder ein selbstgezogenes Blumenstöckchen geschickt, sandten sie auch Bücher und eigene Übersetzungen englischer Gedichte. Mühelos glitt ihr fein beweglicher Geist von den alltäglichsten Dingen zu den höchsten intellektuellen Interessen.

Namentlich Lotte — die „Weisheit" zubenannt — muß durch ihre

vernünftige, obwohl niemals trocken pedantische Art ein stürmisches Herz sehr süß zu wiegen verstanden haben.

Einen solchen Frieden konnte Charlotte von Kalb, die schwergeprüfte Frau nicht um sich verbreiten. Sie besaß den Fehler, für ihre unglückliche Ehe fortwährend Teilnahme zu verlangen, während Karoline von Beulwitz die Enttäuschungen, die sie erlebt, nur sehr diskret und selten erwähnt. Immer unvorteilhafter wirkt die einst Geliebte im Vergleich zu den neuen Freundinnen und sehr bitter muß sie fühlen, wie ihr der Freund entgleitet, fremd und fremder wird.

Mit großer Wehmut muß man erkennen, daß auch die besten und feinfühlendsten Menschen dazu verdammt sind, einander weh zu tun, daß sie, einer dem anderen, das schreckliche zu früh und zu spät, zu viel und zu wenig nicht ersparen können, daß es unmöglich ist auch für sie, sich gegen manche Gesetzlichkeit des grausamen Liebenmüssens zu wehren.

Es scheint ein Gesetz, daß die reife Frau, deren Mütterlichkeit, deren vollerblühte Süße, deren Feuer der Jüngling gern genoß zu bestimmter Zeit von dem Reiz des Unberührten unbedingt besiegt wird.

Schwere Zeiten kamen für Charlotte von Kalb, in denen die Verhältnisse ihrer Ehe unerträglich wurden, die Freundschaft mit Schiller sich lockerte und ein beunruhigendes Augenleiden stärker hervortrat. Aber mit jener fast antiken Ruhe, die den hervorragenden Frauen des 18. Jahrhunderts dem Schicksal gegenüber eigen war, verstand sie endlich sich zu fassen und trat Schiller, als er im Spätherbst wieder in Weimar erschien, mit freundlicher Gelassenheit gegenüber. Ihren Seelenzustand kündet einen Satz in ihren Memoiren: „Wer denkt, darf nie klagen und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn betroffen“. In dieser Stimmung näherte sie sich Goethe und je mehr sie sich innerlich von Schiller entfernte, desto freundschaftlicher wurden ihre Beziehungen zu dem Heimgekehrten, der sich im verlassenen Weimar ebenso einsam vorkam wie die ihres Herzenshaltes beraubte Frau.

Major von Kalb reiste nach Frankreich, die Gatten trennten sich mit gegenseitigem Einverständnis, ohne die Scheidung zu verlangen. Schillers Lage der Alleinstehenden gegenüber war schwierig, sie stellte Ansprüche an seine Zeit und seinen Rat. Er sprach immer von Rudolstadt und den Lengefeldschen Schwestern, wie er früher von Margarete Schwan und andern mit ihr gesprochen hatte. Er wollte eine Freundschaft zwischen den Damen vermitteln und ließ durchblicken, was er bisher vor sich selbst, vor Körner und allen Freunden verborgen hatte, daß ihn trotz der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten ein ernsteres Interesse zu fesseln begann: In ihr Tagebuch schrieb Charlotte: „So kam er zu mir [27. Nov. 1788] und übergab mir auch einen Brief, worin Sie [Lotte Lengefeld] um meine Freundschaft bat. Sie war mir stets hold erschienen, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: „„Ich kann es nicht aussprechen, wie mich ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen — aber verschieden ist unsere Ansicht für unsere Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig fernere Briefe überlästig sind."" Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen."

Am gleichen Tag berichtete Schiller an Karoline von Beulwitz. „Frau von Kalb habe ich heute besucht und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geist die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind ebenso scharf als tief." Was ihn aber, seit er sie wirklich erkannt hatte, vor Charlotte zurückschrecken ließ, war, daß ihm in ihrer Nähe jene unumschränkte innere Freiheit und höchste Zwanglosigkeit im äußeren Umgang fehlte, die er zu restlosem Wohlbehagen bedurfte.

Diese Freiheit war ihm bei Karoline und Lotte erblüht und wehmutsvoll blickte er auf die Sommer- und Herbstmonate des Jahres als eine glückliche Zeit zurück. In Briefen suchte er für Stunden innigen Zusammenseins schwachen Ersatz. Schillers Stimmung nach der Ankunft in Weimar umfaßt das Bekenntnis (an Lotte 15. Nov.

1788): „Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge glaube ich wohl, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden .... Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht, aber sie halten die Probe nicht aus und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe."

Der Winter ließ sich aber sonst für Schillers Arbeiten nicht schlecht an, er hielt sich fern von der Geselligkeit und spann sich fester in seine historischen Studien. Für den Merkur, der nun sehr um seine Hilfe warb, entstand rasch „Spiel des Schicksals, ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte", Szenen aus den Phönizierinnen und der Iphigenie des Euripides wurden übersetzt, und einzelne Auftritte des wiederaufgenommenen Menschenfeinds beschäftigen ihn ab und zu. „Die Künstler" reiften zu immer schöneren Vollendung, sie faßten die Weltanschauung des Dichters am Ende seiner eigentlichen Entwicklungsperiode zusammen.

„Es ist viel stilles Vergnügen in dieser Existenz" bekennt Schiller. „Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Tee und einer Pfeife und da denkt und arbeitet sich's herrlich." Dann preist er die Freundinnen in Rudolstadt, die der „Mangel an geselligen Ressourcen" zwingt im Gegensatz zu den weimarischen Damen in ihrem Geist und Herzen Beschäftigung zu suchen. Mit einem Hinweis auf Charlotte von Kalb meint er: „So viele treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann".

Während sich Goethe in die Stille seines großen Hauses einschließt, zieht sich wenige Schritte von ihm auch Schiller zu tiefer Sammlung auf sich selbst zurück, das Wort Christian Ewald von Kleist's vor Augen: „Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein". In den Künstlern fand auch dieser Zustand poetische Verklärung: Er lebte:

In der schöneren Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluten der Dürstende trinkt
Und gereinigt von sterblichen Schwächen,
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt.

Bedeutende Lektüre verschönte die arbeitsfreien Stunden, Montesquieu, Gibbon und Plutarch fesseln den Dichter neben den griechischen Tragikern am meisten.

Endlich muß doch die Stadt, die Menschen darin, der Klub, die Freunde, ihre Rechte geltend machen.

Karl August hatte seine Residenz wieder in der Heimat aufgeschlagen und brachte den größten Teil seiner Abende bei Goethe zu, so daß dieser noch mehr, als er vielleicht wollte, der Gesellschaft entzogen war. Seine Anwesenheit wirkte aber trotzdem wieder wie ein Magnet; Moritz taucht in Weimar auf, wohnt bei Goethe, und beginnt mit Schiller die in Gohlis angesponnenen Beziehungen weiter zu führen; er scheint dem Dichter durch seine italienische Reise gereift und harmonischer geworden, Bürger trifft ein, anregend zu manchem poetischem Strauß und verschiedene „Voyageurs de distinction" machen Halt, die Dichter zu besuchen.

Auch Schillers traulicher Gelehrtenwinkel kann sich nicht vor allen verschließen.

Unruhe und Aufregung bringen aber mit einer gewissen unerwarteten Eile die äußeren Ereignisse in die künstlich abgeschlossene Welt. War Goethes Anteilnahme für Schillers Persönlichkeit vorläufig noch gering, so hielt er doch — wie er Karoline versprochen — ein wachsames Auge über ihn und gedachte bei erster Gelegenheit helfend einzugreifen. In dem Staatsrat Voigt, der den größten Teil der Regierungsgeschäfte leitete, fand er tatkräftige Unterstützung, und beide Männer hielten es für gut „den Feuergeist einzufangen und in kleinem Amt die allzu frei lodernde Flamme seines Genies in stetige Glut zu verwandeln" *.

Die Gelegenheit dazu war günstig. In Jena erledigte der un-

* Voigt.

vorhergesehene Abgang des Professors Eichhorn eine Professur, gerade als Schillers Werk vom Abfall der Niederlande die öffentliche Aufmerksamkeit erregte und mit viel Beifall in der gelehrten Welt begrüßt wurde. Da sich Karl August mit Goethe zufällig in Gotha befand, konnte man mit dem dortigen Hof Fühlung nehmen. Dies war notwendig, denn die Universität Jena stand unter dem ernestinischen Gesamthaus, und die verschiedenen sächsischen Herzoge bestimmten gemeinsam über die Ernennungen der Professoren.

So bereiteten sich langgehegte Wünsche vor Tatsachen zu werden, aber zunächst bedrängte die Erfüllung, statt Freude zu bringen. „Vor einer Stunde schickt mir Goethe den Bericht aus der Regierung", meldet ein Brief an Körner vom 12. Dezember, „worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorns Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vorteil dringend. Voigt sondierte mich. An demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich mit ihnen eingeleitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung."

Bei dieser Gelegenheit kamen Goethe und Schiller wieder persönlich zusammen, verbindlich fördernd der Ältere, mit geflissentlicher Zurückhaltung der Jüngere, erschreckt von den Schwierigkeiten, die das neue Amt seiner noch unfertigen Gelehrsamkeit bereitete. Goethe sprach ihm mit Wohlwollen Mut zu und meinte „docendo discitur", doch Schiller wird nicht fertig mit seinen Bedenken, die auch die größeren Ausgaben bei Antritt einer Lehrstelle umfassen. Nach Rudolstadt meldet er: „[Goethe] zeigt viele Teilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen werde." Dann spricht der fast wider Willen Ernannte mit viel Humor von seiner Zukunft auf dem Katheder, von dem er denkt, wie „Sancho Pansa über seine Statthalterschaft".

Die Professur trug zwar keinen festen Gehalt, eröffnete aber Aussicht auf Kollegiengelder und ließ reichlich Muße für andere Arbeit.

Sein langjähriges Bestreben „in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten" sah Schiller erfüllt.

Eine angenehme, in sein Fach als Professor einschlagende Nebenarbeit schließt er mit Bertuch ab, die Herausgabe einer „Sammlung von mémoires".

Den Trost auch im Gemüt nicht unbefriedigt zu bleiben, gewährt ihm aber das Versprechen der Lengefeldschen Damen gute Nachbarschaft zu halten und ihn oft zu besuchen. „Der Gedanke, daß Sie doch noch so wenige Stunden von uns leben," schreibt Lotte, „macht mir gar viel Freude und macht mich so ruhig."

Unbemerkt schleicht in die Beziehungen Schillers zu den Freundinnen die Notwendigkeit, sie stets in sein tiefstes Herz blicken zu lassen und dadurch Beruhigung zu finden, daß er ihre Herzen ihm geöffnet sieht.

Wochen vergehen nun, ohne daß er Frau von Kalb begegnet, die in der geräuschvollen Geselligkeit des Hofes sich zu betäuben sucht. Die kurzen Besuche, die noch stattfinden, scheinen unbefriedigend und enttäuschend für beide zu verlaufen.

Bekanntlich bleiben uns die Herzensangelegenheiten der uns nächsten Personen schleierhaft, ja die eigenen verschieben und verändern sich so sehr, wenn das Erinnern nach eigenem Geschmack und Ermessen richtet, sondert, aufhebt und wegwirft, daß wir sogar die eigenen Erlebnisse nicht in richtiger Perspektive zeichnen. Um wie vielmehr wird alles undeutlich und möglicherweise von uns ungerecht beurteilt, was nur durch zufällig erhaltene, oft widerspruchsvolle Briefe und Aufzeichnungen irgendein Leben gewinnt.

Sicher ist jedoch trotz alles Trüben und Beklagenswerten in der Geschichte dieser Liebe ein stillschöner, feiner Klang geblieben. Der Dichter bemüht sich trotz neuer Herzensbande der Freundin aus schlimmen Tagen, die mancher Harm nicht zu ihrem Vorteil veränderte,

treue Dankbarkeit zu wahren. Charlotte von Kalb scheint selbst erneute Annäherungsversuche teils zu verkennen, teils zu verscherzen. Da werden die Briefe nach Rudolstadt immer wärmer, gefühlsinniger, und die Freude, Verständnis für das zu finden, was in ihm vorgeht, immer hinreißender.

In Weimar schließt er sich auf Lottes besonderen Wunsch mehr an Charlotte von Stein, die mit wehem Herzen aber freundlichem Verstehen gern seiner vertraulichen Aussprache lauscht. „Käme es auf meinen Wunsch an, ich besuchte sie alle Tage“, schreibt er, „es ist mir wohl in ihrer Gesellschaft.“ Aber er steht der vornehm kühlen Frau doch schüchtern gegenüber und erscheint nur selten im Kavalierhaus am welschen Garten.

„Er hat sich so zur Einsamkeit gewöhnt“, schreibt Charlotte von Stein nach Rudolstadt, „daß er, glaube ich, gar keine Sprache mehr für die Menschen hat.“

Trotz der freundlichen, möglicherweise ein wenig herablassenden Anteilnahme Goethes in der Jenenser Angelegenheit findet bei den Besprechungen zwischen beiden keine wahre Annäherung statt, ja das Unbehagen des jüngeren Dichters wächst, da es ihm weh tut, eine so fremde Güte, die ohne wahre Liebe handelt, zu erleben.

Sein Urteil leidet darunter: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen.... Er besitzt das Talent die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott ohne sich selbst zu geben.“

Das Gedicht „Die Künstler“, an dem noch immer gefeilt wird, ehe es Wieland für den Merkur zum Druck erhalten soll, will Schiller jedoch besonders vollenden, damit Goethe ein günstiges Urteil fälle. „An seinem Urteil liegt mir überaus viel... Sein Kopf ist reif und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn

nun mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen."

Unter solchen Stimmungen und Wünschen zog der Frühling in das Land, der den Dichter seinem neuen Wirkungskreis entgegenführte.

Dreiunddreißigster Abschnitt

Der höchste Zweck allen Lebens liegt in der Künstlerschaft.
Shaftesbury

1789 In Bezug auf die Gesundheit waren weder der Sommer in Volkstädt noch der Herbst in Weimar für Schiller besonders günstig. Kühles regnerisches Wetter herrschte vor und eine weitverbreitete Influenzaepidemie — das sogenannte Schnupfenfieber, von dem oft die Rede geht zwischen Schiller und den Schwestern Lengefeld — ließ ihre Spuren lange zurück. Besonders im Winter, da er „die Zeiten wundersam verwechselte“ und die Nacht oft zum Tage machte, zeigten sich Störungen, die auf dies Unwohlsein zurückgeführt und durch ein absonderliches, der Gesundheit unzuträgliches Leben gesteigert wurden. „Als Schiller sich noch in Weimar befand,“ erzählte Goethe später dem Privatgelehrten Johannes Falk, „verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagessen vor seinem Studierpult.“ Und der Schreiber, dem er seine Manuskripte zum Kopieren anvertraute, berichtete als hochbetagter Mann: „Nie durfte ich vor zwölf Uhr vormittags zu ihm kommen, da er immer sehr spät aufstand und mehr des Nachts als am Tage dichtete. Übrigens habe ich, solange ich für denselben schrieb, ihn immer leidend und äußerst selten heiter gefunden.“

Diesen schädlichen, vollständig regellosen Zuständen sollte — wie die Freunde hofften — die Berufung nach Jena ein Ende machen, da ein bestimmter Stundenplan den Dichter wenigstens zu einer gewissen Lebensordnung zwingen würde.

Manchmal raffte er sich aus Traum und Arbeit auf, um zerstreut und freudlos Menschen aufzusuchen. So findet er sich auf einer Redoute und erinnert sich an das vergangene Jahr, wo er auf solchem Maskenball plötzlich Lottchen gegenüberstand. „Zwischen diesen beiden Redouten ist doch allerlei geschehen,“ schreibt er ihr nach Rudolstadt, „und das angenehmste darunter ist für mich doch unstreitig unsere nähere Bekanntschaft.“ In den Briefen an Karo-

line spricht er sich mehr über die eigene Psyche aus und stellt ein Idealbild des geselligen Lebens auf, wie es ihn erfreuen und befriedigen würde. „Wenn ich glücklich sein soll, so muß ein geschlossener Zirkel um mich herum sein, der ohne mein Zutun da ist, und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde."

Es war ihm von Tag zu Tag klarer, daß dieser Zirkel sich nur, durch Karoline und Lotte gebildet, um ihn schließen könne, aber er weist im Stillen für sich noch immer den Gedanken zurück, eine festere und dauernde Verbindung auch nur ins Auge zu fassen, denn Karoline ist vermählt und wenn auch nicht glücklich in ihrer Ehe, so doch keineswegs einer Scheidung geneigt, Lottes Herz aber scheint vergeben, wenn sich der Liebeskummer auch langsam in wehmütigen Erinnerungen auflösen mochte.

In Lottes kleinem Schlafzimmer, das der Dichter betreten, wenn er vor anderen Besuchern manchmal geflohen war, hing ein Ölgemälde, einen schönen Jüngling darstellend in englischer Marineuniform.

Es war das Bildnis eines Schotten des Kapitäns Henry Heron, der im Jahr 1787 in Jena, wo er im Griesbachschen Haus wohnte, Universitätsvorträge hörte, viel am Weimarischen Hof verkehrte und eine empfindsame Freundschaft mit Lotte Lengefeld schloß. Er führte sie in Ossians Traumland ein, gab ihr Pope und verschiedene englische Philosophen zu lesen und zog das liebenswürdige, aber doch weltunkundige Thüringer Edelfräulein in den Bann seines glänzenden hochgebildeten Wesens. Als er scheiden mußte, um eine Fahrt nach Ostindien anzutreten, fühlte Lotte, daß sie einen ihrer besten Freunde verloren habe und trauerte ihm nach mit stiller Resignation.

Es war nicht umsonst, daß man ihr im Familienkreis den Namen „die Weisheit" gegeben, sie hatte die Gabe, das Schicksal mit Herzgelassenheit zu tragen und war sich darüber klar, was im Möglichkeitsbereich des Erkämpfbaren lag. Die Verbindung mit Heron war aus äußeren Gründen von Anfang an ausgeschlossen, nicht nur aus materiellen Ursachen sondern auch aus Verschiedenheit der

Religion, denn Heron gehörte zu den strenggläubigen katholischen Schotten.

Aber Schiller glaubte, daß Lottens Herz immer noch an diesem Traum hing und sprach in der Folge Karoline gegenüber öfters darüber, ohne sich zunächst durch ihre Gegenvorstellungen von seinen Befürchtungen zerstreuen zu lassen.

In der Korrespondenz mit den Schwestern treten die Gefühlsmomente gegen literarische und philosophische Ideen zurück, wenn auch das Gemüt immer durchzudringen bestrebt ist, das Fernliegende mit seinem Zauber überkleidet und nach und nach die Sprache verhaltener Herzenssehnsucht annimmt.

Allein der Dichter gibt sich nicht mehr, wie in Jünglingsjahren seinen Liebesstimmungen ganz gefangen, nicht der Wehmut, die das allmähliche Welken und Sterben der Leidenschaft für Charlotte von Kalb mit sich bringt und nicht der Traurigkeit einer scheinbar hoffnungslosen neuen Doppelneigung.

Er genießt die Herzlichkeit der Schwestern als willkommene Labsal des Feierabends. Sein Tag ist aber ein heißer Arbeitstag; sein Eifer erlahmt nicht, ehe der Körper vollständig ermattet.

Schiller hatte sich früher, wie jeder Hochbegabte nach fester Weltanschauung gesehnt, die Gesetzlichkeit der Dinge zu schauen gesucht und im Gespräch mit dem Besten der Freunde, mit Körner hin und her erwogen. Jetzt, fern von diesem ohne unmittelbaren Gedankenaustausch kann er nicht mehr so frei und leicht mit der Philosophie umgehen. Es wird eine quälende Liebe, aber wie jede Liebe durch Qual und Zweifel leidenschaftlicher. Er bietet seinen ganzen Mannesmut auf, die Spröde zu besiegen. In dieser Zeit wird ihm die Philosophie zur unbedingten Lebensnotwendigkeit und ihre Strenge meistert, was bis jetzt jugendlich ungeberdig und maßlos in seinem Genie gewesen.

Die erste Frucht dieser innigen Beschäftigung ist die Möglichkeit, sich der Antike mit weisem Herzen zu nähern, mit jener reinen Gelassenheit des Gemüts, die unerläßlich ist, um die Weihe ihrer Tempel zu fühlen.

Was in dieser Zeit die Vossische Übersetzung des Homer und die athenischen Tragödien für Schiller wurden, indem sie Erkenntnis für edles Maß in sein Denken, Schaffen und Leben einführten, kam zwar erst voll in späteren Jahren zum Ausdruck, aber im Verborgenen klärte schon jetzt die reine Welt der Antike vieles in der Werkstätte seines Geistes. Der Briefwechsel mit Körner läßt erkennen, welches schwere innere Ringen der Dichter durchmachen mußte, bis der Weltanschauungsgedanke rein geformt in Erscheinung trat, die Vollendung des Menschen sei erst zu erwarten, wenn Wissen und Sitte wieder zur Schönheit würden.

Der Schätze, die des Denkers Fleiß gehäufet
Wird er im Arm der Schönheit erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft der Dichtung zugereifet
Zum Kunstwerk wird geadelt sein.

Solchem Ziel strebte jetzt der Dichter unbeirrt nach. Die inneren Erlebnisse auf diesem Weg werden ihm wichtiger als die äußeren Geschehnisse seiner Tage.

Immer rührender, immer verlangender kämpft er sich Goethe entgegen, wenn er auch scheinbar ablehnend bleibt und über die Persönlichkeit des Bewunderten noch zu keinem günstigen Urteil gelangt. Karoline wird mehr und mehr die Vertraute seiner Zweifel und Wünsche. Ähnlich, wie einige Wochen früher zu Körner, spricht er sich jetzt ihr gegenüber aus: „Ich fürchte, er [Goethe] hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht — ich würde mir ihn nicht wünschen und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl. Legen Sie dieses Urteil beiseite. Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft aber noch besser, wenn sie ihn widerlegt."

Karoline verteidigt den großen Einsamen und sucht mit wohldurchdachter Beharrlichkeit dem Jüngeren und Aufstrebenden die Charaktergröße des Fertigen, Abgeklärten näher zu bringen. Sie stellt ihm vor, welch unendliches Gewirr von Enttäuschungen einen Mann wie eine feste Hecke umgeben muß, der soviel durchlebt und erreicht hat.

Schiller antwortet darauf: „Was Sie von Goethe schreiben, mag allerdings wahr sein — aber was folgt daraus? — Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf einem Schiff mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen ... Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist, gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem anderen nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne." Doch fängt er an zu verstehen, wie Goethe zu seiner stolzen Überlegenheit kommen mußte: „Es ist nichts Zerbrechlicheres im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen; wenn so viele Hände an dieses zerbrechliche zarte Ding tappen, was wunder, wenn es zu Schanden geht? Wenn mich je das Unglück oder Glück träfe, sehr berühmt zu werden (und das ist sehr wohl möglich, als man es jetzt wohl werden kann und wird ohne es zu verdienen), wenn mir dieses je passiert, so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie dann meine Schriften und lassen den Menschen übrigens laufen."

Mit diesem Scherz wehrt sich Schillers Stolz dagegen, daß der Wunsch Goethe näher zu kommen „ihn zur Ergießung zu bringen" allzu deutlich in Erscheinung trete.

Unterdessen nahm der mit Bertuch besprochene Plan, historische Memoiren herauszugeben, feste Gestalt an. Mit einem jungen Buchhändler, namens Friedrich Mauke, der sich zu gleicher Zeit in Jena etablierte, schloß Schiller einen Kontrakt, wonach er vierteljährlich einen derartigen Band mit Einleitung, den Bogen zu einem Carolin, zu liefern hatte.

Da er nicht glaubte, allein die ganze Arbeit zu bewältigen, suchte er nach Mitarbeitern und wendete sich unter anderen an Reinwald: „Ich habe mich mit dem Buchhändler Mauke in Jena in eine weitläufige Entreprise eingelassen, die mir eine jährliche Einnahme von 700 Talern von ihm verschafft und die ich mein ganzes

Leben fortsetzen kann. . . . Bertuch hat diese ganze Entreprise zwischen Mauke und mir dirigiert und es sind auch bereits Kontrakte darüber aufgesetzt. Weil ich aber, wie du leicht einsiehst, diesem weitläufigen Werk allein nicht gewachsen bin, so habe ich Mitarbeiter nötig . . . vier Reichstaler kann ich für den gedruckten Bogen bezahlen *." Bis zum 5. Band, der im Jahr 1793 erschien, blieb Schiller Mitarbeiter, die Sammlung wurde aber bis zum Jahr 1806 unter seinem Namen fortgesetzt.

Im Kreis der Freunde lösen „die Künstler" reichen Beifall aus. Das Märzheft des Teutschen Merkurs, in dem die Dichtung Aufnahme gefunden, geht von Hand zu Hand, in Dresden und Rudolstadt, in Weimar und Jena vertieft man sich in dieses neue, allgemein interessierende Problem. Fragen der Weltanschauung, die heute wohl in Prosa als Essais behandelt würden, treten hier in majestätischer Rhapsodie auf. Also trugen die ältesten Weisen, zugleich Seher, Priester und Dichter, ihre Erkenntnis begeistert vor und wußten durch die Form auch den zu erquicken, der nicht den ganzen Inhalt begriff.

Moritz hatte sich mit demselben Gegenstand beschäftigt in der Schrift „Über die bildende Nachahmung des Schönen" (1788). So war der Gesprächsstoff durch den sogenannten Damenprofessor vorbereitet und dem allgemeinen Interesse zugänglich. Schiller konnte schon im Februar an die Schwestern in Rudolstadt schreiben: „Das öftere Sprechen über Schönheit und Kunst hat vielerlei bei mir entwickelt und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluß gehabt".

Politisch ist der Zeitpunkt, zu dem der Dichter dieses Werk vollendet, eine „tatenreiche Stille", die letzte vor welterschüt-

* Der Titel des Werkes lautete: Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nötigen Anmerkungen versehen und jedesmal mit einer universalhistorischen Übersicht begleitet und herausgegeben von Friedrich Schiller, Professor der Philosophie in Jena (Erste Abtheilung, erster Band.). Jena bei Johann Michael Mauke 1790.



terndem Sturm. Zwei Monate, nachdem man im Merkur lesen konnte:

> Wie schön o Mensch mit deinem Palmenzweige
> Stehst du an des Jahrhunderts Neige
> In edler stolzer Männlichkeit
> Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle
> Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
> Der reifste Sohn der Zeit,

begann in Paris die Versammlung der französischen Stände. Widersprechende Nachrichten liefen zuerst ein. Trotz Zuversicht und Stolz der Geister, die an schöne Wunder glauben, konnte man sich einer Bangigkeit nicht erwehren, einer Besorgnis vor dem, was nun kommen müsse. Der große Zukunftstraum, den Schillers Wort umreißt,

> Daß der entjochte Mensch jetzt seiner Pflichten denkt,
> Die Fessel liebet, die ihn lenkt,

eine wohl gegliederte, kunstvoll gebaute Ordnung, wie er sie immer wieder begeistert preisen und herbeisehnen sollte, kam der Meinung aller frei und vernünftig Gesinnten entgegen. Angesichts der Dinge, die sich in Frankreich vorbereiteten, knüpft man nun in den Salons an das Gespräch über die „Künstler" die verschiedensten Anschauungen, Wünsche, Hoffnungen für die Zukunft der von Grund aus zum Neuen bewegten Menschheit. Wieland tadelte das Gedicht. „Er strauchelte gleich über die Schwelle", wie Schiller erzählt: „Er wollte es nicht für ein Gedicht erkennen, sondern für philosophische Poesie in der Art von Youngs Nächte".

Der ältere Mann, in dem Schönheitsideal der Rokokozeit befangen, vermißte die eigene Leichtigkeit „die auch Goethe nur schwer erworben habe". Körner war begeistert, nannte die „Künstler" Schillers bestes Werk und wies den Freund mit aufmunternden Worten auf „das lyrische Fach" hin, aber der Dichter, dem immer noch die Bühne vor Augen schwebt, sieht dieses Fach eher für „ein Exilium an als für eine eroberte Provinz".

Eifrig las der angehende Professor historische Schriften, um sich

für sein erstes „Publikum" vorzubereiten. Er wählte ein Thema aus der „Universalhistorie", das er bei einem kurzen Besuch in Jena für das gedruckte Verzeichnis der Vorlesungen des Sommersemesters anmeldete. Die Universalgeschichte von Millot, die Werke von Schröckh und Beck wurden vorgenommen neben Robertson, Gibbon, Bossuet und Voltaires Essays sur les mœurs, deren Stil den Neuling in der Geschichtsschreibung lebhaft fesselte.

Ein Besuch in Jena verlief zur vollen Befriedigung. Unter den Professoren fand Schiller so manchen, mit dem es sich gut leben ließ, der Klub, bei denen die Hörer sich mit den Lehrern vereinten, gefiel ihm des herrschenden guten Tones wegen, da es trotz der vielen Studenten „ziemlich bescheiden und ruhig" zuging, nur der anmutige Verkehr mit gebildeten Frauen schien zu fehlen. „Im ganzen seh ich schon," beschloß er den Bericht seines ersten Eindrucks, „muß ich mich auf meinen Fleiß, auf die schöne Gegend und auf Briefe beschränken."

Ein Wettersturz am Ende des Ausflugs traf Schiller in so dünner Kleidung, daß ihn der sorgsame Professor Hufeland zur Heimfahrt in seinen warmen Mantel hüllte. So kam Schiller wohlgeborgen in Weimar an, mit guten Hoffnungen für seine Zukunft, nur etwas eingeschüchtert durch den ungeheuren Formelkram, dessen der Antritt seiner Stellung bedurfte. Er bittet Hufeland im Hintergrund seines Gedächtnisses nach den veralteten Gebräuchen zu suchen, um einem guten Freund damit auszuhelfen. So faßt ihn das kleine unbesoldete Amt mit wichtig ausgestreckten Armen und sucht ihn in die Alltäglichkeit des Broterwerbs zu ziehen. Er schreibt in offiziellem Brief dem Kammerrat Sucow, Dekan der philosophischen Fakultät:

Summopere mihi gratulor, quod pro singulari Ducis nostri clementissimi ceterorumque academiae Jenensis tutorum gratia, provincia mihi demandata sit, in tam illustri ac splendida litterarum universitate qualis Jenensis est, quae et vetustate sua ed magnorum virorum, qui illam nomine suo illustrarunt, fama et gloria prae aliis excellit, historiam publice docendi.

Vierunddreißigster Abschnitt

Der Stand ist eine Bürd'.
Gryphius

1789 Es war am Dienstag vor Pfingsten, den 26. Mai des Jahres 1789 um sechs Uhr nachmittags, als Schiller seine erste Vorlesung als akademischer Lehrer begann.

Mit bereitwilliger Gefälligkeit hatte ihm der Theologe Professor Griesbach seinen Hörsaal, den größten in Jena überlassen.

Ungefähr fünfhundert Studenten drängten sich in den Saal, auf die Treppen, auf die Fenstersimse des großen nach der Stadtmauer zu gelegenen Hauses, den neuernannten Professor, den vielverehrten Dichter der Räuber mit Beifallstampfen zu begrüßen.

Gerührt, von diesem Eindruck überwältigt, bestieg Schiller den Katheder und sprach zu den still und andächtig Lauschenden.

„Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" lautete das Thema der Antrittsrede.

„Das Reinholdsche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut", lautet Schillers eigener Bericht*, „es hat eine mäßige Größe und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen ... Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte.

Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen und mein Mut nahm eher zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich

* An Körner.

nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Griesbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag tun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden ward es aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Griesbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in kleiner Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruten liefe. . . . Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern und konnte das Katheder kaum finden. Unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich wars am Katheder, wo alle Fenster offen waren und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte."

Durch Erzählung von Mund zu Mund blieb die Erinnerung an den Vorgang noch lange in Jena lebendig, wie der Professor in seinem kurzen Röckchen dem Zug der Studenten gefolgt sei.

Die Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man auf der Straße und in den Kneipen davon sprechen und die Studenten beschlossen dem geliebten Dichter, auf dessen Zugehörigkeit zur Universität sie stolz waren, eine Nachtmusik und ein Vivat zu bringen. Es war dies zum erstenmal in den Annalen der Hochschule, daß ein neuer Lehrer also begrüßt wurde.

Bei der zweiten Vorlesung war der Saal ebensogut besucht wie bei der Antrittsrede. Dies verstimmte in den Reihen der akademischen Lehrer: „Es ist hier ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat". Mit dieser besorgniserfüllten Bemerkung gibt sich Schiller Rechenschaft über die Schwierigkeit, die selbst das kleinste Amt, die kleinste Auszeichnung mit sich bringt. „Der Himmel gebe, daß meine Collegia im nächsten halben Jahr einschlagen!" setzt er hinzu und berechnet, daß er gutes Auskommen habe, wenn nur der vierte Teil jener Hörer ihm treu bliebe, die neugierige Begeisterung zu Beginn herbeigerufen.

Anfangs schöpfte er Vergnügen aus dem Gedanken, in Jena zu Hause zu sein. Die kleine reizvolle Stadt mit ihren Türmen, dem Schloß und den buntblühenden Gärten auf allen Seiten tat es ihm an. Nicht weit vom Schloß, dort, wo sich die enge Jenergasse am Brunnen zu kleinem Platz erweitert, hatte er Wohnung in einem großen hohen Haus genommen. Das Gebäude war ein beliebtes, dicht bewohntes Studentenquartier, dessen vordere Zimmer auch größeren Ansprüchen von Komfort und Geräumigkeit genügten. Zu Schillers Zeiten gehörte das Haus zwei Schwestern, den Demoisellen Schramm und hieß im Studentenjargon „die Schrammei". „Ich habe zwei alte Jungfern zu Hauswirtinnen, die sehr diensteifrig, aber auch sehr redselig sind. Die Kost habe ich auch von ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groschen das Mittagessen" berichtet er und schildert froh das reiche „Ameublement der drei Piecen". In der engen, etwas dumpfen Gasse richtete sich Schiller häuslich ein und fand ein lange nicht gekanntes Behagen im wirklichen zu Hause sein. Er fühlte sich im Zusammenhang mit seiner Umgebung und jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren bestärkte dieses Gefühl.

Doch Fremdheit den Menschen und Sitten gegenüber läßt vorerst wahre Freude am akademischen Beruf nicht aufkommen. Mit Erstaunen gewahrt Schiller den ungeheuren Zopf, der das Leben

und die freie Lehre belastet, ebenso wie das wilde ungezwungene Treiben, das dem Studententum anhaftet.

Diese Stimmung ist begreiflich, wenn man den Bericht des Hofmeisters eines adeligen Studenten liest, der ungefähr um diese Zeit in Jena war: „Eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur wird schwerlich in London und Paris angetroffen werden als hier in Jena. Vom Wilden in Sitte und Unreinlichkeit bis zur widerlichen Überfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beschränktesten Ansicht der Wissenschaften bis zur edelsten Übersicht und heitersten Ansicht trifft man alle Mittelstufen, gleichsam als ewige Formen, als Repräsentanten hier an."

Wenn sich Schiller auch anfangs „auf Händen getragen" fühlt und das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Universität als ungeahnte Wohltat empfindet — wie sie ihm seit den Heimatjahren nicht zu teil geworden, so macht sich bald der Mangel an jenem Verkehr geltend, der sein Herzensbedürfnis im Kreis hervorragender vornehmer Frauen geworden war.

Manches Unfeine, Gewöhnliche fällt dem durch auserlesenen Verkehr Verwöhntem peinlich auf. Die Prosa des Studententreibens mit gröblichen Rauf- und Trinksitten erfreute den Dichter nur wenig, und die trockene Pedanterie, manchmal auch groteske Würdelosigkeit seiner Kollegen war keine geringe Geduldprüfung.

Er findet Erleichterung mit halb scherzhafter, halb ernster Klage in den Briefen an Lotte. „Während dem, daß mein Schatten unter Ihnen wandelt," schreibt er „muß ich selbst hier in Jena ein desto elenderes Leben führen. Je lebendiger Sie vor meiner Phantasie dastehen, desto mehr erschöpft sich meine Toleranz gegen die mich hier umgebenden Geschöpfe, desto weniger kann ich mich mit meiner Einsamkeit aussöhnen. In der Tat — ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der anderen, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben . . . Hier haben mich alle Götter und Göttinnen der Schönheit verlassen, denn die grimmigen Gesichter der Gelehrten verscheuchen alles, was Freiheit und Freude atmet."

Und er bittet die Freundinnen ihn wenigstens wieder zum Menschen zu machen, denn mit dem Dichter sei es vorbei. Er findet niemand, dem er sich als Freund anschließen kann. Da die Männer und Frauen ihm mit liebenswürdiger Gastlichkeit ihre Häuser öffnen, kommt auch er ihnen zuerst hoffnungsvoll entgegen, entdeckt aber bald, daß sie ihm innerlich nichts zu sagen haben. Er fühlt sich an eine Küste verschlagen, wo er die Sprache des Landes nicht kennt.

Vielleicht waren diese Enttäuschungen besonders dadurch bedingt, daß nach dem rauschenden Erfolg der ersten Vorlesungen die Teilnahme unter den Kollegen nicht anhielt und er manches spitze Wort über seine Lehrtätigkeit hören mußte. Man hatte ihn mit lautem Beifall begrüßt, nun sollte er Zeit finden, sich mit den Unannehmlichkeiten des akademischen Lebens abzufinden. Wie schwer es ihm wurde, zeigt die vertrauliche Aussprache in den Briefen an Karoline und Lottchen.

Dieses schwere Sicheinlebenkönnen in eine Welt von Formkrämerei, Mißgunst und Wichtigkeitsgefühl kleinen Dingen gegenüber hatte der welt- und menschenkundige Wieland vorausgesehen. Ein kurzes Billett an seinen Schwiegersohn Reinhold umreißt mit sicherer Hand die Verhältnisse und stellt Schillers Aussichten kein gutes Prognostikon: „Wie es ihm gelingen wird, muß der Erfolg zeigen: Ich habe (soit dit entre nous) keine große Meinung davon. Er ist ein edler und guter Mensch, aber singular* und was die Franzosen peu liant nennen."

Bei den Studenten behielt Schiller im ersten Semester die in der Antrittsvorlesung bezeugte Teilnahme, obwohl unter den Professoren die Kritik laut einsetzte. So schreibt Friedrich Gedicke, ein preußischer Pädagoge, der im Auftrag seiner Regierung die deutschen Universitäten bereiste: „Noch bei meinem Aufenthalt hatte Schiller in seiner Einleitung in die Universalgeschichte an vierhundert Zuhörer. Ich gestehe indessen, daß es mir schwer ward,

* eigenartig.

die Ursachen seines übergroßen Beifalls zu finden. Er las alles Wort für Wort ab, in einem pathetischen, deklamatorischen Ton, der aber sehr häufig zu den simplen historischen Fächern und geographischen Notizen gar nicht paßte. Überhaupt war die ganze Vorlesung mehr Rede als unterrichtender Vortrag. Der Reiz der Neuheit und die Begierde, einen berühmten theatralischen Dichter nun auf dem Katheder in einer ganz neuen Situation zu sehen, mochte wohl am meisten den Zusammenfluß so vieler Zuhörer bewirkt haben, zumal da nichts für das Collegium bezahlt wird und es spät am Abend, wo keiner mehr las, gelesen wurde."

Aus diesem Bericht klingt der Ton des mäkelnden Schulmanns, der ungern den Eindringling im Hörsaal sieht und die frische Begeisterung der Jugend nicht mehr zu fassen versteht.

Die Ausnahmestellung, die dem Dichter ohne sein eigenes Zutun von den akademischen Bürgern bereitet wurde, mißfiel und gab Anlaß zu manchem stürmischen Angriff, der schon im ersten Semester vorbereitet wurde.

Unter den Professoren, die mit ihm in Beziehung traten, war wohl der bedeutendste Johann Jakob Griesbach, ein jovialer und herzensfreundlicher Theologe. Wissenschaftlich gehörte der vielgereiste Gelehrte zu den angesehensten Textkritikern des Neuen Testaments, politisch zählte er als Prälat unter die wichtigsten Landstände von Jena und gesellschaftlich konnte er als sehr vermögender Mann in der kleinen Stadt eine einflußreiche Rolle spielen. Es war ein großer Vorteil für Schiller, daß sich die Griesbachische Familie ihm äußerst wohlgesinnt zeigte, wenn er auch manchmal eine gewisse Aufdringlichkeit störend empfand. „Mit dem Griesbachschen Hause bin ich jetzt sehr in Verbindung," berichtet er nach Rudolstadt, „ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrat gewogen gemacht habe, aber er scheint es mit mir sehr gut zu meinen und über wissenschaftliche Dinge spreche ich nicht ungern mit ihm." Sonst erzählt er noch von Reinhold, Schütz und Hufeland. Im Hause von Wielands Schwiegersohn bleibt er zunächst wohlgelitten, wenn auch leise Eifersucht über den

Lehrerfolg in die geselligen Beziehungen spricht und bald zu ablehnender Kälte führt.

Schütz, ein Schwager Griesbachs, hatte, obwohl sein Kolleg kaum von zwölf Hörern besucht war, als Herausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung hervorragendes Ansehen. Hier konnte der umgängliche Gelehrte sein vielseitiges Wissen wohl verwenden und seine Kunst mit Menschen aller Art umzugehen, kam in der Redaktionsstube zu voller Entfaltung. Mit Reinhold und auch mit Schiller besprach er gern die Fern- und Weitwirkung der Kantischen Philosophie und ein liebenswürdiger Dilettantismus in der Dichtkunst machte ihn dem poesieberaubten jungen Professor besonders wert. Sein Haus, in dem Henriette geb. Danovius, die Schwester der Frau Griesbach waltete, war der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs in Jena und wurde gern von Goethe, ja selbst von Karl August bei flüchtigem Aufenthalt besucht.

Hufeland, ein tüchtiger Jurist, der auf weiten Auslandsreisen viele Menschen und Länder kennen gelernt hatte, war geschätzt als Mitherausgeber der Literaturzeitung und brachte manche frische Wirkung in die Gespräche, wenn die Fachwissenschaft sie zu versanden drohte. Sein „Versuch über den Grundsatz des Naturrechts" fand unter den Moderndenkenden viel Anklang, indem er die philosophische Weltanschauung der Zeit in das starre Recht bringen wollte.

Mit solchen Männern ließ es sich in Wirklichkeit wohl ganz gut und angeregt verkehren. Da gewährt es wehmütigen Einblick in das unruhige, verquälte, in Sehnsucht ringende Gemüt des Dichters, daß er ohne innere Fühlung zu gewinnen, sich fortwünschte in das freie ungebundene Leben zurück aus dem ersten regelrecht umgrenzten Wirkungskreis, den ihm das Schicksal geboten.

Die Sehnsucht, Karoline und Lottchen zu sehen, überwältigt den jungen Professor. Er wird immer unruhiger und unzugänglicher, bis er sich im Juni auf einige Tage losreißt, einen Ausflug nach Rudolstadt zu unternehmen. „Herzlichen Dank", schrieb er beiden gleich

bei der Rückkehr, „denn Sie haben mich in einer so glücklichen Stimmung zurückgeschickt."

Man hatte von Menschen und Büchern gesprochen und verabredet, die Ferien in dem kleinen Bad Lauchstädt zuzubringen. Im Juli traten die Damen bereits die Reise an und nahmen kurzen Aufenthalt in Jena, wo Frau Griesbach liebenswürdige, aber doch etwas störende Gastfreundschaft übte.

„Ihr letzter Aufenthalt in Jena", schrieb Schiller an Lotte, „war für mich wie ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum, denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder. Ich wurde Ihres Anblicks nicht froh."

Vielleicht bedrückt ihn ein gewisser Zwiespalt. Lotte gibt sich zurückhaltend und still. Karoline nimmt mit feurigen Worten Anteil an allem, was ihn bewegt, und scheint auch für sich Anteil zu fordern und zu verdienen. Ihr glänzender, beweglicher Geist wirkt wohltuend nach Jenas Pedanterie und dem spießbürgerlichen Gebaren der meisten Frauen. Die Gespräche, die Schiller mit Karoline über literarische Dinge führt, bekommen immer mehr persönliche, leidenschaftliche Färbung.

Wenige Tage nach der Begegnung schreibt ihm Karoline, daß sie mit Freuden die Künstler gelesen: „Unbeschreiblich gießt mir das Licht und Leben in die Seele. Sie werden mir so nahe." Und kurz vorher: „Ich schreibe Ihnen, wenn wir uns nicht sprechen, oder vielleicht auch dann — es ist sonderbar, welch eine fremde Gewalt oft die Lippen verschließt, wenn auch die Seele offen ist."

Neue ihm selbst noch Rätsel bergende Empfindungen mischen sich in die klare unbefangene Freundschaft. Alles scheint zur Entscheidung zu drängen und im Bewußtsein, bedeutsamen, vielleicht lebensbestimmenden Tagen entgegenzugehen, verläßt Schiller sobald das Semester geschlossen war, das turmgekrönte Städtchen und reitet das liebliche Saaletal hinunter — Lauchstädt zu.

Fünfunddreißigster Abschnitt

Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt.
Goethe, Iphigenie

1789 Ungefähr in der Mitte zwischen Halle und Merseburg gelegen und von beiden Städten in etwa zwei Wegstunden zu erreichen, bot das kleine Stahlbad Lauchstädt viel Anziehendes und namentlich gesellschaftlich sehr reizvolle Verbindungen.

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts war es als „Luxus- und Modebad" in Aufnahme gekommen und erfreute sich besonders beim sächsisch-thüringischen Adel der weiteren Umgebung und bei der Leipziger Kaufmannschaft großer Beliebtheit. Ein vergnügungsfrohes Publikum, ging gern unter den alten Linden der Anlagen spazieren oder unterhielt sich, die Waren der Kaufläden in den Kolonnaden zu mustern. Und das junge verliebte Volk strich — wie ein Zeitgenosse erzählt — „neugierig und begehrlich an den Krambuden vorüber, in denen die Handelsleute aus Merseburg ihre Herrlichkeiten zum Verkaufe ausgebreitet hatten: süßes Konfekt und feine Liköre, galante Gedichte, Romane und Kupferstiche, zierliche Gläser, Porzellangefäße, seidene mit Blumen bemalte Bänder und Schuhe." Die Badeandenken locken zum Kauf, alle sind zu empfindsamen Gaben geeignet.

Bänder mit darauf verstreuten Rosen gab der Dichter seinen Freundinnen und empfing eine zierliche Schnupftabakdose, auf deren Deckel man in Goldgrund die feine Silhouette Lottchens angebracht hatte.

Auf der Promenade erschienen auch wichtige Persönlichkeiten, die bedächtig schritten. Man zeigte sie einander, war geschmeichelt sie zu kennen und begrüßte sie mit feierlicher Zeremonie. Die Badelisten, die Lauchstädt von 1711 an führt, nennen manche Fürstlichkeit, nennen Gellert, Gottsched, Gleim, die mehrmals kamen, um ihrer Gesundheit aufzuhelfen, sowie spätere Dichter und Schöngeister.

Zwischen den plaudernden Gruppen bewegen sich mit fein abgestimmter Zierlichkeit Frau von Beulwitz mit Lotte Lengefeld, von

Schiller begleitet. Sie begegnen das zarte schwärmerische Fräulein Karoline von Dacheröden und den schlank aufgewachsenen sehr eleganten Karl von Laroche, ein Mitglied des Tugendbundes, der in entsagend sentimentaler Liebe sich um Karoline bemüht.

Im Sommer 1789, dem verhängnisvollen Jahr, ist man in dem kleinen Bad friedlich vergnügt. Die Damen erscheinen in gewählter Toilette, spielen kokett mit dem Fächer in der Hand und lächeln vorübergehenden Bekannten zu, die Herren kommen gepudert mit feingefälteltem Spitzengekräusel an der Brust und langen vorfallenden Manschetten. Die Hand mit dem Hute weit nach rückwärts schwenkend, begrüßen sie die Damen. Es herrscht der weimarische Hofton, der lautes Schnattern und Kreischen verbietet. Man flüstert ein wenig geziert.

Am Brunnenhäuschen läßt man sich nieder, Kaffee und Limonade zu nehmen, im „Assembléehaus" wird getanzt, den Herren steht ein Billard zur Verfügung. Und im Pavillon locken Spieltische, an denen es manchmal zu recht hohen Einsätzen kommt. Mehr als einmal erzählte man sich, daß die Magd am frühen Morgen Goldstücke im Kehricht gefunden habe. Wer die politischen Nachrichten mit Spannung erwartet, vertieft sich in die Leipziger Zeitung, die in mehreren Exemplaren aufliegt. „Hier las uns zuerst ein Bekannter mit Enthusiasmus den Sturm auf die Bastille vor," erzählt Karoline. „Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien und wie es uns freute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel."

Die neuen Freunde, mit denen Schiller hier zusammenkam, gehörten zu den Vertrauten Karolinens. Das Fräulein von Dacheröden, lebhaft, aufgeregt und kränklich, hatte ihr ganzes Wesen trotz eines sehr klaren Verstandes auf Lieben und Schwärmen gestellt und

befand sich dadurch in stetem Gegensatz zu ihrer sehr prosaischen Familie. Der Tugendbund ersetzte ihr alles, was ihr reiches Herz an Poesie und Mitgefühl verlangte, ehe sie die Gattin Wilhelm von Humboldts wurde. Dieser intime Freund des ganzen Kreises weilte während Schillers Lauchstädter Aufenthalt in Paris.

So anregend und froh ward diese Zeit verbracht, daß kein Brief darüber berichtet. Nur flüchtige Tagebuchaufzeichnungen Karolinens sprechen von einem plötzlichen schweren Krankheitsfall ihrer Freundin, währenddessen Lotte und Schiller mehr sich selbst überlassen durch Anlagen und Säle wandern.

Hier wird sich der Dichter seiner wahrsten Empfindungen klar, indem er Lottens Wesen voll erfaßt. Vorsichtig tastet er, Gewißheit zu erlangen und in einer Stunde des Vertrauens gibt ihm Karoline die Sicherheit, daß Lottens Schwärmerei für Heron verblaßt sei und ihr Herz für ihn empfinde. Über die eigenen Gefühle schweigt Karoline, sie vertraut auf ihren starken Geist und will nicht durch aussichtsloses Entflammen einer Leidenschaft das Glück der Schwester im Keim ersticken: „Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens," schreibt sie, „den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand."

Daß dieser gute Genius Karoline selbst gewesen, geht aus den mit fliegender Hast hingeworfenen Zeilen hervor, die Schiller am Tag vor der Aussprache, Montag den 3. August, an die Geliebte richtet: „Ist es wahr, teuerste Lotte, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen hat und von Ihrem Herzen mir beantwortet, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? . . . Vortrefflichkeit der Seelen ist ein schönes und unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe. Unsere Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig sein, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen."

Man beschloß die Verlobung nur unter den vertrauten Lauchstädter Genossen zu feiern und selbst vor Frau von Lengefeld das Geheimnis zu bewahren, bis Schillers Zukunft materiell gesichert sei. Bei bescheidenen und anspruchslosen Lebensgewohnheiten

träumte das junge Paar, das einstimmig äußeren Glanz verschmähte und in solchem Verschmähen durchaus kein peinliches Opfer sah, eine sorglose Zukunft und Karoline hoffte durch ein näheres Zusammenleben mit dem Freunde „in einem so nahen Verhältnis" auch für sich viel zu gewinnen.

Am Tag der Aussprache besteigt Schiller den Reisewagen, nach Leipzig zu fahren, wo er mit Körner nach fast zweijähriger Trennung zusammentrifft.

Den Freunden war das Herz voll, als sie einander die Hände drückten und im Flug das inzwischen Erlebte durch ihre Gedanken zog. Noch spät am Abend nimmt Schiller sein Schreibzeug aus dem Felleisen und sendet den Schwestern einen Gruß nach Lauchstädt: „Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz, ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute. Ein einziger Tag verspricht mir die Erfüllung der zwei einzigen Wünsche, die mich glücklich machen können. Liebste, teuerste Freundinnen, ich verlasse eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der ersten Freude unseres Wiedersehens war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht.... Dieser heutige Morgen — bei Ihnen, diesen Abend meinen teuersten Freund vor mir, dem ich alles bin, wie ich es war, der mir alles geblieben, was er mir je gewesen, so viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens."

Und Lotte schreibt — ein echtes Kind ihrer gefühlvollen Zeit... „ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet".

Wie ein fast unwahrscheinlicher Traum von Glückseligkeit vergingen die Tage in Leipzig.

Eine Vereinigung der Schiller am teuersten und unentbehrlich

gewordenen Wesen fand hier statt, mit Körner und seinen beiden Damen trafen die Schwestern Lengefeld zusammen, die einen Ausflug in die Großstadt machten unter dem Vorwand, allerlei einkaufen zu müssen, in Wirklichkeit, um Schiller im Kreis der alten Freunde zu sehen. Freilich so sehr sich der Dichter bemühte, ein engeres Verhältnis zwischen den Damen wollte sich nicht anbahnen, die Gesichtspunkte waren zu verschieden, aus denen sie die Welt und die Menschen betrachteten. Der feine Takt und die gesellschaftliche Zierlichkeit, die allen eigen war, ließen trotzdem wirkliche Mißstimmung nicht aufkommen. Körner selbst gefiel den Schwestern sehr gut. Schon bei flüchtigem Zusammensein fühlten sie, „wie sehr er Schillers Freundschaft verdiene“ *.

Nach wenig Tagen verließen Lotte und Karoline Leipzig. Schiller blieb zwei Wochen in Körners Gesellschaft, sah die Leipziger Bekannten und freute sich eines Zustandes, der zwischen trauten Erinnerungen und frohen Hoffnungen schwankte. Die Dresdener Freunde begleiteten ihn nach Jena und blieben acht Tage als Gäste des Dichters in seiner Junggesellenwohnung. Frau Griesbach und Frau Schütz halfen mit Betten und Geschirr aus, so daß ein gemütliches, wenn auch anspruchsloses Dasein die lustige Gesellschaft ergötzte. Schiller kommt nicht einmal dazu, Briefe zu schreiben. Der Schwester Christophine gegenüber entschuldigte er sich: „Ich mußte den Wirt machen, weil sie ihre Wohnung bei mir nahmen und dies raubte mir alle Zeit, selbst zu Geschäften“. Es war eine innige Freude für Schiller, die Körnersche Gastfreundschaft nun, wenn auch in sehr bescheidenem Maß, zu erwidern. Allzu schnell vergingen die Tage des Wiedersehens. „Wir schieden fast wie im Traume auseinander und ich hätte Dir tausend Dinge noch gern gesagt, die mir zu spät oder zu früh einfielen,“ schreibt er wenige Tage später dem Freund.

Nach Körners Abreise faßt Schiller auf weiten Spaziergängen im schönen Hügelland, was er erlebte, zusammen und mit un-

* Karoline.

geduldiger Sehnsucht enteilen seine Gedanken: „Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zustatten," schreibt er an Lotte, „der mich so oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum — und in ungeborenen Fernen bleiben meine Freuden. Ich kann mir die Resignation, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige, alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht."

Karoline tröstet ihn und gibt Einblick in die eigene Seele, in das innerlich zerrissene und dennoch äußerlich gehaltvoll ruhige Dasein, das ihr beschieden ist. Sie läßt durchblicken, was ihr der Dichter und was *sie* ihm werden kann, sobald sich die Verhältnisse glätten und er Lotte heimzuführen imstande ist.

„Wir haben einander gefunden," antwortet er, „wie wir füreinander nur geschaffen gewesen sind. In mir lebt kein Wunsch, den meine Karoline und Lotte nicht unerschöpflich befriedigen können. Und wohl mir, Teuerstes meiner Seele, wenn Ihr in mir findet, was Euch glücklich machen kann. Wohl mir, Karoline, daß Du die Quelle in mir aufsuchst und Deine Forderungen, Deine Erwartungen an mein Wesen und nicht an wandelbare Erscheinungen in mir richtest. Denn ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir übrig ist als die Kraft zu etwas Besserem. Behalte diesen Glauben, dieses holde Vertrauen an mein Wesen, wenn auch Wolken über meine Seele gehen und alles verhüllen."

Indessen blickt Lotte nicht mehr mit so heiterer Sicherheit in die Zukunft, als ihr Verlobter innig annimmt. Daran sind unvorsichtige Äußerungen der Frau von Stein schuld. Plötzlich erscheint Lottes Zuversicht getrübt, sie besorgt, daß sich Schiller vielleicht in seiner Wahl geirrt habe, daß er ihre Schwester mehr liebe und daß es an ihr sei zurückzutreten. Diese Besorgnis vertraut sie nur ihrer Freundin Dacheröden, die am 18. Okt. 89 antwortet:

„Dein letzter Brief hat mich gefreut und gerührt; es hätte mir sehr weh getan, wenn du mir deine Gefühle hättest verbergen können.

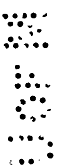
Ich hatte schon aus deinen anderen Briefen empfunden, daß etwas Disharmonisches in dir war; und ich wartete nur auf mehr Kräfte und Gesundheit, dich selbst um eine Erklärung zu bitten. Ich habe in diesen Tagen viel über euer Verhältnis mit Schiller nachgedacht. Wenn es dauern sollte und du fühltest, daß du die Idee, Schiller liebe Karoline mehr als dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rat, dich mit Schiller darüber zu erklären. An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst du nicht zweifeln. Es tut mir zwar weh, wenn Schiller aus dem schönen Wahn, daß Alles unter Euch harmonisch sei, gestört würde, aber dies steht denn doch in keinem Verhältnis mit der dauernden Unruhe deines Herzens und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte.... Es ist ein Gedanke, wert in deinem schönen Herzen geboren zu sein, Schiller und Karoline zusammen zu verbinden, aber, Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unserer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinaus wollen und das wäre hier der Fall. Und Karoline und Schiller, die dich mit so unendlicher Liebe im Herzen tragen, glaubst du, daß sie glücklich sein könnten durch ein solches Opfer?... Was dir die Stein gesagt hat, wundert mich sehr, daß es so tiefen Eindruck auf dich hat machen können.... Karoline ist ein eigenes Wesen. Du liebst Schiller mit allen Kräften deines Wesens, ihre Seele ist in ihm versunken. Kann es anders sein? Schiller kann in der stillen Anhänglichkeit deines Wesens keine Leere fühlen."

Die Dacheröden ist sehr zur Vertrauten geeignet, sie genießt die Möglichkeit über schöne Gefühle zu sprechen. Die Freude an solchen schönen Gefühlen ist sehr lebhaft bei der ganzen Gruppe empfindsamer Menschen, so daß man ihre Ergüsse nicht allzu tragisch nehmen darf.

Im November kommt die Dacheröden nochmals darauf zurück: „Ach, Lotte, ich hätte gewünscht, daß die süße Harmonie eures Verhältnisses durch keinen Mißklang unterbrochen worden wäre, aber da es einmal geschehen, so laß mich dich noch einmal bitten,

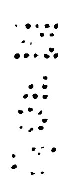


Schiller
Nach einer Miniatur in Greifenstein





Charlotte von Lengefeld als Braut
Nach einer Miniatur in Greifenstein
1788



dich mit Schiller zu erklären.... Sei offen, wahr mit dem Geliebten. Ich wollte zwar mein Leben zum Unterpfand geben, daß es so ist, wie ich glaube, daß Schiller keine von Euch mehr, daß er Euch aber verschieden liebt, doch wünsche ich innig, daß du es aus seinem eigenen Munde hörst. Diese Verschiedenheit liegt in deinem und Linas Wesen und ist dir wahrscheinlich erst jetzt anschaulich geworden, weil Schiller erst jetzt seine Gefühle zeigen durfte, aber glaube mir, sie ist so alt wie eure Bekanntschaft."

Nachdem sie diesen Brief erhalten, teilt Lotte mit, daß ihr Zweifel vorüber sei und daß sie sich entschließe, Schillers glückliche Stimmung nicht mit Fragen zu verderben. Diese Überwindung weiß Karoline von Dacheröden zu schätzen: „Nun es so ist, hast du Recht," schreibt sie „Schiller nichts über deine vorige Stimmung zu sagen." Im Lauf des Winters befestigt sich Lottchens Glück. „Einzig schön ist das Verhältnis unter Euch", urteilt nun die Freundin. „Je schöner, je freier und erhabener es über alles Leidenschaftliche ist."

Im Briefwechsel zwischen Schiller und den Schwestern ist kaum eine Spur von der Wolke, die über das trauliche Glück anziehen wollte, aber so merkwürdig schnell verflog. Rege bleibt der Briefaustausch, der zwischen Jena und Rudolstadt hin und her geht, bis Schiller sich losreißen kann, um wieder sein Häuschen in Volkstädt während der Herbstferien zu beziehen. Es wird die Zukunft erwogen, werden Bücher besprochen, die man gerade liest, wie Le voyage du jeune Anacharsis de l'Abbé Barthélémy, und Pläne geschmiedet, wie man der Chère mère schonungsvoll das Geheimnis der Verlobung vermitteln könne. Der Unterton in Lottes Briefen ist stille Heiterkeit, Schiller zeigt sich oft von Stimmungen und Zweifeln hin und her geworfen. Scherzhaft taucht der Einfall auf, Mutter Lengefeld mit Vater Dacheröden, der auch verwitwet ist, zu vermählen.

Frau von Lengefeld hatte unterdessen die schwere Aufgabe übernommen, dem Hof der jungen Prinzessinnen in Rudolstadt vorzustehen und deren Erziehung zu leiten. Da blieben die Schwestern Karoline und Lotte — namentlich seit Beulwitz auf Reisen war

und nur durch Briefe an sich erinnerte — fast immer sich selbst überlassen und vermochten leicht die Verlobung vorerst heimlich zu halten. Man wollte der Mutter, die ängstlichen Gemütes war, die Sorge ersparen und ihr erst die Sachlage mitteilen, sobald Karl August dem Dichter einen festen Gehalt bewilligt haben würde. Dies zu erreichen, boten die Schwestern ihren ganzen Einfluß auf und setzten zunächst Frau von Stein sowie Goethe in Bewegung.

In dieser Zeit der Sehnsucht gereicht die Natur zum Trost, auf den von goldener Abendsonne beschienenen Höhen empfindet Schiller, daß alles anders, beseelter sei, seit eine hoffnungsvolle Liebe in sein Herz gezogen. „Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet," schreibt er, als er mit hereinbrechender Nacht in das vereinsamte Jena zurückkehrt.

Indessen erinnert Charlotte von Kalb an die Vergangenheit. Sie erzählt in einem Brief, daß sie Frau von Stein als Gast in Kalbsrieth erwarte und macht Andeutungen, daß sie nun doch eine endgültige Scheidung von ihrem Gatten erstrebe, der beinahe seit Jahresfrist auf Reisen nicht einmal geschrieben habe. Ihre Gemütsart will sich jetzt Montaignes Essays unterwerfen und in seinem Sinn mahnt sie Schiller an die alte Freundschaft. Während eines kurzen Besuchs, den er ihr mit Körner und dessen Damen in Weimar machte, war es nur zu den üblichen Gesellschaftsgesprächen gekommen. Sie erwähnt in ihren Memoiren diesen Tag und fand Schiller „mehr als je in sinnender Betrachtung". Auf Augenblicke schien es ihr, als wenn er wieder eine Annäherung suche, in der er sich offen geben und vertraulich mitteilen könne. „Ein sonniger Lebensstrahl glitt noch einmal durch mein Leben und fand mich um so erregter, als ich bedachtsam sein wollte. Entzücken glühte, wenn auch nur auf Augenblicke, in die scheinbar erstorbene Seele!" Aber die Zeit verstrich, ohne daß die Herzen sich öffneten.

Schillers Antwort auf ihren Brief muß jeden Zweifel genommen haben, denn in tiefster Seelentrauer schließt Frau von Kalb ihre

Freundin Charlotte von Stein in die Arme, als die beiden um ihre Liebe trauernden Frauen in herbstlicher Landschaft zusammentreffen.

An seine Lotte schreibt Schiller, kurz ehe er Jena verließ, um in Rudolstadt einige frohe Wochen zu verbringen: „Die Kalb hat auf meine Freundschaft die gerechtesten Ansprüche und ich muß sie bewundern, wie rein und treu sie die ersten Empfindungen unserer Freundschaft in so sonderbaren Labyrinthen, die wir miteinander durchirrten, bewahrt hat. Sie ahndet nichts von unserem Verhältnis, auch hat sie mich zu beurteilen nichts als die Vergangenheit und darin liegt kein Schlüssel zu der jetzigen Stellung meines Gemüts — aber sie ist mißtrauisch und auch die Freundschaft kann empfindlich sein."

Immer freier, unabhängiger — wie er selbst der einstigen Vertrauten schrieb — wächst der Dichter seiner Zukunft entgegen.

Aus dem erwähnten Labyrinth war Schiller endgültig herausgetreten.

Was im Verhältnis zu Charlotte von Kalb drückend und qualvoll gewesen, ist nun überwunden, allein er muß Wert und Wichtigkeit der Freundin dankbar erfaßt haben.

Wie er selbst von ihr rühmte, war diese Frau ein edel geartetes Geschöpf. Das Glück ihres Freundes lag ihr ernstlich am Herzen und da sie nicht anders konnte als erkennen, daß dem an Seele und Körper feinfühligen Mann ein eigenes Heim nötig war, hatte sie schon versucht, ihn mit geeigneten Mädchen, wie jene Mlle Schmidt bekannt zu machen. Sie war auch die Vertraute seiner Mannheimer Heiratspläne gewesen. Wahrscheinlich konnte sie nur zustimmen, wenn ihr Freund klagte, daß Geschmack, Wahrheit und Schönheit mehr auf ihn wirkten, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohltätiger häuslicher Empfindungen ihn freudig stimmte. Vielleicht schmeichelte sie sich zum Trost, daß die Mädchen, an die Schiller bisher gedacht, ihm nur jene friedliche Häuslichkeit geben würden, deren Traum eine große Rolle bei seinen Ehewünschen spielte. Sie aber, Charlotte, könne die Freundin seiner Seele

bleiben, die Vertraute seines tiefsten Sinnens, seine empfindsame Muse.

Nichts kann der demütigenden Enttäuschung gleichen, die Platz greift, wenn eine solche zugleich zarte und stolze Hoffnung zerstört wird. Hart ist die Gesetzlichkeit des Lebens, die allgemein bestimmt: eine reife Frau erzieht den Geliebten, eine Mutter den Sohn für eine Fremde, die ihn der süßen Sorgfalt entreißt.

Während sie den ungebärdigen Jüngling liebend zum edlen Mann heranbildet und vollkommen werden sieht, reift ihm irgendwo heimlich die für ihn bestimmte Jungfrau entgegen, die spielend pflücken wird, während Mutter oder Geliebte ihren eifersüchtigen Gram, ihr bitteres Beraubtsein zu verstecken hat, wenn sie nicht lächerlich erscheinen will.

So weicht Charlotte der schicksalserkorenen Braut und kann nichts für sich retten.

Es ist nicht erwiesen, wie weit Schiller ihren Kummer begriff oder ob er, durch die stolze Fassung der weltgewandten Frau getäuscht, ihn nicht vollständig erkannte. Sein Wunsch, die Freundschaft zu erhalten war aufrichtig und es klang noch lange wehmütig in ihm nach von dem notwendig gewordenen Abschied.

Wir sterben doch ein wenig mit jeder Liebe, die uns stirbt, mit jeder langgewohnten Zärtlichkeit, die erkaltet und die Todesstarre der Höflichkeit annimmt. Mit Charlotte nahm der Gereifte Abschied von der ganzen Zeit des Don Carlos. Die Landschaft der Seele verschiebt und ändert sich.

Was die Gesellschaft von Büchern und Menschen betrifft, war Schiller durchaus nicht anspruchslos. Das Beste ist ihm gerade gut genug.

Jene Anspruchslosigkeit, die manchen jungen Mann gewohnheitsmäßig zerstreut und bequem irgendwelche Menschen, irgendwelche Bücher ergreifen läßt — Bücher, die keiner Sammlung, Menschen, die keiner Form im Verkehr bedürfen — kennt Schiller keineswegs.

Zwar hat auch er — wie jeder geistig Hervorragende — Ungeduld und Widerwillen gegen den Zwang der Form an den Tag gelegt,

und die sogenannte „Propreté", die pedantisch auf der Militärakademie gefordert wurde, die bestimmte Manierlichkeit einst bitter gehaßt. Und in seiner kraftgenialischen Zeit hat er sie wegwerfen wollen, wie ein erlöster Schulknabe die unausstehlich pedantischen Schulbücher von sich wirft.

In späteren Jahren kehren einzelne doch zu dem verachteten Studium zurück, suchen sich den Lehrstoff, obwohl er ihnen einst verekelt worden, nun auf ihre eigene Art zu assimilieren.

So kommt der gereifte Schiller von selbst auf die „Propreté" zurück, die ihm als Knabe unangenehm gewesen. Er neigt unwiderstehlich zur Feinheit des Umgangs. Das Gewaltsame und Gewöhnliche bei Büchern und Menschen wird ihm feind.

Nicht ungern läßt er sich von einem Kranz edelgeborener und wohlerzogener Frauen belehren über das, was sich ziemt und es scheint ihm keine beengende Grenze mehr, sondern ein Blumenpfad, der freundlich, wenn auch bestimmt, das vornehm Gewählte von dem gemein Natürlichen trennt. Ein französischer Betrachter tat einmal den merkwürdigen Ausspruch, Schiller in seiner reifen Periode mache ihm den Eindruck, der geschmackvollste und ungezwungen vornehmste der ihm bekannten deutschen Dichter zu sein.

Diese sehr bezeichnende Meinungsäußerung entspringt einer richtigen Intuition.

Der in bescheidenen Verhältnissen sich durchkämpfende Mann fühlt sich nie — obwohl es in seiner Lage sehr entschuldbar wäre — zu niedriger Gesellschaft mit schlechten Manieren hingezogen, wo er sich's recht bequem machen könnte und seine gezwungene Lage nicht so quälend hervorträte. Mehr und mehr erfüllt ihn ein notwendiges Sehnen zur guten, zur besten Gesellschaft seiner Zeit und er gibt sich mit keiner anderen zufrieden, sobald er den Adoleszentenjahren entwachsen ist.

In seinen Herzenserlebnissen kann man sehr genau eine aufsteigende Linie beobachten und in der Tat schließt der Roman seines Lebens mit einem außerordentlichen Aufschwung durch die reich abgestuften Gefühle für drei, jede in ihrer Art vollendeten

Frauen, die ihn nach den verschiedensten Richtungen hin bereicherten und beglückten.

Viel äußere Vollendung dankt er der gesellschaftlich sicheren Charlotte von Kalb.

Zur höchsten inneren Vollendung helfen ihm aber noch mehr als diese Freundin die gleichmäßig heiteren, mit glücklicher Natur begabten Schwestern von Lengefeld.

Karoline und Lotte, deren Dasein ihm zur Notwendigkeit wird, sind — vor allem — vollendete Damen. Ihre Natürlichkeit ist durchaus keine Ungebundenheit, sondern durch langes traditionelles Wohlerzogensein zur möglichsten Vollkommenheit gebracht; ihre unnachahmliche Anmut des Geistes und Herzens ist wie ein Erbstück etwas käuflich durchaus nicht zu Erwerbendes. Sie sind immer und überall sehr an ihrem Platz, die bezeichnendste Eigenschaft für eine wirkliche Dame. In seinem Zusammenleben und Lieben mit dem außerordentlichen Schwesternpaar, das Deutschlands armem und bescheidenem Adel stolze Ehre macht, wird Schillers Anlage zur ungezwungenen Vornehmheit entwickelt und die absolute Treffsicherheit seines Geschmacks so gestärkt, wie es nur wenigen anderen Dichtern vergönnt war.

Feinheit und sicherer Takt sind nur zu erreichen, wenn der Verkehr mit Büchern ebenso stolz wählerisch bleibt als der mit Menschen.

Wir sehen daher Schiller und die von ihm verehrten Frauen liebevoll eingehend mit erlesenen Büchern beschäftigt und zwar so nachhaltig, daß diese Bücher einen Teil des Lebens ausmachen.

Wie könnte Lotte unruhig oder nervös oder streberisch strebsam sein, wenn sie in ihrem Stübchen sich über gute Bücher beugt, die den Freund ebenso interessieren und beiden wunderbare Gegenden erobern?

Das Heldische des einzelnen Charakters, das Heldische des Menschentums überhaupt zieht die Denkenden dieser Zeit wunderbar an. Sie können sich nicht trennen von Plutarchs Lebensbeschreibungen, dieser Herzensbibel, die auch in manches Gefängnis der Revolution Trost bringen sollte. Schiller, Lotte und Karoline lesen darin mit Begeisterung.

Auf etwas manierierte Art vermitteln ihnen die französischen Altertumsfreunde durch das „Théâtre grec“ die Kenntnis der großen Tragiker und trotz eines Hauches von Rokoko, der diese Übersetzungen recht seltsam macht, bleibt ihnen die Größe des Aischylos, die Kunst des Euripides nicht fremd.

Schiller lernt mit der ihm eigentümlichen und einzig raschen Intuition sich in die fremdeste Gedankenwelt einzuleben. Erhabene Freunde gewinnt er aus dem „Théâtre grec“ und aus Plutarch, sie lehren ihm den letzten Schluß griechischer Lebensweisheit, die Herzgelassenheit, Erobern und festes Behaupten eines würdigen, unanfechtbaren „Ich“.

Lotte ist stolz auf ihre — wie es scheint — vollkommene Beherrschung der englischen Sprache, versteht Gibbon zu schätzen, mit Ossian für eine romantische Natur zu schwärmen, wie es der vorhergehenden Generation verschlossen geblieben, und der überlegene Humor englischer Sittenschilderer paßt gut zu ihrer eigenen großzügigen, lächelnden „Weisheit“.

So steigern, beleben und bereichern sich diese Menschen gegenseitig durch ihr wohltätig wirkendes Wesen unbewußt und bewußt durch die Pflege vornehmen Denkens.

Sechsunddreißigster Abschnitt

Ich habe nicht den Ehrgeiz, ein Seraph sein zu wollen, mein Stolz ist nur dieser, desto mehr Mensch zu sein. Kant

1789 Nach den Rudolstädter Herbstwochen, die wohl frohe Stunden, aber keine entschiedene Befestigung der Lage brachten, kehrt Schiller neugestärkt in seinen Jenenser Wirkungskreis zurück.

Kaum jedoch glaubt der ruhesuchende Dichter den Fuß auf sicheren Strand gesetzt, eine milde, gastfreie Küste erreicht zu haben, kommen aus dem lieblich dünkenden Grün allerlei Ungeheuer hervor, die den Fremdling, so gut sie können, bedrohen und verscheuchen möchten. Jenes „propter invidiam", das Tacitus mit Bedauern bei den sonst so rühmenswerten Germanen feststellt, ist in Jena ebenso häßlich wie in Mannheim bemerkbar. Scheele Mißgunst macht einen allerdings ziemlich lächerlichen Angriff nach dem andern.

Man benutzte zuerst einen kleinen Formfehler, der Schillers Geschäftsunkundigkeit, wohl auch etwas der verliebten Stimmung entsprang, das von ihm angesagte Kolleg nicht rechtzeitig anzuschlagen oder sonst bekannt zu machen, sah auch darauf, daß gleichzeitig mit seinem Vortrag die wichtigsten Kollegia gehalten würden und ihm starke Konkurrenz bereiteten. So fiel das „Privatum äußerst miserabel" aus. Statt der stattlichen Anzahl von 400 Hörern, die dem Dichter im Sommer zugejubelt, stellten sich ungefähr 30 ein, von denen Schiller ein Dritteil für zahlungsunfähig hielt. Die Studenten hatten ihre Einteilung schon getroffen, ehe sie überhaupt von Schillers Plänen erfuhren und waren deshalb zum großen Teil verhindert, bei ihm zu belegen. Die Gegenpartei, die ihm das Lehramt auf jede Weise zu verleiden suchte, schien zu triumphieren, wenn auch Schütz und Griesbach ihr möglichstes taten, dem jungen Professor diese Kränkung vergessen zu machen.

Schiller überwand auch diese Enttäuschung. Mit seinem widerstandsfähigen, schließlich immer siegreich überwindenden süddeutschen Humor schildert er die Sachlage den Dresdener Freunden und

fährt fort: „Heute an meinem Geburtstag habe ich mein erstes Kollegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener als ich. Er retirierte sich auch gleich wieder."

Eine andere Angelegenheit verleidete ihm aber Jena und die Universität in solchem Maß, daß er so rasch wie möglich seine Professur niederzulegen gedachte und sich nach einer anderen Stellung umsah. In seinem Briefwechsel überstürzte sich im Herbst Plan auf Plan. Von Karl August sollte Hilfe kommen, mit Berlin Verbindungen angeknüpft werden und manche Hoffnung wird auf den Freund des Lengefeldschen Hauses gesetzt, den Erfurter Statthalter von Kurmainz, Freiherrn von Dalberg.

Soll Schiller, als Professor anfangs umjubelt, dann nur verhöhnt und verlassen sein, wie er es in Mannheim als Theaterdichter erfahren? Es gibt Augenblicke, in denen er sich diese bittere Frage stellt. Aber er hat indessen in ruhig besonnener Freundschaft, die nicht weicht und wankt, einen Rückhalt gefunden. Körner, sowie die beiden verehrten Frauen beruhigen ihn. Auch hat er etwas von der Überempfindlichkeit des Jugendlichen und Verbannten auf dem Weg gelassen. Er ist freier, stolzer und kann mit größerer Gelassenheit den Angriffen begegnen.

Sei es, daß man doch in Jena viel weniger hämisch ist, sei es, daß der Professor nicht so hilflos preisgegeben erscheint wie der Theaterdichter, Schiller weiß sich diesmal zu behaupten. Wie das Nachgeben immer schwächer macht, so stärkt die Kraftprobe die Kraft.

Lotte und Karoline beschwören Schiller, die Unannehmlichkeiten des Professorenlebens zu ertragen, bis eine wirklich gute Aussicht den Wechsel rechtfertigt. Ihr heitergutmütiger Spott bringt auch den Gekränkten soweit, daß er über die Pedanten lacht und Dinge mit Gleichmut hinnimmt, die keine Arbeit und kein guter Wille zu ändern vermochten. Die Sache selbst hat er Körner in der ersten Empörung erzählt: „Hier schicke

ich Dir die Antrittsrede, die mir nichts als Händel gemacht hat. Ich nenne mich in aller Unschuld darin einen Professor der Geschichte, weil mir nicht bekannt war, daß ich dadurch mit einem, der eine Nominalprofessur der Geschichte hat, kollidieren könnte. Dies ist Heinrich, der darüber Lärm geblasen hat. Sie ließen mir's durch Griesbach wissen, daß ich der Sache abhelfen möchte, welches leicht angeht, da sie neu aufgelegt wird, er also, der Professor der Geschichte, in einen Professor der Philosophie verwandelt werden kann. Ist dies aber nicht erbärmlich? Und der Akademiediener, der sie aus dem Buchladen fordert, ist so insolent, — da man sie ihm nicht gibt, weil sie schon versendet war — den angeklebten Zettel von der Tür wegzureißen. Mit solchen Menschen habe ich zu tun!"

Daß die Pedanterie des vielschreibenden, für seine Einnahmen besorgten Kollegen im Grund nur lächerlich war und durch einen halbbetrunkenen Pedell eine komische Steigerung erfuhr, wurde dem beleidigten Dichter erst bewußt, als er mit den Schwestern darüber scherzen konnte und seine eigene Aufregung für übertrieben ansehen mußte. Allein die Kränkung war doch zu tief, um sie ganz zu vergessen, denn sie zeigte den Geist des Professorenkollegiums gegen den Eindringling, und Schiller überwand sie erst, als er das Xenion auf den Professor historiarum niederschrieb:

> Breiter wird immer die Welt und immer mehr neues geschiehet.
> Doch! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brot.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich zum erstenmal die wohltätige Kraft von Lottes stiller, ruhiger Seele auf Schillers so oft wechselnde Vorstellung der äußeren Verhältnisse. Sie wirkte besänftigend auf seine leidenschaftliche Ungeduld.

Da Karoline und Lotte während der Abwesenheit des Herrn von Beulwitz, der den Erbprinzen von Rudolstadt auf seiner Bildungsreise begleitete, in Weimar die Wintergeselligkeit mitmachen wollten, hoffte Schiller auf regelmäßigen Verkehr und sah erleichtert dem Semester entgegen. Für die Schwestern wäre die Heimat zu einsam

geworden, weil Frau von Lengefeld bei ihren Zöglingen im Schloß Wohnung nahm.

Im Briefwechsel zwischen Schiller und Karoline zeigen sich nun Bedenken wegen Frau von Kalb, die dem Geheimnis der Verlobung leicht zu früh auf die Spur kommen könne, namentlich durch ihre Freundschaft mit Charlotte von Stein. „Das Gewebe von Koketterie, Rivalität und Armseligkeit in der Weimarischen Gesellschaft," schreibt Karoline, „das mir aus ihren Erzählungen deutlich wird, gibt mir eine unangenehme Aussicht auf meinen dortigen Aufenthalt.... Die Stein weiß so viel, als ihr gut ist, über unser Verhältnis, aber ich glaube, sie ist mit der Kalb vertraut und hat sie durchsehen lassen und der Kalb traue ich nach allem, was ich von ihr höre, die Feinheit nicht zu, das Geheimnis zu verschweigen. Es wird wunderliche Szenen mit ihr geben, denke ich, sie dauert mich, aber nach allen Bildern, die ich von ihr fasse, danke ich dem Himmel, daß sie Deine Frau nicht wird, und nicht allein für mich."

Jenes Maß von Grausamkeit, das jeder Mann der verheirateten Frau zollt, die ihm gegenüber schwach gewesen, sobald ein Mädchenbild sein Herz bewohnt, konnte Schiller Charlotte von Kalb nicht ersparen.

Ihre Leidenschaftlichkeit, ihre grelle Unruhe und Überschwenglichkeit hätten ihn seelisch zerrüttet bei längerem Andauern der vertrauten Beziehungen, ähnlich etwa wie Mme de Staël ihren Liebhaber mit nervenspannendem Benehmen quälte und sich selbst marterte.

Es war eine Rettung für den Dichter aus dieser schwülen Atmosphäre in die reine klare Luft ruhiger Geneigtheit zu fliehen, die ihm das holde und selbst beherrschte Schwesternpaar gewährte. Der Frieden, den sie um sich verbreiteten, ist eine unaussprechliche Erquickung. Wir können ihn noch empfinden bei Lektüre ihres Briefterzetts, das zart und klar erklingt wie eine mozartische Komposition. Der so empfindlich von schrillen Dissonanzen gepeinigte Dichter hat eine unnennbare Freude an dieser Melodie.

Sie wird ihm unentbehrlich.

Daher die seltsame Doppelliebe. Die Schwestern erscheinen wie ein Akkord, der nicht auseinandergerissen werden kann, wenn die künstlerische Befriedigung andauern soll.

Sie leuchten ihm wie ein Zwillingssternbild auf seinem dunklen Pfad.

Eben erst befreit von gewaltsam sinnlichen Leidenschaften, empfindet er die sinnige, nicht sinnliche Schwärmerei wie eine Erlösung und sondert sein Gefühl für die guten Feen, die ihn laben, vollständig ab von allen Liebesempfindungen, die er bisher gekostet. Eine so reiche Skala des Gemütslebens kann nur tiefer Dichtersinn erfahren, wie nur ein höchst musikalisches Ohr feine und feinste Tonschwingungen in sich aufnehmen, genießen, bedeutsam erleben kann.

Man möchte die zu höchst gesteigerte Liebes- und Freundschaftskunst dieser Menschen mit dem einst blühenden, jetzt fast vergessenen „bel canto“ vergleichen, ein Spiel mit den höchsten, zartesten, ganz rein und perlend hingesetzten Tönen, Schmerz und Freude wunderbar verklärend, gleichsam der irdischen Schwere entkleidet. Er ist wie der Gesang eines Wundervogels, von dem gefabelt wird, er niste schwebend im Baum, denn er sei zu himmlisch und habe außerdem keine Füße, um sich, wenn auch nur vorübergehend, auf Erden niederzulassen. So klingt der „bel canto“ aufrichtig empfindsamer Menschen.

Trotz aller praktischen Dinge, die erwogen werden müssen, trotz der Leute und Geschäfte und Beschäftigungen und Sachen, die zwischen den drei Liebenden mit Namen genannt werden, hat die ganze Geschichte etwas verzaubert Weltfremdes, unwahrscheinlich Entrücktes.

Es ist vom alltäglichen Standpunkt aus ganz unfaßlich, wie Lottchen als Verlobte den Seelenfreund so vollständig mit der Schwester teilt, daß er sie und Karoline offenbar gar nicht getrennt denken mag und die innigen Ergüsse mit glückgeschaukeltem Herzen an das Doppelbild richtet: „An meine Karoline und Lotte“.

Der an Karoline Dacheröden eingestandene Zweifel ist vollständig getilgt, wie ausgelöscht.

Erst als die junge Frau von Haus und Herd Besitz ergreift, scheint das natürliche Triebleben, die eigentlich selbstverständliche Eifersucht wieder zu erwachen und von der Schwester erkannt zu werden, so zartfühlend sich Lotte verhalten mag.

Karoline nimmt sich so von Herzen des Glücks ihrer Schwester an, daß sie ihre Dienste, dem Freund alle Schwierigkeiten wegzuräumen, die aus früheren Beziehungen in die Gegenwart ragten, zur Verfügung stellt und dankbar antwortet er der klugen selbstsicheren Frau: „Den schönsten Strahl möchte ich nehmen vom Licht der Sonne, wie Iphigenie, und ihn vor Dir niederlegen, das Reinste in der Natur, rein wie Du selbst bist und in seiner Einfachheit unvergänglich wie Deine Seele."

In Jena werden Mißstimmungen und Streitfälle, da nun auch Schiller versöhnlicher gestimmt ist, leichter beigelegt. Wieland bringt bei einem seiner Besuche seinen Schwiegersohn Reinhold, der sich auch auf die feindliche Seite geschlagen hatte, wieder mit dem Dichter zusammen und mit einem Austausch ihrer neuesten Bücher treten die beiden Männer in freundliche Beziehungen, bei denen die Kantische Philosophie als Mittlerin wirkt.

Die „Kritik der praktischen Vernunft" — die vor Jahresfrist erschienen war — gab Anlaß zu lebhaft bewegtem Gespräch. Obwohl Reinholds Persönlichkeit und seine phantasielose Geistesart dem Dichter nur wenig zusagte, machte die tiefreligiöse Auffassung in dessen neuestem Buch tiefen Eindruck und er sah mit dem überzeugten Kantianer ein, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit die wahrhaft höchsten Forderungen einer wirklich praktischen Vernunft sein müssen. Aber er wies noch im Drang seiner Arbeit zurück, sich tiefer mit den Werken des Königsberger Philosophen einzulassen, als dessen Prophet Reinhold in Jena wirkte.

Und während er also vorläufig noch ablehnte, das allzu Neue der Kantischen Erkenntnis innerlich zu verarbeiten, drang lebendige Kunde des allzu Neuen in der politischen Erkenntnis in Gesprächen

mit einem anderen Anreger auf ihn ein. Durch die Ankunft des Romanschriftstellers Friedrich Schulz, der aus Paris kam und „sehr unterhaltende Partikularitäten“ vom Aufruhr erzählte, wurde man sich in Jena der Tragweite dieser Umwälzung, deren Zeitgenosse man war, mehr bewußt, wenn sie auch nur durch den Bericht eines seichten Unterhalters in vielgestaltigen Anekdoten den gelehrten Männern zu Ohren kam. Schulz hatte in Paris auch einen Jugendfreund Schillers, den Maler Heideloff gesprochen und durch diesen brachte er Nachrichten von Wilhelm von Wolzogen, dessen Aufenthalt im revolutionären Paris die Freunde mit Besorgnis beobachteten. Die Schilderungen des Phantasiebegabten — die sich in diesem Fall wohl kaum von der Wirklichkeit entfernten — finden ungläubige Hörer und Schiller meint: „Ich fürchte, er übt sich jetzt im Vorlügen so lange, bis er die Sachen selbst glaubt und dann läßt er sie drucken“.

Seine Arbeit fesselt und befriedigt nun den Dichter, wenn er auch bereut, dem Zwang folgen zu müssen, daß es bestimmte Stoffe zu bewältigen heißt, statt sich von Prinzessin Phantasie entführen zu lassen. Er vertieft sich in die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Viele trockene Namen und Zahlen quälen ihn dabei, viel Staub dicker Folianten beklemmt den Atem. Aber der historische Sinn festet sich und wird dem Dichter eigen wie ein Herrscherstab. Als er dies selbst erkannte, konnte er später dem Freund schreiben: „Du glaubst gar nicht wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich viel Reizendes. Mit jedem Schritt gewinne ich an Ideen, und meine Seele weitet sich mit ihrer Welt“.

Einstweilen ist freilich alles Poetische zurückgedrängt, sogar das „Steuer der Thalia“ wird für diesen Winter, der allein der Geschichte gewidmet ist, an Huber übertragen.

Die schöne Entfaltung seines Geistes zeigt sich immer reicher und mannigfaltiger in den Briefen an die Schwestern.

Karoline vermag am besten zu folgen, ihr reifer Geist bewegt sich mühelos mit ihm auf denselben Pfaden. Doch Lotte zeigt

rührendes Bestreben nachzukommen und bereichert sich ohne ihre anmutige Anspruchslosigkeit zu verlieren. Dankbar bekennt Schiller, das Außerordentliche, das Seltsame seines Glücks, das zarter Doppelneigung entwächst, wie sich von irgend einer Pflanze unter besonders günstigen Umständen eine Spielart entwickelt von märchenhaftem Farbenspiel und erstaunlicher Fülle.

„Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch," bekennt er beiden, „und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem anderen zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen. Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen."

Am 2. Dezember fahren Karoline und Lotte auf der Reise nach Weimar durch Jena; Stunden der Freude und des Vertrauens, des Planens und Beobachtens sind es für die drei Menschen, die großartig genug denken, ein gemeinsames Leben zu bauen.

Wenige Tage später treffen Karl August und der Freiherr von Dalberg aus Erfurt in der Universitätsstadt ein. Schiller drängt es, mit beiden Männern über seine Zukunft zu sprechen, aber er kam nur mit ihnen „in schrecklicher Gesellschaft, im Zirkel aller Professoren" zusammen, da der Herzog das ganze Lehrerkollegium zur Begrüßung entbieten ließ. „Da konnte ich bloß über allgemeine Dinge mit ihm sprechen," schreibt Schiller von seinem ersten Zusammentreffen mit dem Koadjutor, der von nun an die Rolle eines einflußreichen beschirmenden Freundes in seinem Leben spielt.

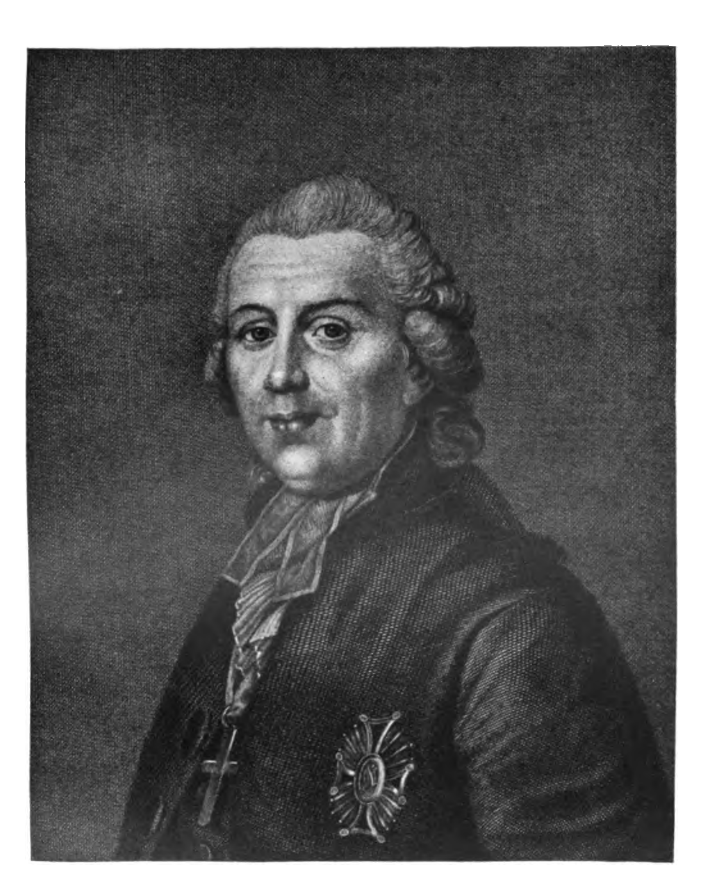
Der schlanke, elegante Weltpriester, der in der einfach schwarzen Tracht des französischen Abbés in Begleitung des Herzogs erscheint,

macht tiefen Eindruck auf den Dichter. Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von Dalberg, ein Bruder des Theaterintendanten von Mannheim, war Domherr des Erzbistums Mainz und seit 1772 unter dem Titel „Koadjutor“ Statthalter in Erfurt. Die katholischen Teile Thüringens, zwischen die Herzogtümer eingestreut, gehörten zu dem Kurfürstentum Mainz und wurden von einem Vertreter des Kirchenfürsten verwaltet, der in Erfurt residierte. Dalberg hatte mit Freuden die Aufgabe übernommen und konnte seine Fähigkeiten im Verkehr mit den protestantischen Nachbarn glänzen lassen. Seine tiefe Bildung gab ihm etwas Überlegenes, das alle, mit denen er verkehrte, gern anerkannten. Er knüpfte Verbindungen mit Gotha und Weimar an und trat in regen Verkehr mit den führenden Männern der Literatur. Sein glücklicher Humor erfreut, sein gutes Herz erwärmt die Umgebung sofort. Für alle interessanten Bewegungen der Epoche begeistert er sich, macht eifrig Politik, malt „recht artig“ zu seinem Privatvergnügen, erfindet ein Luftschiff und schwärmt für Theater. Es war nicht möglich sich bei ihm zu langweilen, welchem Fach der Besucher auch angehörte.

Durch die Familie von Dacheröden, die ein Stadthaus in Erfurt besaß, mit Karoline und Lotte bekannt geworden, schloß er sich in treuer Freundschaft den Schwestern an und träumte mit ihnen, als er die Verlobung erfuhr, von einem Musenhof in Mainz, wenn er einstmals den Kurhut tragen sollte. Von diesem Mann erwartete Schiller viel und Lotte tröstete ihn oft, wenn er unruhig wurde, mit Hoffnungen auf Dalbergs Hilfe.

Zunächst galt es aber, sich mit Greifbarem abzufinden.

So oft es die Lehrtätigkeit und die Arbeit am Dreißigjährigen Krieg gestatten, eilt Schiller nach Weimar, die Schwestern zu besuchen. Dort haben sich verschiedene Gerüchte verbreitet, man beginnt Lotte mit dem Dichter zu necken und der Hof beschäftigt sich in müßiger Neugierde mit dem Fall. Karl August, der lebhaftes Interesse an den Männern hegt, die den Ruhm seines Landes ausmachen und mit freundlicher Anteilnahme das Leben der Damen



Koadjutor von Dalberg
Nach dem Gemälde von F. Tischbein
gestochen von F. Müller

begleitet, die an seinem Hof verkehren, zieht Erkundigungen ein. Ein glücklicher Zufall will, daß er sich an Charlotte von Stein wendet und diese nimmt den Augenblick wahr, die Verhältnisse der Wirklichkeit entsprechend darzustellen. Sie sagt, daß es der Herzenswunsch beider sei, die Ehe einzugehen, daß es aber von seiner Gnade abhänge, das heißt von einem festen, wenn auch kleinen Gehalt, denn das Fräulein von Lengefeld könne sich nicht ganz auf das Ungewisse einlassen. Und Karl August verspricht zu tun, was in seinen Kräften stehe, man müsse allerdings damit rechnen, daß es wenig sei.

Nun geht Schiller mit peinlicher Genauigkeit daran, einen Voranschlag für sein Leben als verheirateter Professor in Jena zu machen. Er wird dem verständigen Freund in Dresden unterbreitet und später der Werbung an Frau von Lengefeld beigefügt: „Mit 800 Reichstalern können wir in Jena leidlich gut ausreichen," meint der Dichter, „wir könnten es mit etwas weniger, wenn man sich in den ersten Jahren gleich zu helfen wüßte. 300 Reichstaler sind mir eine sichere Einnahme von Vorlesungen, die mit jedem Jahre steigen wird, so wie ich mehr Stunden darauf verwenden kann. 150—200 Reichstaler kann mir der Herzog, da ich ein Jahr umsonst gedient habe, nicht versagen. Da er dieses Geld aus seiner Schatulle geben muß, so wird er freilich etwas hart davon kommen, aber meinem und Lottchens Glück wird er dies kleine Opfer gewiß bringen. Neben diesen 400—500 Reichstalern bleibt mir die ganze Einnahme von Schriften, welche bisher meine einzige Ressource gewesen ist, und welche sich mit jedem Jahre verbessert, da die Arbeiten mir leichter werden und man sie mir auch immer besser bezahlt. . . ."

Man beschließt, nachdem die Aussicht auf das kleine Fixum ziemlich gewiß ist, die Chère mère in Kenntnis zu setzen und in einem vertraulich edlen Brief legt der Dichter sein Glück in die Hände von Lottens Mutter.

Er muß die liebenswürdige alte Dame sehr bezaubert haben, denn trotz der noch so bescheidenen Lebensaussichten willigt sie gern

und zärtlich ein. „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen geben," antwortet Frau von Lengefeld. „Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes und dieses allein suche ich."

Schiller meldet seine Verlobung dem Herzog von Weimar und bittet um eine „gnädige Pension".

Die verschiedenen Landesherrn der kleinen thüringischen Staaten sind die liebenswürdigsten Despoten der Welt. Wie gute, wenn auch etwas pedantische Hausväter bemühen sie sich herzlich um alles und jedes. Sie machen sich ein Vergnügen daraus, ihre Macht angenehm bemerkbar zu machen.

Sehr viel Gemüt und naive Natürlichkeit liegt in den Verhältnissen. Man ist sich nah, man muß sich schließlich füreinander interessieren. Liebenswürdige Frauen vermitteln gegenseitiges Verständnis. So erreichte Charlotte von Stein Karl Augusts Unterstützung, die Heirat der Freundin zu ermöglichen.

Karl August läßt Schiller in Audienz befehlen, sobald er hört, daß der Dichter seine Braut besucht. Nun stehen sich beide Männer wieder gegenüber wie einst in Darmstadt; Karl August wohlwollend gnädig gestimmt, der Dichter vertrauensvoll und froh. Der Herzog begrüßt ihn liebevoll, sagt, daß er gern etwas für ihn tun wolle, um dem Dichter seine Achtung zu zeigen, fährt aber dann „mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht" fort, daß 200 Taler alles sei, was er könne. „Ich sagte ihm," erzählt Schiller, „daß dies alles sei, was ich von ihm haben wolle." Befriedigend verläuft die Audienz und erfreut eilt der Dichter zu Charlotte von Stein, die ihn mit Karoline und Lotte zu einem intimen Verlobungsdiner geladen hat.

Herzog Karl August sagte sich nach dem Essen bei der kleinen Gesellschaft an, das Brautpaar zu sehen und ihm Glück zu wünschen. Er war guten Humors und meinte lachend, daß er doch das Beste zur Heirat hergebe, das Geld. „Er spricht sehr oft davon und man sieht, daß er Anteil daran nimmt," berichtet Schiller. „Der

Stein sagte er auch: Er freute sich sehr, wenn er etwas für mich tun könnte, aber er sähe voraus, daß ich ihm nicht danken werde. Ich würde gewiß bei der nächsten Gelegenheit gehen. Darin könnte er es getroffen haben," erklärt Schiller freimütig im Brief an Körner — „aber die Gelegenheit muß wenigstens so vorteilhaft sein, daß er selbst mich entschuldigt." Zunächst verstummen die Pläne für irgend einen Wechsel und man findet sich mit den gegebenen Verhältnissen ratschlagend und bestimmend ab.

Die Heirat wird in der Gesellschaft viel besprochen.

Es ist trotz aller Aufklärung und philosophischer Grundsätze immerhin neu, daß ein adeliges Fräulein einen Bürgerlichen heiratet. Verschiedene ältere Stiftsdamen sind auch nicht recht zufrieden und wundern sich, daß die Frau Oberhofmeisterin die Sache so gern und schnell zugibt.

Schiller erfährt von diesen Redereien und möchte seine Lotte nicht bedauert wissen. Rasch entschlossen schreibt er an den Herzog von Meiningen, um den Titel als Hofrat zu erlangen: „Ich bin auf dem Wege, eine Heirat zu tun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht, mit einem Fräulein von Lengefeld, einer Tochter der Oberhofmeisterin in Rudolstädtischen Diensten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Adels bringt, und ich sonst gar keine äußerlichen Vorteile dafür anzubieten habe, so wünschte ich, ihr dieses Opfer durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen und weniger fühlbar zu machen. Durch zwei Silben, gnädigster Herr, können Sie meinen Wunsch erfüllen und dieses Geschenk würde aus den Händen Euer Herzoglichen Durchlaucht einen vorzüglich hohen Wert für mich haben."

Herzog Georg von Meiningen gewährt mit Freuden als „Erhalter" der Universität seinem Professor die Bitte und ernennt ihn zum Hofrat.

Das Gesuch um diesen Titel ist aufzufassen als Aufmerksamkeit des liebenden Bräutigams. Wohl auf den Rat befreundeter Damen hin wird er wenigstens eine zierliche Titulatur für die zierliche Braut

gewünscht haben, wie er sie in den aufrichtigen treuherzigen Zeilen von einem seiner liebenswürdigen Landesherrn erbeten hat.

In den Weihnachtsferien macht sich der Dichter frei und zieht für einige Wochen nach Weimar, wo er eine stimmungsvolle Zeit im Kreis der Freunde verlebt.

Von liebevoller Sorgfalt sieht sich das Brautpaar umgeben, anregende, tief in das Gemüt eindringende Gespräche halten die Freunde bis tief in die Nacht zusammen und mancher neue Klang von außen erweitert das Gesichtsfeld und schließt die Liebenden noch enger aneinander, indem sich Gemeinsamkeit des Denkens bei mancher bisher noch offenen Frage zeigt.

Zwei Männer traten in diesen Tagen auf Schiller zu, die ihn lebhaft fesseln; der eine kommt aus Paris. Wilhelm von Wolzogen hat ihn an Karoline empfohlen. Es ist der Schweizer Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis, der, als Offizier in französischem Dienst stehend, harte Zeiten im Kampf mit dem Pöbel durchgemacht hatte und nun einen halbjährigen Urlaub dazu benutzte, sich geistig und leiblich auf einer Reise durch Deutschland zu erfrischen. Es ist das große Jahr 1789. Im Westen Europas, im Wetterwinkel auf dem plötzlich schwarz umzogenen Himmel ist's, als malten grelle Blitze mit Flammenschrift ein Mene Tekel. Ein Schauspiel von tragischer Schönheit, das stark empfindende Seelen mit erhabenen Schauern erfüllen muß.

Allein die tragisch erhabene Erschütterung wird zerstört durch die Berichte des Augenzeugen. In seinem Munde lauteten die Erzählungen von Freiheit und Brüderlichkeit ganz anders, als es die begeisterten Anhänger der Aufklärung erwartet hatten und die Freude, mit der man noch in Lauchstädt die Nachricht vom Sturm der Bastille begrüßte, gab einem traurigen Bedenken Raum.

Indessen sich mit schrecklichen Begleiterscheinungen das Ungeheuere vollzieht, sind die kleinen deutschen Staaten, in denen sich Schillers Leben abspielt, ein geschützter Winkel, wo noch alles den gemächlichsten Gang geht und auf ganz andere Weise Geschichte gemacht wird. Salis empfindet aufs angenehmste diesen Unterschied. Aber

der fromme Schweizer konnte sich unter Weimars freigeistigen Menschen nicht eingewöhnen. In seinem Tagebuch schreibt er: „Wenn ich auch Schillers Genie und seine Talente bewunderte, konnte ich mich ihm doch nicht nähern. Seinen Angriff auf mein Vaterland in den Räubern hätte ich noch eher entschuldigen können, als das ebenso frevelnde und irreleitende, gefährlich scheinende Gedicht Griechenlands Götter."

Zu den einstigen Mitgliedern des Tugendbundes gehörte ein Freund Karolinens, der herzlich auf Schiller zukam und ihm mit tiefer Gemütsbewegung beide Hände entgegenstreckte. Es war Wilhelm von Humboldt, der schon längst im Kreis der Schwestern Erwartete. Er kam als Bräutigam des Fräulein von Dacheröden aus Erfurt und gehörte nun noch fester und enger angeschlossen als früher zum kleinen Kreis der Schwestern Lengefeld. Seine feine hochgewachsene Gestalt war biegsam und gelenkig wie sein Geist. Er regt an, führt das Gespräch und reißt auch jene fort, die ganz mit sich selbst beschäftigt, daran sind, sich in Gefühlen zu verlieren.

Seine besondere Freundschaft für Karoline von Beulwitz läßt ihn aber ängstlich und bedenklich das ungewöhnliche Verhältnis der drei ungewöhnlichen Menschen beobachten. Er wird nicht recht klug daraus und besorgt, daß Karoline, daß Schiller als Bräutigam der weniger bedeutenden und anscheinend weniger zu ihm passenden jüngeren Schwester sich in gefährlichem Irrtum über die eigenen Gefühle befinden könnten.

Also voreingenommen beobachtet er, sorgt sich und mißdeutet, wie es bei Voreingenommenheit zu geschehen pflegt. Er teilt es seiner Braut mit, der schwärmerischen Karoline, die nun befürchtet, daß sie mit ihrem einstigen Rat an Lotte nicht wohlgetan und für Lili besorgt ist.

Das sich selbst so vollständig genügende Brautpaar Humboldt-Dacheröden kann nicht einsehen, daß Schiller und Lotte sich nicht ebenso genügen, daß Karoline unerläßlich zu ihrem Glück gehört. Sie erörtern eifrig in ihren Briefen, wie es eigentlich mit dem

Schwesternpaar Lili und Lolo stehe und beschließen nötigenfalls helfend einzugreifen.

„Hier war's eine eigene Existenz“ schreibt Humboldt der Braut. „Schiller wurde in den ersten Stunden vertraut. Aber die Art, wie sie untereinander sind, drückte mich oft. Wenn ich Karoline ansah, über ihn hingelehnt, das Auge schwimmend in Tränen, den Ausdruck höchster Liebe in jedem Zuge — ach, ich kann Dir's nicht schildern, wie mir dann ward.... Vielleicht wird's in Jena anders. Lotten gibt auch die Liebe kein Interesse. Sie war an seiner Seite wie fern von ihm. Er gegen beide? Hast Du ihn nie Karoline küssen sehen und dann Lotte?“

Wie Bilder und Briefe der Zeit beweisen, waren innige Umarmungen und häufiges Küssen unter Freunden selbstverständlich. Den Außenstehenden mußte es manchmal schwer fallen, zu unterscheiden, was Liebe, Dankbarkeit, Schwärmerei bei solcher Zärtlichkeit war.

Siebenunddreißigster Abschnitt

Liebe ist ein seltenes Ding, sie läßt sich nicht meistern.
Hippel

Ein alter Oberforstmeister, der in Thüringens Gesellschaft wohlgelitten war wegen seines oft unfreiwilligen Humors und seiner weltfremden Urteile, sagte zu Wilhelm von Humboldt: „Wissen Sie schon, Fräulein von Lengefeld tut eine empfindsame Heirat. Er ist ein Jenaischer Professor. Er macht Verse und ist Alchimist." 1790

Herzlich lachte das Brautpaar über solche Bemerkungen, die mitten im Berechnen praktischer Fragen wohltuend wirkten.

Besonders willkommene Hochzeitsgeschenke waren zwei Gemälde, dem jungen Paar von zwei Liebhabern der Kunst gewidmet (sie befinden sich jetzt im Schillermuseum von Schloß Greifenstein). Das eine ist eine pastorale Landschaft, gemalt von dem Rudolstädter Freund, dem Freiherrn von Gleichen, wohl in Erinnerung an die Landschaft des heimatlichen Schlosses, das im Leben verschiedener Mitglieder der Schillerschen Familie wichtig werden sollte —, mit idyllischen Schäfern und Hirten geziert. Das zweite erwähnt Schiller mit besonderem Vergnügen in einem Brief. Dalberg malt es im Geschmack der Zeit, sinnig allegorisch mit einem Hymen, der die verschlungenen Buchstaben S und L auf einen Baum zeichnet. Nebenan fließt Schiller zu Ehren der Quell Hypokrene.

Mit feinen Pinseln malt zierlich wenn auch dilettantisch der elegante Prälat daran. Lottchen und Karoline, die seit Anfang Februar zum Besuch ihrer Freundin Dacheröden in Erfurt eingetroffen waren, sehen ihm bewundernd über die Schulter und plaudern leise dazu. Sie tragen beide noch stilisierte Lockenköpfchen, wie Miniaturen aus der Zeit beweisen, das zarte, frische, durchsichtige Fichu auf der Brust gekreuzt.

Auf ihrem Bildchen*, das der Bräutigam als Breloque zu tragen bekommt, sieht Lotte schelmisch drein. Vielleicht lächelt sie über die Besorgnis der gern sentimentalen, tränenseligen Dacheröden

* Schillermuseum in Greifenstein.

ihrer Schwester wegen. Vielleicht hat sie bemerkt, daß, während Dalberg an dem Hochzeitsbildchen malt, die bewundernd nach ihm hinblickende Karoline unter den Bann des vielseitigen Causeurs und Amateurs gerät. Offenbar fürchtet sie keineswegs durch ihr Glück Karolinens Herz zu kränken.

Ein anderes Herz ist freilich notwendigerweise wund und weh.

Vier Tage vor der Hochzeit, auf der Durchreise von Jena nach Erfurt macht Schiller in Weimar seinen Abschiedsbesuch bei Frau von Kalb und bringt auf ihren Wunsch die Briefe zurück — ein Stück seiner Jugend, das er troß aller neuen Hoffnungen und Seligkeiten nicht ohne Wehmut aus der Hand gab.

Es war ein konventioneller Abschied. Die vornehme Frau bewährte sich als solche. Die üblichen Freundschaftsbeteuerungen fanden statt.

Charlotte hielt auch Wort, sie hat sich immer freundlich und für die junge Frau liebreich benommen. Das Leben ging daran, die einstmals Liebenden innerlich sehr weit auseinander zu reißen. Auch in Dingen des Geschmacks, der geistigen Interessen sollten sie nie mehr ganz einig empfinden, da sich Charlotte in den Strudel der Romantik hinein ziehen ließ.

Es war also, troß häufigen späteren Wiedersehens, ein Abschluß für immer, ein Losreißen von der gemeinsamen Vergangenheit.

„Da er von Jena nach Erfurt reiste, übergab er mir meine Briefe eigenhändig“, zeichnete Charlotte in ihren Erinnerungen auf. „Ich legte sie in ein Kästchen aus schwarzem Maroquin.“ Und später: „Inniges kann nur von Einem verstanden werden, den anderen verwandelt es sich in Hohn ... Ich ehre uns, wenn ich sie nun vernichte. So waren diese Blätter den Flammen — nicht plötzlich — nach und nach geweiht und die ersten riefen zu gleicher Opferung die letzten.“

Mit Schillers Besuch kurz vor seiner Heirat endete für ihn der empfindsame, oft leidenschaftlich durchglühte Roman seiner Jugend. Charlotte läßt ihn verglimmen mit den letzten Funken der brennenden Briefe im Kamin.

In Erfurt stieg Schiller im Gasthof „zum Schlehendorn“ ab und verlebte drei angenehme Tage in Gesellschaft der Freundinnen.

Das Brautpaar wurde in allen Kreisen, am Hof bei Dalberg, bei Dacheröden, bei einem Geheimrat von Bellmont und anderen Erfurtern herzlich gefeiert. Besonders innigen Anteil nahm Dalberg und sagte dem Dichter — anspielend an frohe Träumereien des Herbstes — „er zähle darauf, Schiller in Mainz in seiner Nähe zu haben, und ihm dort eine Existenz zu verschaffen, wie sie sich für ihn gehöre. Er wisse nicht, wozu die Fürsten ihre Hilfsmittel nutzten, wenn sie dieselben nicht dazu gebrauchten, vortreffliche Menschen um sich zu versammeln.“

Indessen fühlte sich Karoline Dacheröden in ihrer etwas überspannten Freundschaft für Lili (Karoline von Beulwitz) noch immer unruhig und mitleidsvoll. Sie sorgte, daß Lili — so entsagend und edel sie auch denken mochte — nun, da der Hochzeitstag nahte, es schwer ertragen würde, den Seelenfreund endgültig mit der jüngeren Schwester vereint zu wissen, da sein ganzes Wesen doch mit ihr, der älteren, im Einklang lautete.

Und das Kind „Lolo“, wie könnte es wahrhaft mit ihm glücklich werden?

Karoline Dacheröden beschließt Schiller einen seelenzergliedernden Brief zu schreiben und bittet um offene Auskunft im Namen der Freundschaft. Was ihr der Dichter antwortet, beruhigt ihr in zitternde Erregung geratenes Gemüt.

„Über das Verhältnis zwischen Karoline, Schiller und Lotte bin ich ruhiger,“ schreibt sie an Humboldt. „Es war etwas Unbündliches in mir und ich habe mich mit Schiller schriftlich expliziert.“

Schiller scheint ihren Zweifel nicht als Kränkung empfunden zu haben, die herzlichen Beziehungen werden durch die Aussprache noch besser befestigt.

Nach ihrem Erguß weicht Karolinens Mißtrauen und Fremdheit Schillers eigentümlichem Wesen gegenüber Das Fräulein

von Dacheröden tritt ihm näher, urteilt freundlich und zuversichtlicher. Kurz nach der Abreise des Brautpaars bekennt sie: „Heut also der so lang beschlossene Tag von Schillers Vermählung — meine Seele ist ihnen in diesem Momente sehr nah. Ich bin mit Schiller in diesen Tagen des Zusammenseins sehr vertraut geworden. Eine große Feinheit ist doch in seinem Charakter verwebt, alle Bewegungen seiner Seele sind mild und graziös und es entgeht ihm kein Laut eines geliebten Wesens."

Dieser Tag, an dem die Freunde mit banger Liebe des Dichters und seiner Braut gedenken, war der 22. Februar. „Wir kamen Sonntag abend nach Jena — schreibt Lotte in ihren Erinnerungen —, wo wir bei Fräulein Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag, wie heute 1806, wo ich dies mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen 2 Uhr ab und kamen um 5 Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an; stiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Karoline. Den Abend brachten wir still und ruhig miteinander in Gesprächen zu beim Tee. So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen.... Als ich in die stille Dorfkirche hineintrat, schwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel und die Abendsonne übergoß sie mit rötlichem Glanze. An Schillers Hand trat ich in die schmucklose Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod."

Heute scheint es eigentümlich, aber es entsprach den Sitten der Zeit, daß Frau von Lengefeld die erste Woche bei der jungverheirateten Lotte blieb, daß Karoline sich dem Ehepaar gesellte und mehr als ein Besuch aus Weimar kam, Glückwunsch und Geschenk persönlich zu überbringen. „Da unsere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war," schreibt Schiller, „so gaben wir schon in den ersten Tagen ein volles schönes Bild des häuslichen Lebens."

Ohne sich die Sorgen eines Haushalts aufzuladen, war das junge Paar in Schillers bisheriger Wohnung geblieben, wo er

nur die übrigen Zimmer auf derselben Etage hinzumietete. Die Räume waren möbliert, „die Hausjungfern" verstanden sich dazu, „den Tisch zu besorgen".

Karoline mietete sich in der Nähe bei einem Fräulein von Seegner ein. Der Traum harmonischen Zusammenseins scheint erfüllt. „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt!" bekannte Schiller. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin."

Schillers äußere Lage gestaltete sich noch besser, als man gehofft hatte. Die Gegenwart war heiter, in die Zukunft sah der Dichter sorgenlos mit den Seinen, aus allen Briefen spricht stete, innere Befriedigung.

Die unternommene Herausgabe von Mémoires, für die auch Goethe sein Interesse durch künstlerischen Rat bei den Titelkupfern kundgab, und die Fortsetzung der Thalia sicherten für die bescheidenen Bedürfnisse hinlängliche Einnahme. Es blieb noch Zeit zu Rezensionen für die Allgemeine Literaturzeitung übrig. An der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, die Göschen für einen historischen Almanach haben wollte, wurde kräftig gearbeitet und in den Gesprächen zu Haus wie bei den befreundeten Professoren taucht der Plan eines deutschen Plutarch auf, dem man die folgenden Jahre vorbehält.

Daß die Prosaarbeiten dem Dichter gewaltige Anstrengung kosteten, lag im damaligen Zustand der Sprache begründet. Er mußte Bildner, Neuschöpfer sein. Aus der schwerfälligen oder leicht in „Platitüden" fallenden Kanzel- und Kathedersprache, die noch bei ihren nächsten Vorgängern den Gedankenflug hemmte, schufen die Klassiker eine formschöne, bildkräftige und anschauliche Sprache. Dank ihrer Mühe wurde das Wort immer biegsamer und tönte in vollerem Klang.

Mit Stolz führt Schiller die junge Frau in die Jenenser Geselligkeit. Das Griesbachische Haus und der literarische Salon der Frau Schütz gewährten anregende Unterhaltung. Ein Landsmann, der „Rationalist“ Paulus war seit dem vergangenen Sommer für orientalische Studien an die Universität berufen und bildete mit seiner reizvollen jungen Gattin Karoline einen geselligen Mittelpunkt, dem sich Schiller und Lotte mit Freuden anschlossen. Beide lauschten in stiller Andacht, wenn Karoline Paulus ihre schöne Stimme erklingen ließ und mit reifer Kunst vor allem Glucks Arien sang. Die kleine gescheite Frau fesselte mit ihrem neckischen Wesen die großen Geister ihrer Umgebung und trug durch gesellige Talente bei, jene gute behagliche Stimmung zu erzeugen, die nach ihrem eigenen Wort „Mutter der Musen“ ist.

Noch kurz nach seiner Heirat konnte Schiller an Körner schreiben: „Gegenwärtig fehlt es mir sehr an einer angenehmen und befriedigenden Geistesarbeit ... mein Kopf ist überladen ohne Genuß dabei zu haben.“ Nun steigt durch Gespräche angeregt und innere Ruhe gezeitigt aus dem historischen Studium eine Gestaltenfülle, die zu dichterischem Schaffen reizt. „Der erste Gedanke — berichtet Karoline — Wallensteins Abfall und Tod dramatisch zu bearbeiten, welcher bei dem Lesen der Quellen des „Dreißigjährigen Krieges“ entstand, war die Blüte eines heiteren in sich befriedigten Daseins.“

Gleichzeitig beschäftigten Schiller die ersten ästhetischen Studien, die zunächst in öffentlicher Vorlesung einen großen Kreis von Hörern erfreuten. Die „Kritik der Urteilskraft“ löst neue Gedanken aus. Er und der Königsberger Philosoph begegneten sich in einigen Punkten, in anderen entfernten sie sich voneinander. „Hier muß ich durch,“ bekennt er. „Ich fühle, daß ich auf dieser Erde etwas leisten kann und meine besten Stunden sollen dazu bestimmt sein“. Aber er lehnt die Vermutung ab, daß er sich in den ästhetischen Fragen unter Kants Einfluß begeben habe. „Bilde dir ja nicht ein, daß ich ein ästhetisches Buch dabei zu Rate ziehe,“ schreibt er an Körner (16. V. 90), „ich mache diese Ästhetik selbst und darum, wie ich denke um nichts schlechter.... Es legt sich mir alles bis jetzt be-

wunderungswürdig schön auseinander und manche lichtvolle Idee stellt sich bei dieser Gelegenheit mir dar. Die alte Lust zum Philosophieren erwacht wieder und am Ende kommt es auch wieder an Julius und Raffael."

Schillers Arbeiten bringen ihn jetzt den „weimarischen Göttern" endlich näher. Herder nimmt ihn bei einem Besuch viel ernster als früher und bewundert die geschichtlichen Aufsätze. Goethes Freund Knebel, ein alter leidenschaftlicher Verehrer Lottens, tritt mit stark aufgetragenen Freundschaftsgefühlen an ihn heran und Anna Amalia erkundigt sich teilnahmsvoll nach seinen Familienangelegenheiten und dem Fortgang seiner Werke. Sie brachte namentlich den philosophischen, in der Thalia veröffentlichten Aufsätzen Interesse entgegen.

Im Winter entstand die Rezension der Bürgerschen Gedichte, die großes Aufsehen erregte und den Angegriffenen zu einer bitteren Entgegnung verleitete. „Ich bin neugierig, was du zu meiner Rezension von Bürger sagen wirst, die in den nächsten Stücken der Literaturzeitung erscheint. Freilich sind's nur einige hingeworfene Winke, aber die mir zu ihrer Zeit geredet scheinen."

Es handelte sich bei dieser Besprechung für Schiller um eine ungemein wichtige Prinzipienfrage. Die Bedeutung Bürgers verkennt er keineswegs, aber gerade weil er ihn bedeutend findet und weil jüngere Talente an ihm Beispiel nehmen, wünscht er, daß der Sänger Mollys, der Molly nicht immer geschmackvoll feiert, sich strenger Rechenschaft gäbe von den Grenzen des Geschmacks. Denn jüngere Talente sind immer in Gefahr, gerade die Übertriebenheiten und Geschmacksfehler eines auffallend begabten Künstlers nachzuäffen und zu verschlimmern.

Karoline verließ Jena in den Frühlingswochen, wahrscheinlich aus äußerstem Zartgefühl, um einer immerhin möglichen Anwandlung von Eifersucht Lottes aus dem Weg zu gehen. Sie wandte sich zunächst nach Erfurt zu ihrer Freundin, dann nach Rudolstadt. Schillers Briefe folgen ihr, ruhiger, abgeklärter, überquellend von stillem Glück. Im Sommer besucht Lotte noch vor Beginn der Ferien

die Mutter. Wieder gehen seine Briefe an beide Schwestern zugleich, der Ton ist vertrauensvoll, von der leisen Wehmut vorübergehender Einsamkeit erfüllt: „Liebe, ich kann mich in die Trennung von Euch beiden kaum finden. Mir ist, als hätte ich diese fünf Monate in einem langen Traum gelegen und aus diesem wäre ich nun erwacht zu meinem vorigen Leben. O wie selig, daß unsere Verbindung keine vorübergehende Erscheinung ist! daß ich Wirklichkeit umfasse!“ Von seltener Vollkommenheit mußten Menschen sein, die in so zarter Weise auch bei näherem Zusammenleben das Glück ihrer Verbindung aufrechtzuerhalten wußten.

Während der Ferien folgte Schiller für kurze Zeit der Einladung seiner Schwiegermutter. Mit dem Herbst richtete man sich wieder in den gemütlichen Zimmern des Hauses in der Jenergasse ein.

Zu den ersten Besuchern gehört Goethe. Man spricht über gemeinsame Beziehungen. Goethe erzählte mit Wärme von Körner, den er in Dresden kennen gelernt, dann wendete sich das Gespräch neuen Büchern zu, vor allem Kants „Kritik der Urteilskraft“.

„Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet,“ meint Schiller, „und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf.... Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und er betastet mir zu viel.“

Mit großer Behutsamkeit und noch immer voreingenommen nähern sich die künftigen Freunde. Von diesem Besuch an scheint manch vorgefaßtes Urteil zu schwinden.

Auch über Bürgers Gedichte tauschen die Dichter ihre Meinung. Goethe begreift das Aufsehen der Rezension, wenn er auch nicht mit allem darin einverstanden ist.

Schiller bleibt bei seiner frischen Kampflust. Die Rezension ent-

hält das herzhafte Bekenntnis, daß er sich von nun an gegen jeden Angriff verteidigen und durchsetzen wird. „Eine der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisieren, Veredlung, ohne welche er aufhört seinen Namen zu verdienen.... Alle Ideale, die er im einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines inneren Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt."

Diese Anschauung will er sich fortan nicht mehr erschüttern lassen.

Achtunddreißigster Abschnitt

Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist der Mensch und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Kant

1790/91 Das urtümlich Ehrwürdige in jedem Menschen birgt tief verankertes Stolzsein auf den Besitz. Ein Besitz verlangt Dienstbarkeit. Auch besonders geartete Menschen erkennen dann, daß Herzen wie Sterne ihre vorgeschriebenen Bahnen zu wandeln haben und nicht ohne Katastrophen aus denselben treten können. Es ist ihnen wie allen anderen aufgegeben sich zu bescheiden. Die Mutter an der Wiege siegt unbedingt und gesetzmäßig über jede andere Frau im Herzen des gesund empfindenden Mannes und über allen Zaubern, auch über den Zauber einer bis zur reinsten Vollkommenheit gediehenen Liebe, herrscht die Pflicht. Sie hat noch einen Kosenamen, wenn sie uns freundlich tun will und mit der Dienstbarkeit versöhnen, sie heißt dann Gewöhnung.

Mann und Frau, sogar wenn keine leidenschaftliche Neigung vorhanden ist, gehören doch bald seelisch aneinander und zueinander. Ihre Gemeinschaft bildet gleichsam ein neues, ganz unerwartetes Wesen, das nicht durch Addition der vor der Vermählung etwa von beiden Seiten vorhandenen Eigenschaften entsteht, sondern ein ganz besonderes, geheimnisvolles Rechenexempel darstellt, dessen Logarithmus niemand kennt. Wie manche Eigenschaften bei chemischen Hochzeiten erst zum Leben erweckt, andere durch die Verbindung tot gemacht werden, sind hier von seelischen Besonderheiten die einen erhöht, bestärkt, die anderen unterdrückt bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Die seelische Metamorphose, die das eheliche Beisammensein herbeiführt, ist so zwingend, so wichtig, daß nichts schwerer erfüllbar sein kann als Treuversprechen früheren Freunden und Freundinnen gegenüber, die man in diesen Zustand mit hinein nehmen will. Das ganz neu entstandene Wesen kann den Beteuerungen und Versprechen des ihm vorangegangenen Einzelwesens nicht mehr gerecht werden. Es fängt sein Leben ganz von neuem an.



Schiller in Hoftracht, um 1790
Geschnittene Silhouette im
Schillermuseum zu Marbach

Für hochstehende Männer ist die Metamorphose, die sie durch die Ehe erfahren in den allerseltensten Fällen eine günstige, fast für alle Künstler bedeutet sie ein Herabsinken, eine Verflachung des seelischen Niveaus. Die Frau, meist Vertreterin der Mittelmäßigkeit, schraubt langsam den höherstehenden Mann zu der ihr bequemen Lage herunter.

Darum beobachten die Freunde nicht ohne Besorgnis für Schillers weitere Entwicklung, wie sich das Leben der nun zusammengehörigen Menschen gestaltet. Göschen, besorgt, daß die Ehe Schillers Arbeitskraft lähme, wie es sonst bei Liebesangelegenheiten der Fall gewesen, hofft durch Wieland Nachricht zu erhalten und schreibt: „Die treffliche Frau von Kalb hat so manches Verdienst um Schiller, möchte sie der jungen Gattin ihres Freundes Winke geben, welche die Liebe für das Glück der Zukunft benutzen kann! Mir deucht, in Absicht dieses Glücks liegen die Würfel auf dem Tisch. Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung oder die neuen Sorgen der verdoppelten Bedürfnisse des Lebens drücken ihn zu Boden. Ich lebe hierüber in Unruhe.... Ich habe nur wenig Menschen so geliebt wie diesen."

Fräulein von Dacheröden besucht die Freunde in Jena und findet: „Lotte ist ruhig, Schiller ist's auch, Karoline in einer eigenen milden Stimmung". Und das durchdringende Auge des klugen, wenn auch stets nach Herzensverwicklungen spähenden Mädchens entdeckt zuerst den Punkt, der für Karoline bedeutsam die Zukunft beherrschen sollte und zur Erhaltung des seelischen Gleichgewichts förderlich sein.

Bei wiederholten Besuchen in Erfurt kam Dalbergs sympathische Persönlichkeit Karolines entsagungsvollem Herzen zart entgegen und die Freundschaft zwischen beiden versprach schöne Tröstungen. Das Fräulein von Dacheröden schreibt ihrem Bräutigam im Frühling: „Lotte ist gar zu drollig. Sie hat viel Mutterwitz. Schiller scheint glücklich mit ihr zu sein, ruhiger in seinen Gefühlen für Karoline und Lotte gibt es so eine Sicherheit, Karolinens Seele so unbeschreiblich auf Dalberg gerichtet zu sehen."

In der ersten Woche nach Schillers Hochzeit beginnt der Briefwechsel zwischen Karoline und Dalberg, der alle Schicksale des wechselvollen Lebens bis zum Tod des Kirchenfürsten umspannen sollte.

Seit den Dichter ein stilles häusliches Leben beglückt, ist er mit Menschen und Verhältnissen, die sonst oft seinen Unmut auslösten, versöhnt.

Daß Schiller durch seine Ehe keineswegs Schaden litt, sondern nur wohltätigen Einfluß erfuhr, wird für sein Genie von großer Wichtigkeit. Lotte muß eine besonders schmiegsame Anlage gehabt haben. Sie besaß gerade das heitere, spielerisch leicht mit praktischen Dingen verfahrende Wesen, das er zur Vervollständigung und Beruhigung des eigenen leidenschaftlich bewegten Temperaments bedurfte. Als Dame von Welt wußte sie mit Menschen und Dingen taktvoll fest umzugehen, ließ sich nicht von Kleinigkeiten anfechten oder beleidigen, sondern schüttelte das gern und oft angespritzte Gift leicht von sich ab.

Rasch sah Schiller die Knäuel entwirrt, die Wogen geglättet, die ärgerlichen Dinge ins Dunkel und die erfreulichen ans Licht gerückt.

Das schwer zu erhaltende Verhältnis mit Karoline scheint ganz allmählich und ohne harte Erschütterungen sich zu lockern und der jungen Frau den Sieg zu lassen.

Karoline erklärt ihrer empfindsamen Freundin, wie sie sich leise, jeden Mißklang vermeidend und nicht ohne Genuß am eigenen Edelsinn von dem jungen Paar zurückzieht. Sie erkennt: „Alle alten Töne müssen erst ganz verklingen, ehe uns ein neues stilles Zusammensein erblüht. Wenn sein Geist nicht an blühenden Erscheinungen dabei verlöre, so möchte ich, er heftete sich mehr an Lolo — — das Herz zu teilen, hemmt vollends die schönste Kraft.“ Die geistreiche Frau fühlt, daß sie dem Dichter blühende Erscheinungen gewähren kann, geistige Bilder und fürchtet, daß Lolo „keinen Teil an diesen Bildern nehmen“ könne. Es würde Lolos Schwester schmerzen, „ihr in ihrem Manne Saiten fühlen zu lassen, die sie nicht spielen kann, da sie ihn so sehr liebt“.

Die Entsagende wiegt ihr Herz ein mit dem Glück süßer Schwärmerei: „Eine ewige Melodie vernehme ich in allen Ansichten der Natur und der Menschenwelt, in der ich gern zerfließe voll des lieben, heiligen Bildes“ — —

Man würde gern erfahren, ob ihr Seelenfreund je an Karoline mit Sehnsucht oder Pein zurückgedacht und die Aussprache mit ihr, die ihn wohl von allen Menschen geistig am schnellsten und erschöpfendsten verstand, vermißte, sobald das Zusammenleben aufhört und Karoline neue Pflichten wählt.

Vielleicht bis zum Anschluß an Goethe.

Karolines Umgang bildete gleichsam eine Vorbereitung auf diese wunderbare Freundschaft, denn ihr Gedankenflug ging sehr hoch, so hoch, daß ihr im Jahr 1797 anonym erschienener Roman Agnes von Lilien von vielen für einen Roman von Goethe gehalten und von diesem staunend gelobt wurde. Mancher Literarhistoriker hat in Agnes von Lilien einen Schlüsselroman sehen wollen, in dem das Verhältnis der Schwestern zu Schiller durchblicke. Das ist sehr weit hergeholt, denn die ganze Fabel hat keine Ähnlichkeit mit der eigenen Herzensgeschichte und keine der auftretenden idealen Männergestalten scheint mir Züge von Schiller zu enthalten. Höchstens klingt in die Resignation der „Gräfin“ zu Gunsten einer jungen Freundin etwas von Karolines Erfahrung und einzelne ihrer schönen Aussprüche sind aus der Tiefe nie eingestandener Schmerzen geholt. Sie sagt einmal demütig durch den Mund einer Verlassenen: „Die Nachtigallen sind im Winter unansehnliche, lästige Tiere,“ aber ein andermal behauptet sie stolz: „Nur Geist und Liebe tragen Frucht in jeder Region des Lebens“. Und dann: „Am Ziel der Wissenschaft der Tugend fühlt der Mensch immer noch das Wachstum seiner Kraft. Die ganze Kraft selbst fühlt er nur in seiner Liebe.“

Ferner mag dieses für bedeutende Frauen so bezeichnende Wort eine Erinnerung sein: „Der Wunsch Liebe zu gewinnen, anzugehören ergreift unser Wesen nie stärker und inniger, als wenn wir eine hohe Kraft in Tätigkeit erblicken.... Mein Herz nähert

sich allem Liebenswürdigen mit einem innigen Verlangen, es in seiner eigentümlichen Grazie erhalten zu sehen."

Karoline gibt kein persönliches Erleben preis, denn „unter der Weltsitte" wie die Heldin ihres Romans hatte sie sich gewöhnt „einen Schleier des leichten Mutes über ihren Gram zu ziehen." So versteht sie unter Tränen lächelnd ihrem empfindsamen Glück zu entsagen und begleitet mit liebevoll friedlicher Teilnahme das Glück des Freundes und der Schwester. Sie zieht sich zurück, sobald sie nur leise, wie von ferne einen Schatten der Eifersucht über Lottes Stirn huschen sieht und schließt sich enger an ihre Freundin Dacheröden in Erfurt und an Dalberg, der vor ihr mit wachsender Neigung alle Sorgen und Zweifel seines reichen Lebens auszubreiten beginnt. Und sie lenkt ab mit liebevoller aber bestimmter Gebärde, wenn Schiller aus Arbeit und sorgsam umhegter Behaglichkeit heraus ihr von leiser Besorgnis ergriffen schreibt: „Manchmal versinkt meine Seele ganz in der Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen. Frisch und kräftig wird das innere Leben des Geistes nur durch die Reibung mit anderen."

Männlich fest erwidert die Freundin dem leise Sehnsüchtigen, indem sie ihn auf „den begeisternden Funken seiner Dichtkunst" verweist. Im September 1790 faßt sie die neugewonnene Stellung ihm gegenüber in die Worte: „Du hast mir geschrieben, daß du im Umgang mit Paulussens und den übrigen Menschen in Jena nicht jene Reibung findest, die notwendig ist, Feuer aus dem Stein zu schlagen. Greife in den Reichtum deines eigenen Busens und wende dich wieder in jenes Gebiet, in dessen Grenzen die Gestalten deines Don Carlos erwuchsen. So eng auch die Freundschaft Menschen aneinander kettet, so streut doch immer die Fremdheit den Samen des Mißverstehens unter sie. Die natürliche Veränderlichkeit des Menschen macht manches erkalten, aber das heilige Feuer, das nur im eigenen Hause entflammt, wärmt die kalt gewordene Seele*."

* Unveröffentlicht. Aus einer Abschrift von Emilie von Gleichen-Rußwurm.

Und in einem Brief an Dalberg bekennt sie ungefähr um diese Zeit: „Es ist hart eine Leidenschaft in seinem Herzen zu entdecken, die täglich eine andere Gestalt annimmt, aber um so viel mehr ist man im Stande, sie daraus zu verbannen, wenn man sie besser erkennt*."

Schriftlich und mündlich setzt sich Schiller — von dem immer lebhafteren Wunsch beseelt zum Drama zurückzukehren — mit den Freunden auseinander. Er wendet sich an Dalberg mit der Frage, ob er als Schriftsteller seine historische Laufbahn fortsetzen oder sich seinem Dichtertalent ganz widmen solle. Der Koadjutor antwortete: „Der aufmerksame, prüfende, sammelnde Forschungsgeist ist Element des Geschichtsschreibers; der Genius höchst lebender Darstellung Element des dramatischen Dichters. Sie vereinigen beides, Bildungskraft und das schätzbare Ausdauern des Fleißes. Doch wünschte ich, daß Sie in ganzer Fülle dasjenige leisten, wirken, was Sie nur leisten können, und das ist Drama."

Daß der durch Schillers Vertrauen geschmeichelte, immer liebenswürdig in den Künsten dilettierende Gönner diesem Rat öfters Ausdruck verlieh, geht aus einem Brief Karolines von Dacheröden hervor: „Wenn man Schillern kennt und seine Schriften aufmerksam gelesen hat, muß man, glaube ich immer, für das letztere entscheiden. Das tat denn auch Dalberg."

Die Schaffensfreude an poetischer Gestaltung erstarkt und das, was die Jahre der Sammlung an Wissen und Erfahrung gebracht, drängt nach Auslösung. Das stille Glück des gereiften Mannes verspricht schönen Gewinn, eine glänzende Verjüngung und Neuwerdung des Dichters.

Im vertrauten Gespräch gestand er einmal, daß alle die Hauptcharaktere, die er bis jetzt gezeichnet „nur sein in verschiedenen Lagen geschautes Ich wären". Aber nicht wie mancher junge Schwarm- und Feuergeist sollte er sich mit der Widergabe rein persönlicher Empfindungen erschöpfen.

---

* Unveröffentlicht.



Von dieser ausschließlichen Verwendung und Ausnützung eines begrenzten Ich gedenkt er jetzt in ein Reich unbegrenzter Möglichkeiten sich zu begeben. Er ist nicht mehr der selbst Verzauberte, der unter Verzauberungen leidet und davon erzählt, er wird wie Shakespeares Prospero, der selbst zaubern kann und dem die mannigfaltigsten Geschöpfe gehorchen müssen.

Wohl gibt es noch ein unermüdliches, angestrengtes Ringen, um sich frei zu solchem Herrschertum zu erheben, Müdigkeit umfängt ihn oft und Zweifel kommen.

Aber mit jener heiteren Gelassenheit, die ihr, der „Weisheit" ureigentümlich war, scheint Lotte gleich zu Anfang der Ehe die düsteren Stuben der „Schrammei" ganz und gar durchsonnt zu haben.

Und in dieser langersehnten Sonne verkündet Schiller feierlich, daß er glücklich sei.

Indessen ist's, als hörten seine guten und bösen Geister zu und stritten, wie lang ihm dieses Glück zu gönnen. Sie einigen sich schließlich auf eine runde Summe von Tagen, auf ungefähr ein Jahr.

Auf ein Jahr glücklich sein, zuversichtlich jeder frohen Hoffnung Willkomm sagen! Die langgeknechteten Dichterträume fliegen frei. Er fühlt und weiß, nun ist der vereiste Strom entfesselt, nun wird es mächtig hinabrauschen zu Tal, sehr wunderbar und reich.

Damals bildete er sich auch äußerlich zur Vollkommenheit, die seine späteren Bilder zeigen; eine Majestät wohnt in den Zügen, unvergeßlich eindrucksvoll ist der leuchtende Blick.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut."

Der junge dänische Dichter Jens Baggesen, der in Jena Aufenthalt nahm und in den vertrauten Kreis Lottes aufgenommen wurde, schildert seine Erscheinung: „Schiller hat was mehr als menschliches in seinem fast unausstehlich* scharfen Blick — sein Gesicht ist fast wohllüstig schön, seine wallenden gelben Haare geben ihm was Apolli-

* Unter unausstehlich verstand man damals „nicht" oder „kaum zu ertragen".

nisches. In seinem Munde ist ein wenig „dédain", er scheint nicht der Erde zu gehören und hat was Heterogenes."

In den Herbstmonaten des Jahres 1790 bildete sich ein Kreis junger Leute um den verehrten Dichter und seine liebenswürdige Gattin. Dieser Kreis blieb ihm durch schwere Zeiten in treuer Freundschaft ergeben.

Ein lustiger Schwarm von Studenten umdrängte seinen Wagen, als er mit Lotte die Schrammei verließ, kurzen Winteraufenthalt in Erfurt zu nehmen, wo man in anregender Geselligkeit zu leben und die Beziehungen zu Dalberg vertrauter auszugestalten gedachte. Es war ein glückliches Paar, das in den rosig angehauchten Wintertag hinausfuhr, ein glückliches Paar, das im „Schlehendorn" zu Erfurt Rast machte zu fröhlicher Zeit.

Wie abgeklärt Schiller geworden, empfand mit feiner Beobachtung Karoline von Dacheröden. Sie schrieb ihrem Bräutigam kurz nach Ankunft des Ehepaars: „Seine ganze Seele lebte in anderen Gestalten ... und, wenn er momentelang tiefer in mein Herz sah, als ich es wollte, so fühlte ich an ihm, an seinem Lächeln, seinem Händedruck, daß er diese Erscheinungen holde, freundliche Traumgestalten nannte. Er redete einmal mit mir von Lottchen und seiner Art, mit ihr zu leben, so recht im Ton der Ruhe, nicht der Resignation. Er sagte sogar, wie er sich überzeugt hätte, daß er mit Karolinen nicht so glücklich gelebt haben würde wie mit Lottchen, sie würden einer an den anderen zu viele Forderungen gemacht haben, und mit einem Wort, ich fühlte, daß sein Herz keinen Wunsch mehr macht, den Lottchen nicht erfüllen könnte. Lottchen selbst ist mehr geworden. Ihre Empfindungen haben an Innigkeit gewonnen, ihr Wesen tönt in einem volleren Klange."

Neununddreißigster Abschnitt

Den Tod fürchten die am wenigsten, deren Leben den meisten Wert hat.
Kant

1791 Gleichen Inhalts wie Dalbergs ernsthafter Rat, sich wieder dem Theater zuzuwenden, war ein Brief Wilhelm von Humboldts, der den zweifelnden Dichter „bei seiner Neigung zum Erhabenen“ mit überzeugender Gewißheit auf das heroische Drama hinwies und von ihm die Schilderung des Menschen im Einzelkampf mit dem Schicksal verlangte.

In den hohen vornehmen Räumen des Erfurter Palais bewegte sich das Gespräch zwischen dem Kirchenfürsten, dem gelehrten Professor Jakob Dominikus und Schiller über diese Frage und man erwog — da und dort Charaktere aus der Weltgeschichte greifend — wo sich ein Charakter, eine Lage, ein Problem fände, das geeignet sei, gerade Schillers hervorstechenden Eigenschaften zu dienen. Es wird Dominikus gewesen sein, der besonders auf Wallenstein hinwies und als der Plan in der lebhaft angeregten Phantasie des Dichters sofort Gestaltung annahm, versprach der bibliographisch sehr bewanderte geistliche Herr alles aufzusuchen, was auf den Friedländer Beziehung habe. Am Abend in der Loge des Koadjutors, wo man Zschokkes Trauerspiel „Graf Monaldeschi“ gab, wurde die Leidenschaft für die Bühne im Gespräch mit den Frauen noch mächtiger und die Idee des Wallenstein blieb von nun an die vorherrschende im Geist des Dichters.

Seinen Gast auch äußerlich zu ehren, beraumte Dalberg im Saal der Statthalterei „eine solenne Sitzung der Akademie nützlicher Wissenschaften“ an, um ihn mit einigen anderen Gelehrten zum Mitglied zu ernennen. Die Gelegenheit bot der Geburtstag „Seiner Churfürstlichen Gnaden zu Mainz.“ Schiller stand solchen Ehren nicht mehr naiv, wie in Mannheim gegenüber, er nahm sie lächelnd an, leisen Spott um die Lippen. Im Kreis der guten Freunde wird über manchen komischen Beigeschmack der Zeremonie gescherzt. Sie lächeln sich augurenhaft zu und Schiller fertigt in



Wilhelm von Humboldt
Nach einem Relief in Greifenstein

neckischer Laune ein Epigramm über eine angebliche „Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften“:

„Wie auf dem ß fortan der teuere Schnörkel zu sparen,
Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt.“ *

Am nächsten Tag war im Ratskeller großes Konzert und abends Festmahl im Stadthaus, woran Schiller teilnahm, lebhaft, angeregt, von Plänen erfüllt.

Bei mancher Begebenheit in Schillers Leben scheint ein merkwürdig eindringliches Pathos zu walten. Gerade mitten in der festlichsten, stolzesten Zeit jungen Glücks mußte die Frist, die diesem Glück anberaumt war, schnell und plötzlich zu Ende kommen durch den ersten Anfall tückischer Krankheit. Das schöne Winterwetter hörte plötzlich auf und drückend böser Nebel legte sich über die Stadt. Vermutlich hat sich Schiller diesem Nebel unvorsichtig ausgesetzt.

Für ihn und für die liebreizende junge Frau muß das große Fest, zu dem Dalberg das Paar geladen, ein Diner von 100 Gedecken, eine große Genugtuung bedeutet haben, und er achtete wahrscheinlich nicht des schon leise fühlbaren Unwohlseins. Die vielen Wachslichter der großartigen Prälatentafel, die vielen freundlichen Gesichter machten den Saal warm. Aber mitten bei der Tafel überfiel den Dichter häßliche, zitternde Kälte, ein Schüttelfrost. Er konnte trotz aller Anstrengung nicht bis zu Ende aushalten, sondern mußte heftig fiebernd den Festsaal verlassen und in einer Porte-Chaise fortgebracht werden. Er hütete einen Tag das Bett und blieb mehrere an das Zimmer gefesselt, denn man fürchtete eine Lungenentzündung und der Arzt ging mit starken Mitteln vor.

Täglich erschien Dalberg, Fräulein von Dacheröden beteiligte sich an der Pflege und die freundlichen Priester aus der Umgebung des Koadjutors bemühten sich um ihn. Professor Dominikus brachte den neuerschienenen historischen Versuch Sterechenhahns „Geschichte Albrechts von Wallenstein, des Friedländers“ (Altenburg 1790)

* Dieses Epigramm wurde später in das Xenienmanuskript aufgenommen.

und ein zu Gotha erschienenes Trauerspiel, das den gleichen Vorwurf behandelte. Die allgemeine Ansicht ging dahin, daß der Tod Wallensteins ein großes Thema für eine Tragödie sei. „Die Umstände damaliger Zeit, die Schillers Geist in einen Brennpunkt zusammenziehen wird, interessieren jeden Deutschen. Unbändige Leidenschaften mit eiserner, kolossaler Charaktergröße machen Wallenstein zu einer höchst dramatischen Figur *."

Schon beschäftigten sich — wie Lotte erzählt — die Fieberphantasien des Kranken mit den Gestalten aus dem dreißigjährigen Krieg.

Nach einigen Tagen war Schiller soweit hergestellt, daß er reisen konnte. Der Weg ging über Weimar und der Dichter war wohl genug, um sich „am Hof zu präsentieren". Dort sah er die Handzeichnungen, die Anna Amalia von Italien mitgebracht und fand sie „unbeschreiblich schön."

Ein Freund aus Mannheim, der Schauspieler Beck, der ein längeres Gastspiel eröffnet hatte, trat in alter Herzlichkeit auf ihn zu und bestärkte die frisch erblühte Lust an den Dingen der Bühne. „Es ist mir jetzt noch einmal so wohl," schrieb Schiller an Körner, „denn seit meiner Erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiel in meinem Kopf und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente."

Aber kaum in Jena angelangt, „ergriff ihn eine Brustkrankheit, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete". Nun eilte auch Karoline, von ängstlichen Briefen der Schwester gerufen, nach Jena, fand aber „die augenblickliche Gefahr durch den trefflichen Arzt Starke abgewendet". Rückfälle blieben jedoch zu fürchten.

Rührend zeigte sich die allgemeine Liebe, die der Dichter erworben. Viele von seinen Zuhörern boten sich im freundlichen Jugendeifer zur Pflege und zum Nachtwachen bei dem Kranken an. Besonders nahe trat ihm der zärtlich zutrauliche Friedrich Leopold von Hardenberg, der später unter dem Namen Novalis bekannte Dichter.

* Dalberg.

Von seinem Vater an Schiller empfohlen, war der Jüngling nach Jena gekommen und mit der ganzen Überschwenglichkeit seines romantischen Temperaments bei dem Dichter erschienen. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, wie stark und tiefgehend schon damals die Wirkung von Schillers Persönlichkeit auf die Jugend war: „Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn sah, besonders an die, da ich ihn zum erstenmal sah, ihn, das Traumbild der seligsten Stunden meines Knabenalters, da die höhere Macht der Musen und Grazien den ersten herrlichen blühenden Eindruck auf meine junge Seele machte und ich mit meinem Ideal in der Phantasie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf.... Sein Wort hatte Funken zu Heldentaten in mir geschlagen, die keine Not, kein Hindernis hätten ersticken können und vielleicht ist selbst das Gute und Schöne, dessen Spuren meine Seele trägt und tragen wird, schon durch sein Beispiel größtenteils mit sein Werk."

Nun half Novalis den Erkrankten zu pflegen und trat ihm wie den Frauen seiner Umgebung innerlich nahe. Schiller war manchmal so schwach, daß er in Ohnmacht fiel, während man ihn vom Bett aufs Sofa brachte. Doch er war heiteren Mutes, wenn er auch einmal Charlotte von Stein gestand, daß er sich schon beim ersten Anfall dem Tod näher als dem Leben gefühlt habe.

Mit liebevoller Sorgfalt von Lotte und Karoline umgeben, treu gehütet von den Schülern und mit Anteilnahme von allen Bekannten in Weimar, Jena und Rudolstadt begleitet, erholte sich Schiller dank seines ruhigen, aufgeheiterten Gemüts zusehends, früher als man gehofft. Eine fröhliche Tischgesellschaft hielt ihn mit der Jugend und dem Leben in Verbindung. Man machte Scherze, neckte sich und schuf jene Stimmung, die allein der Rekonvaleszenz günstig ist.

Ernste Gespräche schalteten sich ein, mit Reinhold und verschiedenen der scharf interessierten jungen Leuten wurden Diskussionen über Kant am Ruhelager des Leidenden eröffnet und

mit lebhaftem Geist wandte sich Schiller in diesen Wochen dem Königsberger Weisen zu, so daß er Körner von seiner philosophischen Bekehrung sprechen konnte.

Die etwas ferne Ehrfurcht, die heute der Name des großen Königsbergers einflößt, macht es schwer zu verstehen, wie leidenschaftlich seine Lehre zu Schillers Zeiten die Gemüter bewegte. Sie war eine Religion, sie hatte fanatische Gläubige, sogar Märtyrer, denn einige junge Theologen kamen um ihr Amt, weil sie zu ausgesprochene Kantianer waren und einer derselben beging Selbstmord. Kant wurde in Seelenbedrängnis angerufen wie ein Prophet, ein Frauenzimmer gerät auf den Einfall, ihm ihre Herzensnöte zu beichten und Rat zu erbitten, was der Philosoph auch tut mit umständlicher Feinheit und Gutmütigkeit.

Es war unbedingt notwendig, zu Kant Stellung zu nehmen und durchaus keine Schrulle des Dichters, wenn er nun viel Zeit und harte Mühe darauf verwandte, in die Kantische Welt einzudringen. Das Greifensteiner Museum bewahrt die Ausgabe von Kants Schriften, die Schiller durcharbeitete, behäbige hellgelbe Bände, in denen sich noch Lesezeichen aus dem dicken Schreibpapier des 18. Jahrhunderts befinden und manche angestrichene Stelle von Schillers Hand herrühren soll.

Besonders interessierte ihn natürlich Kants Meinung in aestheticis und er war begeistert, eine gewisse Bestätigung seines eigenen Gefühls diesen Dingen gegenüber bei dem großen Denker zu finden. Wir dürfen nicht vergessen, daß bis dahin Dinge der Schönheit sehr nüchtern betrachtet wurden, höchstens als äußerer Zierat des Lebens und im Grund entbehrlich, stellenweise sogar schädlich, eine Auffassung, die auch heute noch da und dort spukt, und die im Zeitalter des Nützlichkeitsaberglaubens ungeheueren Schaden anrichten sollte.

Mit aller Kraft seines Wesens wehrt und stemmt sich Schiller gegen diese trockene, wegwerfende Auffassung, die ihn quälte und gleichsam demütigend, beleidigend auf ihn wirkte, der so priesterlich und stolz von der göttlichen Berufung des Dichters überzeugt war.

Er hält an der Notwendigkeit des Schönen fest, an dessen im Inneren des Menschen begründeter Unentbehrlichkeit und an der Heiligkeit des Amts, die Schönheit zu verkünden. Diese Überzeugung ist mit seinem Wesen ganz verwachsen und hat ihm Opfer genug gekostet. Seine Sehnsucht ist, sich durch Kant befestigt zu sehen und er geht nur da unzufrieden aus, wo der Meister, so sehr er das Erhabene und Schöne anerkennt, die Pflicht von der Schönheit unabhängig selbständig auftreten läßt. Immerhin sprengt Kant den Ring des nüchternen Rationalismus und die Grenzen des Welterkennens sind durch ihn außerordentlich geweitet. Wer mit ihm den anstrengenden Steinweg macht, wird belohnt durch eine Fernsicht, die das Herz hoch schlagen läßt.

Gefördert und erweitert wurden diese Studien durch die Ankunft des jungen Nürnberger Arztes Erhard, der den Übergang von Wolffscher Philosophie zu Kant durchgemacht hatte und nun als strenger Kantianer eine Art von Religion in der neuen Offenbarung erkannte. Er wurde Mitarbeiter der Thalia und gehörte noch lange zu den Getreuen des Schillerkreises.

Als der Dichter zu seiner Erholung im April nach Rudolstadt ging, begleitete ihn Erhard, dessen heiteres, stets zu Scherzen aufgelegtes Temperament außerordentlich wohltuend wirkte. „Es ist der reichste vielumfassendste Kopf — nach Schillers Urteil — den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur Kantsche Philosophie nach Reinholds Aussage aus dem Grunde kennt, sondern durch eigenes Denken auch ganz neue Blicke darein getan hat."

Zur Erholung von angestrengtem Studium übertrug der Dichter damals das zweite Buch der Äneide in Stanzen, er hatte Lust auf leichte tändelnde Arbeit und seine Umgebung freute sich an seiner spielerisch wohltätigen Beschäftigung.

Doch inmitten fortschreitender Rekonvaleszenz bekam Schiller wahrscheinlich durch Erkältung an kühlerem Frühlingsabend ein sehr schmerzhaftes und gefährliches Unterleibsleiden, das ihn tagelang zwischen Tod und Leben hielt. Ein Livländer Student K. Graß, dichterisch angehaucht und überquellend von freundschaft-

lichen Gefühlen, kam aus Jena, die Frauen bei der Pflege des teueren Meisters zu unterstützen. Von seiner Hand ist aus späterer Zeit eine Erinnerung an diese schweren Tage erhalten. Er schreibt an Lotte: „Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, soviel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie (Lotte) befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Übersetzung des vierten Buchs der Äneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Türe, sich nach Schiller umzusehen. Sie sahen ihn also daliegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor sein Bett hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie. Mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen diese Szene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche Sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?"

Ende Mai erholte sich der Kranke endlich so weit, daß er ein wenig an den Schreibtisch gehen und die Beziehungen zu den Freunden wieder aufnehmen konnte. „Überhaupt hat dieser schreckliche Anfall," schrieb er, „mir innerlich sehr gut getan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen und mein Mut ist dadurch gestärkt worden.... Mein Geist war heiter und alles Leiden, was ich ... fühlte, verursachte der Anblick und Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben."

Was die Krankheit sonst mit sich brachte, Unterbrechung der Arbeit, Kosten der Pflege, Ausfall von Kollegiengeldern, führte

zu schweren Sorgen, von denen sich der Bedrängte in Briefen an Körner Luft zu machen versuchte. Körner tröstete und war bereit, hilfskräftig einzuspringen, aber auch die anderen Freunde berieten, wie der drohenden Gefahr abzuhelfen sei. Bereitwillig hatte Karl August den Kranken von den Vorlesungen dispensiert und ihm starken Wein aus der Hofkellerei geschickt. Mehr zu tun war aber bei den finanziell ungünstigen Verhältnissen des Hofes unmöglich. Als sich eine Kur in Karlsbad notwendig zeigte, erklärte sich Göschen bereit, die Kosten zu übernehmen. Schiller reiste in Begleitung von Lotte und Karoline, betreut von einem jungen kräftigen Arzt Dr. Eicken, der ihm gegenüber im Wagen saß und wenn es notwendig war, ihn aufrichten oder heben konnte. Dem Arzt erschien die Stimmung des Kranken mild und freundlich, obgleich mitunter von hypochondrischen Einfällen beeinträchtigt. Aber Schiller vermied im Gegensatz von anderen Kranken über seinen Zustand zu sprechen.

Als Kurgast erfüllte er pünktlich seine Pflichten und verkehrte mit seinen Damen „mit dem vornehmen Publikum, unter dem sich mehrere hohe österreichische Beamte und Generäle befanden". Bäder nehmen und Wassertrinken, Spazierengehen, Reiten auf Eseln und der Besuch von Gesellschaften füllte die Zeit.

Auf den Promenaden und in der Wohnung, „dem Haus zur Schwane", wurde der junge Arzt fortwährend von Neugierigen gefragt, ob sein Begleiter wirklich Schiller sei. Gern erzählte Eicken in späterer Zeit von Göschen, der auf das liberalste den Zahlmeister gemacht habe, von der zartfühlenden Sorgfalt, die Lotte und Karoline dem Kranken widmeten, und von der Heiterkeit der jungen Frauen, die aufatmeten nach langer Sorge, in der besten Stimmung waren und „es nicht verschmähten, ein Tänzchen mitzumachen".

Im blauen Frack mit hellen Beinkleidern, dem sogenannten Werther-Kostüm, das nun allgemein Mode geworden war, erschien der Dichter auf den Kurpromenaden, ein wichtiger, von allgemeiner Teilnahme nnd Aufmerksamkeit begleiteter Gast. Er war so schwach

angekommen, daß er kaum eine kleine Anhöhe zu besteigen vermochte und ließ sich gegen Ende des Aufenthalts von Göschen bereits „auf einen sehr beschwerlichen Berg führen, ohne daß er darauf achtgab*“.

Auf der Rückreise wurden Prag und Eger besucht, die Phantasie des Dichters bevölkerte Land und Stadt mit Wallensteinschen Gestalten und er fügte die Bilder, die ihm das Studium vor das innere Auge gemalt, plastisch in die Gegend ein.

Als er nach Jena in die Schrammei für kurzen Aufenthalt zurückgekehrt war, trat Reinhold auf ihn zu, ihm einen Brief Baggesens aus Dänemark zu überreichen, wohin im Sommer, wie nach manchem anderen Ort, die falsche Nachricht von Schillers Tod gedrungen war.

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, teuerster Reinhold,“ las nun gerührten Auges der genesende Dichter, „wie meine ganze Seele zittert.... Ist's möglich? unser Schiller ist gestorben? Ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es schon fühle.... Er war Deutschlands Shakespeare — oder vielmehr er war Deutschlands Schiller. — — Ich wurde wie vom Blitze getroffen, und wahr ist's, selbst die Nachricht von Mirabeaus Tod, ob sie mich schon sehr heftig erschütterte, machte nicht eine so tötende Wirkung auf mein Herz als dieser Donnerschlag — ich stürzte halb erstarrt in die Arme meiner Sophie. Ich konnte nicht allein mit meiner Frau bleiben. Sein hohes, hehres apollonisches — nun gar zu tief in unsere Seelen eingedrucktes Bild verfolgte uns, wie wir ihn letztens, ach nur gar zu kurz sahen. Wir setzten uns in den Wagen und fuhren in Sturm und Regen nach Seelust.“

Dort auf ihrem Landsitz traf Baggesen Graf und Gräfin Schimmelmann, große Schiller-Enthusiasten, die im Begriff waren, an dem Strand nach Hellebeck zu gehen, dort „in allen Mundarten Schillers Ode an die Freude zu singen“. Nun wollten sie den Vorsatz ausführen, aber das Gedicht, in aller Wehmut von Baggesen gelesen hören: „Stellen Sie sich den romantischsten, naturgrößesten Ort vor, den man diesseits der Alpen finden kann,

* Göschen an Wieland, 1. Aug. 1791.





Jens Baggesen
Nach einem Bildnis von Lammo gestochen von Devrient

weit von der Stadt, am donnerrollenden Nordmeer. Hier lagerten sich drei einander liebende Paare, sechs wenigstens das Gute wollende, das Schöne liebende Seelen, im vertrauten Kreis nebeneinander. Am Tische sprudelte der geistige Champagner, mein und des Grafen Lieblingswein. Plötzlich fing Ihr Baggesen an zu lesen: „Freude! Schöner Götterfunken" und Instrumente — Klarinetten, Hörner und Flöten (ohne daß die anderen es wußten, es war durch mich und den Grafen veranstaltet) — fielen ein, indem alle wie durch Zauber zum Mitsingen hingerissen wurden.... Nachher kamen vier junge Knaben und vier unschuldige Mädchen mit Blumenkränzen, in weißen Kleidern, als Hirten und Hirtinnen. Man tanzte. Das Wetter wurde schöner und schöner — so verflossen drei Tage, wie drei Minuten, in unaufhörlichem, feierlichem Genuß. So feierten wir Schillers Tod..." und Tränen in den Augen ließ der Dichter das Blatt sinken, das ihm solche Begeisterung und solche Anteilnahme kündete.

Lotte zog Reinhold beiseite. „Wenn Sie Baggesen schreiben, sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" und nun erstickte ein Tränenguß ihre Stimme, die sie nicht wiedergewinnen konnte, bis ihr Reinhold antwortete, daß er nichts Nachdrücklicheres, Rührenderes, Interessanteres schreiben könne, als was er aus ihren Augen gelesen habe*.

Um in Ruhe eine Nachkur zu machen, gingen Schiller und Lotte für einige Herbstwochen nach Erfurt, wo sie „am Plänchen" (der jetzigen Langenbrücke Nr. 36) Wohnung nahmen. Ein Erkerstübchen im ersten Stock war der Raum, in dem Schiller langsam zu seiner Arbeit zurückkehrte. Seine Blicke glitten von dem Südfenster in einen duftenden Garten voll bunter Herbstblumen und mit sinnender Heiterkeit sah er in die goldengefärbte, dunstumsponnene Landschaft. Das Erfurter Museum birgt noch eine Fensterscheibe, in die er mit dem Brillantring seinen Namen geritzt. Auf und ab gehend diktierte er einen der schönsten Abschnitte des Dreißigjährigen Kriegs, den Übergang Gustav Adolfs über den Lech.

* Reinhold an Baggesen, Jena, 16. Sept. 1791.

Viele Zeitgenossen waren dankbar für Schillers Geschichtsschreibung. Auch ein Carlyle rühmt ihn als den deutschen Historiker. Indessen sind in Deutschland mit dem Fleiß einziger Lebensarbeit gewaltige Historien zusammengetragen worden und der Vorwurf, den die Kollegen gern gegen Schiller erhoben, er sei Dichter und Philosoph, aber nicht Geschichtsschreiber, ist ihm wieder gegönnt.

Wir wissen heute, was Schiller im Lauf seiner geduldigen Geschichtsforschung für sich feststellte. Er kam, wie später manche betrachtende Stelle aus dem Briefwechsel mit Goethe beweist, zu der Ansicht, die wohl Überlegung verdient, nur ein Dichter und Philosoph könne überhaupt Geschichtsschreiber sein.

Der Ursprung geschichtlicher Betrachtung ist poetisch und weisheitssuchend. Und die poetische Wahrheit und Wirklichkeit ist die einzige, die in der Geschichte endgültig zu erreichen ist. Modernste Psychologie scheint Schillers Ansicht, die ihrer eigenen und der nächstfolgenden Zeit weit vorauseilte, recht zu geben. Man erkennt allmählich: Der Mensch ist so beschaffen, daß er nicht einmal die Wirklichkeit nächstliegender, gegenwärtiger Dinge richtig erfassen, bewerten und berichten kann. Das gleiche Geschehnis wird sofort ganz verschieden gedeutet und hingestellt, es ist, als ob das Gemüt wie ein von Amateurhand bedienter Momentapparat funktionierte. Unbedeutendes erscheint riesig, Bedeutendes verschwindet, es wird alles im Gedächtnis überexponiert oder zu wenig belichtet. Ein Vorgang der psychologisch sehr natürlich ist, denn unser Intellekt ist dazu gebaut, um, was uns angeht, zu irgend einer Tätigkeit reizt, zur Abwehr oder zur Aufnahme auffordert, richtig und klar wiederzuspiegeln, allgemeine Ereignisse aber nur zerstreut oder ungeschickt mühsam aufzunehmen. Geschichtsdarstellungen, sei es einem einzelnen Leben, sei es dem Leben großer Menschengemeinschaften gewidmet, müssen zwar möglichst genau dokumentiert sein. Aber den Dokumenten unbedingt zu trauen ist auch nur Aberglaube, denn sie haben ja Menschen zu Verfassern, die oberflächlich oder parteiisch beobachteten, und je nach Stimmung niederschrieben, vergaßen, hinzuträumten.

Die neueste Methode, ja der Wahrheit, der reinen Wahrheit auf die Spur zu kommen, besteht bekanntlich darin, die Ausgabebücher der vergangenen Generationen zu Rat zu ziehen. Aber auch mit dieser interessanten Technik der Geschichtsforschung ist Phantasie nötig, um die Zahlen zu lebendiger Beschwörung des Vergangenen verwenden zu können. Im Grunde genommen ist die gewissenhafteste Ausgrabung der unbefangensten Dokumente, der aufrichtigsten Küchen- und anderer Rechnungen, die nüchternste Chronik, die je ein Mönch geduldig machte, mit der eigentlichen Geschichtswahrheit noch nicht identisch. Nur der poetische, der philosophische Geist, mit dem solche Dinge betrachtet und gedeutet werden, kann eine Art Wirklichkeit erreichen, die mit gemeiner Wirklichkeit nicht zu verwechseln ist. Einzig der große poetische Geist kann den Dingen der Vergangenheit gerecht sein, weil er allein die Synthese schafft, den Mythus findet, den wir brauchen, um zu begreifen und auf ersprießliche Art zu wissen. Das Aufstapeln oder Aneinanderreihen analytischer Kenntnisse kann nur bis zu einem gewissen Grade gelingen, es ist dem menschlichen Geist von Natur zuwiderlaufend, weil bald unabsehbar, ermüdend, und auch wenig nutzbringend. Wonach der Geist verlangt, um verstehen zu lernen, ist poetische Wahrheit, Synthese, Mythus, ein gewaltiges Zusammenfassen in einer repräsentativen Person oder Gruppe.

Emsigst angereihte Tatbestände und Nomenclaturen können an und für sich nirgends in der Erinnerung haften. Gemeine Wirklichkeit, so will es ein merkwürdiges psychologisches Gesetz, ist nur dazu gut als Sprungbrett der Phantasie zu dienen, um die poetische Wahrheit zu gewinnen, und die Tatsache bleibt ewig nur ein Vorwand der Mythenbildung.

Das imposanteste Geschehnis hat ohne Dichter, der seine Notwendigkeit beweist, keinen Sinn und keinen Wert. Wie immer die Geschichtsforschung technisch verfahren mag, ob sie vom Einzelnen ausgeht oder vom Allgemeinen, teleologisch erklärt oder nur verzeichnen will: was im Gefühl von ihrem Wert bleibt, ist der dichterische Sinn und Rhythmus.

Von ähnlicher Überzeugung getragen, hat Schiller seine großen geschichtlichen Studien verfaßt. Sie entließen ihn geistig außerordentlich gekräftigt und gewachsen, sie brachten, was er durch beharrliche Selbsterziehung ertrotzte und erwarb, was er gegenüber der Neigung zur Schwärmerei nicht ohne Schmerz erkämpfte: die Gabe, die zur Größe unentbehrlich ist: Gerechtigkeit.

Mit dem sorgfältig genauen Geschichtsforscher Dominikus, mit Dalberg und anderen Prälaten seiner Tischgesellschaft aßen Schiller und Lotte fast täglich in der „Hofstatt"; und wenn sich der Dichter am Ende der Tafel behaglich in den breiten Armsessel zurücklehnte und den Blick an die vornehm verschnörkelten Ornamente der Decke gleiten ließ, lieh er gern seinen Gedanken über sein Schaffen und Wissen beredten Ausdruck und freute sich an der Zustimmung seiner Freunde.

Doch schwere Schatten flogen dann und wann über seine sonst so froh belebten Züge, sobald er inmitten dieser behäbigen, von wohlwollender Gastfreundschaft durchsonnten Pracht an die Unsicherheit der eigenen Zukunft dachte. Man überlegte hin und her. Dalberg, der kein guter Rechner war und das eigene Budget nur mit Schwierigkeit im Gleichgewicht hielt, war vorläufig selbst nicht in der Lage, für seinen Freund etwas zu tun. Er riet als einfachsten Weg, sich an den Herzog von Weimar zu wenden. So schrieb Schiller schweren Herzens an Karl August, um eine Zulage zu bitten, Lotte legte ein persönliches Briefchen bei. Auf dieses antwortete der Herzog am 11. September: „Hoffentlich, liebes Lottchen, wird der Krankheitszustand Herrn Schillers nicht von Dauer sein und er sich sobald wieder erholen, daß sein Geist, von den Unregelmäßigkeiten des Körpers befreit, wieder im Stande sein wird, für die Bedürfnisse des wiederhergestellten Begleiters zu sorgen." Er schickte als einmaligen Zuschuß 250 Taler — eine unerwartet hohe Gabe, versprach auch in Zukunft Mittel zu finden, den Gang der Dinge bequem fortzusetzen, lehnte jedoch ab, die Pension zu erhöhen. So war für die nächste Zeit jede Not gebannt und Schiller konnte die Erfurter Tage verhältnis-

mäßig sorglos genießen, obwohl er seinen Kredit bei Göschen erheblich überschritten hatte. In heiterer Geselligkeit, von manchem Besuch — wie den von Leuchsenring, der sich wieder einmal einstellte und an die kraftgenialische Existenz in Stuttgart erinnerte, abwechslungsreicher gestaltet.

Unter die bedeutenden Besucher, die in Erfurt vorsprachen, gehörte auch der Student Georg Friedrich Creuzer, ein künftig berühmter Historiker, der zu Schillers Füßen den geschichtlichen Vorträgen gelauscht und nun mit seinem Stammbuch in der Hand von dem geliebten Lehrer Abschied nehmen kam. „Die Natur gab uns Dasein", schrieb Schiller in das zierliche Büchlein, „Leben gibt uns die Kunst und Vollendung die Weisheit."

Um diese Zeit kam auch das unter Goethes Leitung stehende weimarische Theater zu einer Reihe von Vorstellungen und brachte am 25. September „Don Carlos" auf die Bühne. Der Erfurter Theaterzettel besagt, daß die „Ausgabe, nach welcher das Stück aufgeführt werde, von dem Herrn Verfasser eigens neu bearbeitet sei". Es war die Theaterbearbeitung in Versen, die schon am 6. April 1788 in Mannheim über die Szene gegangen war. Schiller, der sich bei der Rollenverteilung und den Proben beteiligte, hatte mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein Schauspieler z. B., der den König spielen wollte, aber gebeten wurde, Domingo zu übernehmen, antwortete dem Dichter, daß es ihm herzlich leid täte, ihm seine erste Bitte abschlagen zu müssen indem er „mit Bewilligung der Oberdirektion keine Spitzbuben mehr spielte". Ein Erfurter Herr, der zu den tätigsten Mitgliedern der Dilettantenbühne gehörte, hoffte den Don Carlos spielen zu dürfen. Doch der Plan zerschlug sich natürlich und die Dilettanten, die sich zur „Erfurter Nationalgesellschaft" zusammengeschlossen hatten, gaben dann „Fiesko", um den anwesenden Dichter zu ehren. In Dalbergs gemütlicher Hofloge wohnte Schiller der Aufführung bei, von allen Seiten beglückwünscht und bedrängt, auf dem Weg fortzufahren, den er im Don Carlos beschritten.

Vierzigster Abschnitt

In äußerster Bedrängnis naht die Hilfe. Publilius Syrus

1791/92 Indessen der Denker seinem geistigen Reich mit edlem Wissensdurst immer neue Provinzen einverleibte, bedrängte ihn die Schwierigkeit, künftig den Lebensunterhalt zu verdienen so streng, daß auch treue Liebe die Furcht vor der Zukunft nicht mehr hinweglächeln konnte.

Am ersten Oktober verließ Schiller sein behagliches Erkerzimmer „am Plänchen" und kehrte mit seiner Gattin nach Jena in die Schrammei zurück. Erfurt hatte ihn gestärkt, aber die Sorgen um die künftige Lebensgestaltung bedrückten ihn schwer, als er merkte, daß Vorlesungen zu halten ausgeschlossen blieb, ebenso wie es unmöglich war die Arbeit mit der einstigen Ausdauer und Kraft wieder aufzunehmen.

In richtiger Erkenntnis der Lage hatte er Körner geschrieben: „Es ist mir jetzt durchaus unmöglich, wie bisher mich auf meine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen; denn so beträchtlich diese auch sind, so lange ich vollkommen gesund bin, so fehlen sie mir doch ganz in der Krankheit". Nun dankt er in schönem Wort der Pflegerin, die treulich versuchte, seine überhandnehmende Niedergeschlagenheit zu verscheuchen: „Ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter."

Ob auch Schiller durch Liebe und Freundschaft getröstet, sich möglichst aufmunterte, ob Karl Augusts freundlicher Beitrag wenigstens augenblicklich die Not fernhielt, er mußte mit wachsender Unruhe in die Zukunft sehen.

Die lange Krankheit hatte den knappen Haushaltungsplan vollständig umgestoßen. Wieder freundschaftlich Hilfe zu erflehen war bitter, denn schon hatte man sich Verbindlichkeiten auferlegt, die

nur angestrengteste Arbeit tilgen konnte. Geldverlegenheiten, wie sie sich einst zäh und klebrig dem um seine Existenz kämpfenden Jüngling angeheftet, bedrohten den jungen Hausvater mit verdoppelter Peinlichkeit. Apothekerrechnungen und ähnliche Ausgaben häuften sich beängstigend, die vorgestreckten Gelder, die in absehbarer Zeit nicht zurückerstattet werden konnten, türmten sich auf und die übermäßigen Anforderungen an den Kranken konnten seine Leistungsfähigkeit nicht steigern. Die Qual des geistig Arbeitenmüssens um des lieben Brotes willen, die Angst davor, entkräftet hinzusinken und nicht mehr zu können, wuchs heftig. Eine Besserung der Lage schien ganz ausgeschlossen.

Herzog Karl August konnte trotz seiner Achtung vor Schiller und Freundschaft für Lottchen nicht mehr tun, denn auch an Hof ging es knapp zu.

Körner und Göschen hatten sich schon von Herzen angestrengt und es widerstrebte Schiller, die Treuen noch einmal anzurufen.

Dalbergs Hoffnung auf Mainz rückte durch die politischen Ereignisse in weite Ferne.

Auch die Besserung der Gesundheit, die in Karlsbad allen so frohe Hoffnung gemacht, hielt nicht an.

Mochten am Tage Lottes guter Humor, die Liebe der Studenten und Freunde den Kranken aufrichten, in den Nächten, da er mit Atemnot kämpfte oder von Krämpfen gequält die Lippen zusammenbiß, waren die feindlich trüben Gedanken nicht fortzuweisen und verschlimmerten zusehends das Leiden.

Selbst Lottchens mutige Zuversicht geriet ins Schwanken, wenn sie angstvoll die schmächtige Gestalt, die eingefallenen Wangen bemerkte und auf der gequälten Stirn las, was die Nächte in grausamer Einförmigkeit wiederholten: „Arbeiten müssen und nicht arbeiten können!"

Kaum hatten Ruhm und Anerkennung die alten Enttäuschungen wettzumachen begonnen, erneute sich die beschämende Verlegenheit, die den jungen Dichter so oft bedrückt, kaum hatte das liebende Paar auf dem Gebäude seines Glücks das vollendete Dach durch

bunte Wimpel gefeiert, war das Haus unterspült und drohte fortgerissen, kläglich vernichtet zu werden.

Den Freunden tat Schillers verändertes Aussehen, seine oft wiederkehrenden Krankheitsqualen im Herzen weh und sie konnten sich nicht verhehlen, daß ihm ein vollständiges Ausspannen, eine große Ruhepause gegönnt werden müsse, ihn dem Leben und Dichten zu erhalten. Sie besprachen diese Besorgnis in Briefen, auch mit Schillers fernen, doch so aufrichtigen Verehrern und machten die Freunde, die so wehmütig bereits seinen Tod gefeiert hatten, darauf aufmerksam, dieser Tod sei wohl nur um Weniges aufgeschoben, wenn der Bewunderte durch schmähliche Nahrungssorgen gleich wieder zu rastlos aufreibender Geistesarbeit gezwungen sei. Die Darlegung dieser traurigen Möglichkeit verfehlte ihre Wirkung keineswegs.

Der Briefaustausch, der nun erfolgte, ist so beredt und bezeichnend, daß einiges daraus aufgenommen sei.

Jens Baggesen, der begeisterte Anhänger Schillers, zeigte sich besonders ergriffen und wirkte vor allem bei seinem Gönner dem Prinzen Friedrich Christian von Augustenburg durch Vorlesen der Werke und Erzählen von den schwierigen Verhältnissen des großen Mannes. Er schrieb um diese Zeit an den Dr. Erhard nach Nürnberg: „Ich kann sagen, daß ich keine irdische Freude ganz genieße, so lange das Schicksal dieses meinem Herzen und meiner Philosophie so teuren Sterblichen nicht befriedigend bestimmt ist. Es kommt jetzt noch zu meinem Kummer hinzu, daß ich mich seit einiger Zeit fast ebenso sehr für seine Frau als für ihn selbst interessiere.“

Prinz Friedrich Christian befand sich nach einer Reise durch Deutschland auf dem Rückweg nach Kopenhagen. Er empfand schmerzlich, Schiller weder in Jena noch in Karlsbad getroffen zu haben und las nun mit seinem Begleiter Baggesen bei der Fahrt über den großen Belt Schillersche Werke, darunter die Besprechung von Bürgers Gedichten, die uneingeschränkt bewundert wurde und „die Künstler“, deren Weltanschauung auf den Prinzen tiefsten Eindruck machte, deren Einzelheiten aber zu mancher Entgegnung



Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann
Nach dem Ölgemälde von Paulsen
im Besitze des Grafen Holstein v. Holsteinburg zu Kopenhagen

Anlaß gaben. „Kann man nicht mit aller Philosophie, ohne ihr im geringsten nahe zu treten, und mit aller Religion, ohne verketzert zu werden, diesen Riesengeist unseres seligen Dezenniums, diese herrliche Morgensonne der Geschichte, diesen echt philosophischen Dichter, diesen unaussprechlich bezaubernden Schiller anbeten?" rief Baggesen in seiner Überschwenglichkeit.

Später erfuhr Schiller durch Dora Stock, die als Begleiterin einer fürstlichen Dame gleichzeitig mit dem Prinzen in Karlsbad war, daß dieser sich „mit viel Wärme" über den Dichter geäußert habe, daß ihm besonders die Geschichte der Niederlande sehr lieb sei, und daß er sich, da viel über Schiller und seine Krankheit gesprochen wurde, sehr genau nach dessen Verhältnissen erkundigt.

Als nun ein Brief Reinholds an den dänischen Freund deutlich aussprach, daß Schiller sich vielleicht ganz erholen könne, wenn er sich längere Zeit hindurch aller eigentlichen Arbeit enthielte, beriet man, wie ihm zu helfen sei. Mit 200 Talern, die ihm nach Reinholds Angaben blieben, auszukommen, solange er leidend war, schien unmöglich. „Nach reiflicher Überlegung finde ich," schrieb der Prinz einige Tage später an Baggesen, „daß es am besten sei, wenn Sie... Schillers Fürsprecher im Schimmelmannschen Hause sein wollen. Schillern müßte ein solches Einkommen versichert werden, daß er nur einer mäßigen Arbeit täglich bedürfte, um sein völliges Auskommen zu haben. Ich sehe die Möglichkeit nicht ein, ihm gleich anfangs eine öffentliche Bedienung zu geben, der Staat kann also zu jener Absicht gar nichts beitragen; was geschähe, müßte von Privatpersonen geschehen. Will Schimmelmann für eine gewisse Reihe von Jahren etwas dazu beitragen? Dies die Frage, deren Antwort ich von Ihnen zu erhalten wünschte." Nach dem Überwinden einiger Bedenken erklären sich Graf und Gräfin Schimmelmann bereit.

Der Prinz findet die Form der Annäherung, die allein der Würde des Dichters wie der des Fürsten angemessen war. Er schreibt in seinem Namen und in dem des Grafen den Brief an Schiller, Schimmelmann sendet ihn mit einem Begleitschreiben an

Baggesen und dieser gibt die Briefe mit dem seinigen an Schiller zur Post. So gingen Ende November drei Briefe von Kopenhagen nach Jena.

Und Schiller las am 13. September mit staunender Freude:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Tränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, verteidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens! Wir fassen es ab, mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit, bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wieder hergestellt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollten Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Talern an.

Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick

unsrer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republick, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch Ihrer Reichtümer nur einer etwas edlern Art von Hochmut frönen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich ein großer Handlungsplatz ist, und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehrern Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind hier nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staats angestellt zu werden, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so kleineigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlassen dies Ihrer eignen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen.

Kopenhagen, den 27. November 1791.

Friedrich Christian P. z. S. Holstein.

Ernst Schimmelmann."

Diesem Brief war ein langes Schreiben von Baggesen beigefaltet, aus dem manche Stelle für die Lebensgeschichte des Dichters bedeutsam bleibt:

„Sie werden einen Brief empfangen, oder schon empfangen haben, von einem, wo nicht befremdenden, doch gewiß sehr unerwarteten Inhalt. Zwei Ihnen ganz unbekannte Weltbürger, die der Schutzengel meines Vaterlandes in Kopenhagen zusammengebracht hat, deren Geister-Rang über ihren Titeln: Prinz und Graf eben so

erhaben ist als der Ihrige über den Titel Hofrat, vereinigen Ihre für die Menschheit brennende Herzen, Sie um Erlaubnis zu bitten, Ihr ökonomisches Schicksal Ihren Verdiensten, unserem Jahrhundert und der veredelten Menschheit um etwas gemäßer machen zu dürfen.

Ihre Beweggründe zu dieser Bitte sind Kenntnis Ihrer Werke, und die daraus entspringende Bewunderung Ihres Geistes, Hochachtung für Ihren Charakter als Mensch, und Überzeugung von der Wichtigkeit Ihres fortdauernden Wirkens — ihr Zweck ist das Heil der Menschheit, der deswegen nicht weniger rein, nicht weniger bestimmt ist, wenn auch ihre Herzen dabei eine freundschaftliche Nebenrücksicht auf Ihre individuelle Lage nehmen.

Ich schätze Sie zu sehr, edler Schiller! um diese schüchterne Bitte jemals unterstützen zu wagen, wenn ich nicht von diesem Beweggrund und diesem Zweck gänzlich überzeugt wäre. Ich weiß, daß nicht die geringste Eitelkeit, nichts, selbst von jenem edleren Stolze, gern geben zu wollen — nichts von allen dem, was man bei weniger seltenen Menschen zu vermuten berechtigt ist, sich in diese Handlung mischt. Ich weiß, daß die beiden Bittenden durch Ihre Genehmigung mehr — unendlich viel mehr, als Sie, gewinnen; und daß sie beide dies fühlen, und immer fühlen werden. Ich kenne beide diese schöne Seelen genau, nach mehrjährigem vertrautem Umgang; und wenn meine Überzeugung, was jene Gesinnungen betrifft, nicht unerschütterlich wäre — ich wiederhole es, so sehr ich beiden auch verbunden und ergeben bin, ich würde Redlichkeit genug besitzen, um einen Mann von dem Charakter, den ich Ihnen zutraue, dessen innere Ruhe mir unendlich teurer als seine äußere ist, von der Genehmigung einer solchen Bitte abzuraten, — wenn Er meinen Rat brauchte, oder ich berechtigt wäre, Ihm einen solchen zu geben.

Aber im obliegenden Falle hält es meine ruhige, nach reifer Überlegung immer gleich urteilende Vernunft für strenge Pflicht, Ihnen als Mensch, als Bürger, und (meinerseits) als Freund, dies Annehmen anzuraten. Und wenn ich nicht zu dem Ende

meine ganze Beredsamkeit aufbiete, so ist es nicht bloß, weil die immer gegenwärtige Vorstellung der Ihrigen mich schüchtern macht, sondern weil ich weiß, daß ich keine andere besitze, als die des Schweigens.

Möchte dies Schweigen mit dem einzigen Ausdruck der höchsten Empfindung Ihnen alles dasjenige sagen, was meine Seele der Ihrigen bei dieser Gelegenheit zuflüstert! möchten Sie darin lesen, edler Schiller! wie glücklich Sie nicht nur den Prinzen Friederich Christian, und den Grafen Ernst Schimmelmann durch Ihre Annahme — sondern wie selig Sie mich, meine Frau, und viele andere, die wenigstens dadurch, daß sie Sie ganz zu schätzen wissen, verdienen von Ihnen gekannt zu werden, durch Ihre Hierherkunft machen würden!"

Schiller war so ergriffen, daß er nicht einmal zu Reinhold, dem eigentlichen Mittler bei dem Prinzen, gehen konnte. Er schickte ihm die Briefe und bat um seinen Besuch. Reinhold schildert nach Dänemark die Wirkung der Gabe: „Die Handlung Friedrich Christians und Ernst Schimmelmanns ist und bleibt in meinen Augen ein um so viel größeres moralisches Wunderwerk, je mehr sich dieselbe in ihren Briefen als das natürliche Resultat ihrer gewöhnlichen Weise zu denken und zu handeln ankündigt. Mit Freudentränen in den Augen lief ich sogleich zu Schillern. Seine Unpäßlichkeit war eine Wirkung des überraschenden tiefen Eindrucks, von dem er sich nur allmählich wieder erholt.... Oh, wenn Sie den Ausdruck der Freude und der Rührung mit mir in den Augen des edlen Paares hätten lesen können!"

Schiller selbst eilt im Taumel ersten Glücks an seinen Schreibtisch, mit zitternder Hand — die sonst so klaren Buchstaben verwirren sich — dem in Treue erprobten Körner zu berichten:

„Das, wonach ich mich schon, so lange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen Schimmelmann,

die mir auf drei Jahre jährlich tausend Taler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit, zu bleiben, wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen."

Die Art, wie die edlen dänischen Freunde geben und wie Schiller annimmt, ist ein so einzigartiges Denkmal wahrhaft feierlich majestätischen Menschentums, daß man staunend davor stehen muß wie vor einem Sonnenaufgang, wie vor einer Sternennacht, wenn uns höchste Erhabenheit Tränen in die Augen zwingt.

War die materielle Fürsorge für Schiller in diesem Augenblick eine große Wohltat, das Bewußtsein, welche Wertschätzung seine Persönlichkeit und sein Werk bei hochstehenden Menschen genoß, wirkte wie ein Lebenselixier.

Man muß sich von den schwärmerischen Ausdrücken dieser außerordentlichen Menschen nicht befremden lassen. In einer Zeit, die von Seelenergüssen nichts mehr weiß und wissen will, ist die selige Freude, die sie aneinander hatten und so warm kundzutun wußten, ein Schwerfaßbares. Allein man muß bedenken, daß, wie körperliche Prüderie oft mit Häßlichkeit und Mangel an Pflege des Leibes zusammenhängt, es durchaus nicht unmöglich ist, daß eine gewisse Seelenprüderie hauptsächlich dann um sich greift, wenn die Seele unschön ist.

Die Schönheit der Seele braucht aber, wie jene des Leibes, eine geduldige umsichtige Pflege, an der weder Zeit noch Mühe gespart werden darf. Jene „schönen Seelen", die sich vor Enthüllung ihres Wesens nicht zu scheuen brauchten, hatten auch mit der zarten Pflege dieser Schönheit genug zu tun. Solche Pflege gedeiht nur durch innigen Zusammenschluß mit Gleichgesinnten, durch Aussprache, mündlich oder brieflich, daher die Ergüsse, die ihrem Gemüt nötig waren, daher ihre paarweise und gruppenweise treu und sorgfältig gepflegte Freundschaft, die den Nährboden für kräftige Begeisterung gab.

Im Guten und Bösen läßt sich Alleinsein zum Fortschritt nicht brauchen. Was wir fühlen und meinen, ist bedingt vom Gutheißen der anderen. In dieser Überzeugung meint Schiller: „Meine Bekanntschaften sind die Geschichte meines Lebens".

Sobald er, seiner überquillenden Gemütsbewegung Herr geworden, schreibt er stolz darauf, doch eigentlich der eigenen Kraft die Möglichkeit eines künftigen freien Schaffens zu verdanken, an Baggesen:

„Wie werd ich es anfangen, mein teurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch Ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Anteil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen die edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröhliche Überzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe.

Ja, mein teurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von H. und des Grafen S. mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die schöne Art, womit es getan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichre, Zukunft macht mir bessre Hoffnungen. Der großmütige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich von freien Stücken entschließt, dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die

mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Wert nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zwecks verfehlte, bleibt sie was sie war. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das notwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd ich und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anders als schriftstellerische Wirksamkeit zu existieren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, eh ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Notwendigkeit ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hält, aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahndeten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum

Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein
Nach einem Ölgemälde im Schlosse zu Augustenburg



Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes, unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße teilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen, und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüten des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Wert zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu wiederholen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, teurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst; ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmütige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gehabt hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisieren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichen Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit

des Geistes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Los mir nicht verstattet, auf ihre Art wohltätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist — und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich in mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten!

Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunsches — teurer vortrefflicher Freund, warum kann ich diese nicht eben so schnell erfüllen als die erste? Unter der Unmöglichkeit, die Reise zu Ihnen sobald als Sie wünschen, auszuführen, kann gewiß niemand mehr leiden als ich selbst. Urteilen Sie aus dem Bedürfnis meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität, das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten — wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbads werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer bessern Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein *tätiges* Mitglied der Akademie zu bezeigen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein *nützliches* sein kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunsch nicht entgegen sein, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich

erst bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das weitere sorgen.

Bis dahin, teurer Freund, lassen Sie uns einander so nahe sein, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten, und meinen halb erstorbenen Geist an Ihrem frischen feurigen Genius zu wärmen wird stets ein Bedürfnis meines Herzens sein. Nie so lang ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne diese Absicht, bei meinem Wiedereintritt ins Leben geleistet haben."

Einige Tage später, am 19. Dezember 1791, bringt er es über sich, die Gabe selbst anzunehmen und den Wohltätern zu danken.

„Erlauben Sie, Verehrungswürdigste, daß ich zwei edle Namen in Einen, und zwar in Denjenigen zusammenfasse, unter welchem Sie Sich selbst in Rücksicht meiner vereinigt haben. Der Anlaß bei welchem ich mir diese Freiheit nehme, ist an sich selbst schon eine so überraschende Ausnahme von allem Gewöhnlichen, daß ich das reine ideale Verhältnis, worein Sie zu mir getreten sind, durch jede Rücksicht auf zufällige Unterschiede herabzuwürdigen fürchten müßte.

Zu einer Zeit, wo die Überreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwei schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmütige Anerbieten, das Sie mir tun, erfüllt, ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art mit der Sie es tun, befreit mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwert zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröten müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie g e b e n, glaube ich, e m p f a n g e n zu können. Ihr Zweck dabei ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie Sich in dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst

und läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrtesten, daß nur die Überzeugung, von mir verstanden zu sein, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaube ich mir, dies zu sagen.

Aber der nahe Anteil, den ein allzuparteiisches Wohlwollen für mich an Ihrer großmütigen Entschließung hat, der Vorzug, den Sie vor so vielen andern mir erteilen, mich als das Werkzeug Ihrer schönen Absicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfnissen eines Ihnen so fremden Weltbürgers herabsteigen, legen mir gegen Sie die persönlichsten Pflichten auf und mischen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der innigsten Liebe. Wie stolz machen Sie mich, daß Sie meiner in einem Bunde gedenken, den der edelste aller Zwecke heiligt, den der Enthusiasmus fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit ist die Begeisterung, welche in Taten sich äußert, über diejenige erhaben, die sich darauf einschränken muß, zu Taten geweckt zu haben. Wahrheit und Tugend mit der siegenden Kraft auszurüsten, wodurch sie Herzen sich unterwürfig machen, ist alles, was der Philosoph und der darstellende Künstler vermögen — wieviel anders ists, die Ideale von beiden in einem schönen Leben zu realisieren. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künstlers abfertigt: „Sie haben getan, was ich nur malen konnte!" —

Aber, wenn ich es auch vergessen könnte, daß ich selbst der Gegenstand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die schöne Aussicht zur Vollendung meiner Entwürfe verdanke, so würde dennoch in mir eine Verbindlichkeit von sehr hoher Art gegen Sie übrig bleiben. Eine Erscheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegenteil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unaussprechliche Wollust ist es für den Maler der Menschheit, im wirklichen

Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem Innern verklären und seinen Schilderungen zu Grunde liegen muß. Aber ich fühle, wieviel ich durch Übernehmung der großen Verbindlichkeit verliere, die Sie mir auferlegen. Ich verliere durch sie die süße Freiheit, meiner Bewunderung Sprache zu geben, und eine so uneigennützig schöne Handlungsart mit gleich uneigennützigem Gefühl zu verherrlichen.

Die Möglichkeit, Ihnen denjenigen in Person darzustellen, den Sie sich so tief verpflichtet haben, wird das Werk Ihrer großmütigen Unterstützung sein. Durch diese werde ich mich in den Stand gesetzt sehen, meine Gesundheit allmählig wieder zu gewinnen, und die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Klimas zu ertragen. Gegenwärtig bin ich noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgesetzt, die mir den Genuß der reinsten Lebensfreuden schmälert, und nur sehr langsam, wie sie kam, wird zu heben sein. Unter den vielen Entbehrungen, wozu Sie mich verurteilt, ist diese keine der geringsten, daß sie die glückliche Zeit verzögert, wo mich der lebendige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwei Herzen fesseln wird, die mich jetzt noch aus unsichtbarer Ferne, wie die Gottheit, beglücken, und, wie diese, meinem Dank unerreichbar sind. In dieser schönen Zukunft zu leben und mit seinen Wünschen und Träumen diesem Zeitpunkt voran zu eilen, wird bis dahin die liebste Beschäftigung sein

Ihres tief verpflichteten und

ewig dankbaren

Jena, den 19. Dez. 91. Friedr. Schiller."

Baggesen berichtet über den Eindruck, den Schillers Antwort in Dänemark hervorgerufen: „Schiller hat dem Prinzen und dem Grafen in einem und mir in einem anderen Briefe eine so schöne Seele dargestellt ... soviel apollinische Würde in dem menschlichen Dankgefühle gezeigt, daß jene edlen Geber sich schon in diesen Briefen von diesem edlen Nehmer mehr als überflüssig bezahlt finden und von jetzt an sich als seine persönlichen Schuldner ansehen."

Auch der Prinz empfindet angenehm die stille Würde des Dichters und antwortet ihm:

„Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über ihre Antwort und die uns gegebene Hoffnung bezeuge, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig, und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte. Nichts kömmt jetzt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich sehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können."

Ende des dritten Teils

Vierter Teil: Zeiten der Reife

Einundvierzigster Abschnitt

Lottchen Schiller ist nur das Bild der reinsten Anmut.
Dalberg

Zum erstenmal darf sich Schiller frei dem schöpferischen Drang überlassen. 1792

Er darf's zum erstenmal, ohne besorgen zu müssen, durch „unpraktische", dem gemeinen Bedürfnis abgewandte Arbeit sich neue Verbindlichkeiten aufzuladen, die schwer und demütigend wie Ketten zu schleppen sind.

Für bedeutende Menschen ist Demütigung die ungesundeste Kost, gerechte Genugtuung die kräftigste Labsal. So hatten die zartfühlenden Freunde, die auf schmeichelhafte Art dem Dichter entgegenkamen, gleichzeitig huldigend und helfend allen Ernstes für eine Verlängerung seiner Lebensfrist und Arbeitskraft gesorgt.

Vorerst blieb Schiller freilich körperlich noch sehr schwach, selbst die unerwartete Freude mußte er langsam vertragen lernen. Plötzlich gekommen, überwältigte sie fast.

Lottchens zartes Verständnis wirkte in dieser Zeit besonders wohltätig. Sie wußte die Seele zu pflegen wie den Körper und ihrem Dichter alles, was ihm notwendig war, je nach dem er sich fühlte, auch zuzuführen.

Ihrem sympathischen Wesen, dem Mitgefühl, das ihre treue Sorge erweckte, verdankte Schiller manches von der Hilfsbereitschaft, die ihm von nah und fern tröstlich winkte. Nun verstand es Lottchen auch, ihm die anspruchslose, anregende Geselligkeit zu verschaffen, die nach schwerer Krankheit am besten den seelischen Fähigkeiten aufhilft, neues Gleichgewicht zu finden. Mit tausend traulichen Selbstverständlichkeiten umspielt sie den Leidenden und führt ihn sanft zurück vom Dunkel der Todesnähe bis in den arbeitsfreudigen Alltag.

Lottchen empfängt ihre Freunde regelmäßig an zwei Abenden in der Woche.

Sie sammelt um den Genesenden einen liebenswürdigen Kreis

von frischen Menschen — viel Jugend darunter, deren Umgang ihn unaussprechlich erquickt.

Die Bewirtung bei diesen Empfängen ist denkbar anspruchslos. Es gibt Butterbrot, vielleicht auch selbstgebackenen Zwieback, den sich Goethe später so gern von Lottchen schicken ließ, und dessen Rezept aus dem zierlich geschriebenen Kochbuch der „chère mère“ stammte.

Lottchens Empfänge nennt Schiller „Butterbrotgesellschaften“.

Es ist interessant für die deutsche Geselligkeit, die allzu oft mit heftigem Schmausen begleitet ist, daß eine ihrer feinsten und weitwirkendsten Blüten ganz ohne solches Schmausen zustande kam. Bescheiden war die Bewirtung, doch groß der Luxus an Geist und Geschmack in wohlabgewogenem Gespräch. Der Leidende entfaltete hier wieder seine hohe und feine Kunst des Plauderns, die niedliche würdevolle Hausfrau war aufmerksam vermittelnd und stets versöhnlich aus dem Schatz ihrer „Weisheit“ schöpfend.

In dem großen Zimmer der Schrammei wurden die Wachslichter angezündet und in ihrem milden Licht nahmen die behaglichen Zopfmöbel gar vornehmen Anstrich an und die lebhaften Menschen, die sich alle gern wirklich unterhalten wollten, verbreiteten um Lottes kleinen gemütlich singenden Samovar jene Stimmung edelster Geselligkeit, in der die Geschehnisse der Außenwelt wie im Schein einer Laterna magica vorüberziehen. L'hombre wurde gespielt und Whist, die neuesten politischen Ereignisse fanden Widerhall und bald mit Begeisterung, bald mit gutmütigem Spott begrüßte man die literarischen Erscheinungen des Tages.

Frau Paulus sang, Frau Griesbach und ihre Schwester Schütz trugen die jüngsten Pariser Toiletten nach antikem Muster — weidlich verlästert — zur Schau und die junge Dichterin Sophie Schubert (die spätere Gattin des Professors Mereau), die auf Schillers Einladung hin nach Jena gekommen war, erfreute durch ihre Anmut und ihr schönes Deklamationstalent.

Schiller und Professor Reinhold konnten sich nicht genug tun, die edlen Dänen zu preisen und je bessere Fortschritte die Gesund-

heit des Kranken machte, desto eifriger war er bestrebt, seine Ästhetik zu fördern, die in gehaltvollen Briefen den eigentlichen Dank des Denkers ausmachen sollte. Manchmal lehnten sich inmitten der kleinen „Assemblée" Schiller und Reinhold auf dem weitausladenden Sofa zurück und sprachen von Kant ausgehend — die übrige Gesellschaft vergessend — über die Dinge von Schönheit und Kunst.

Unwillkürlich kommt bei der einzigartigen Geschichte der spontanen Gabe aus Dänemark und ihrer zarten Gegengabe, die Schiller dem fernen Freund mit seinen ästhetischen Briefen machen wollte, das Gefühl, als hätten diese weisen Männer das Geheimnis großer tiefer Kinderaugen gehabt.

Nichts gibt so sehr den Eindruck ihres Seins wieder, als die Erinnerung an die unfaßbare Poesie des Kinderblicks. Sie haben auch eine Naivität und Unbefangenheit des Fühlens, wie sie sonst nur Kindern eignet. Bekanntlich kann ein Kind kein größeres Kompliment machen und seine dankbare Liebe nicht besser zeigen, als wenn es dasjenige darbringt, was ihm selbst am liebsten ist, woran es selbst die genußreichsten und mannigfachsten, stolzesten Träume knüpft. Es kommt vor, daß der von ihm Beschenkte mit dem Dargebotenen nichts Rechtes anzufangen weiß, weil er ja an diesen Gegenstand keine besonderen Vorstellungsreihen zu binden vermag. Aber wenn er weise und gut ist, läßt er sich das nicht merken.

Es liegt eine Art rührender Kindlichkeit, wie sie nur dem Genius gegeben, in der Art, wie Schiller sinnt, den Großmütigen nun auch mit aller Großmut, deren ein Denker fähig ist, zu erfreuen. Er kommt darauf, ihm das zu schenken, was ihm selbst am teuersten ist, die Ernte der mühsam bestellten Gedankensaat.

Dem unbekannten Freund soll das eigentlich Heimlichste der Seele aufgetan werden, die Errungenschaften ausgebreitet, auf die Schiller am stolzesten ist.

Hier genügt keine bloß literarische Gabe. Das außerordentliche Geschenk soll mit einem außerordentlichen Geschenk bedankt sein, mit einem beglückenden Glauben, der inmitten von Todesgrauen seine Weihe erhalten und seinen Trost bewährt hat. Sollte aber

trotz der gewährten Erleichterung die tückische Krankheit den Denker früh von der Sonne hinwegführen, ein köstliches Vermächtnis wird der Wohltäter in Händen halten.

In schlaflosen, hustengepeinigten Nächten dachte sich der Kranke die Sache aus und überlegte, wie er das mit soviel Zartgefühl gebotene auch möglichst zartfühlend entgelten könne. Die allgemein übliche „dedicatio", mit der ein Dichter fürstliche Gönner stets gelohnt, war für diesen besonderen Fall zu banal, nicht fein und nicht warm genug. Schiller, seines Wertes bewußt, beschloß etwas zu rücken und dem Fürsten einen Platz an seiner eigenen Seite, auf seinem ewigen Thron anzubieten, ihn als einen vollkommen Gleichberechtigten des Geistes zu ehren, indem er „dem vortrefflichen Prinzen" in zwanglosen Briefen wie einem Genossen im geistigen Kampf seltene und köstliche Gedanken zur Begutachtung unterbreitet.

Schmeichelhaft liebevoller und zugleich stolzer ist wohl nie einem Fürsten gehuldigt worden.

In den Zwischenakten eines heroischen Ringens mit unerbittlich schleichender Krankheit, die von nun an Schiller nur in ganz launischer Art Ruhepausen der Besserung gönnte, sind die Studien über ästhetische Erziehung entstanden.

Der Prinz empfing sie nicht ungerührt und mit taktvollem Dank.

Aber es war Schiller ein kleiner Irrtum unterlaufen.

Außerordentliches Herz ist nicht notwendigerweise mit ganz außerordentlichen Geistesgaben verbunden. Obwohl der Prinz als Mensch den Platz eng an Schillers Seite verdient, zu dem ihn der Dichter mit soviel Anmut und Würde lud, als Denker war er diesem Platz trotz sehr beträchtlicher Bildung und vielseitigen Interessen nicht gewachsen.

Die ästhetische Philosophie Schillers flog ihrer Zeit so weit voraus, daß nur Goethe sie wirklich zu schätzen verstand.

Augustenburg konnte nicht recht daraus klug werden, wenn er sich auch bemühte; Körner kritisierte viel ohne ganz einzudringen. Ebenso wie Goethes naturwissenschaftliche Behauptungen erst jetzt

geschätzt werden, muß Schillers Philosophie, die neuere psychologische und physiologische Entdeckungen immer wieder bejahen, heute allmählich in das ihr gebührende Licht kommen. Aufgabe aller aufrichtigen Schillerverehrer scheint es mir, diesen noch fast ungehobenen Schatz geduldig zu heben.

Es wird immer mit einer gewissen Genugtuung bemerkt, daß Schiller sich endlich von seinen Spekulationen losgemacht habe und, wie es sich für ihn gehörte, schöne Stücke geschrieben. An einigen Stellen erwähnt er selbst die Rückkehr zur poetischen Produktion als Befreiung. Aber ohne jene Spekulationen, ohne den jauchzenden Schönheitsglauben, den sie ihm brachten, wären jene Werke nie entstanden. Ohne den Schönheitsglauben, der ihm in den Häßlichkeiten politischer Enttäuschungen und in den Häßlichkeiten der Krankenstube wunderbar beistand, hätten sie nie ihren Ewigkeitswert bekommen.

Man sei der Philosophie nicht undankbar.

Wo sind alle historischen Dramen der Epigonen? Sie verwehten wirkungslos, ihre Worte hatten keine Bildkraft. Bildkraft, unvergänglichen Gehalt gibt nur innige Freundschaft mit herber Weisheit. Ohne wirklich erlebte Philosophie bleibt alles klein.

Nach Schillers Tod fand man die Lungen und andere wichtige Organe furchtbar zerstört. Man darf von einer Philosophie nicht gering denken, die, während eine so entsetzliche Zerrüttung des physischen Menschen vor sich ging, den psychischen zu einem Helden und Sieger machte, daß ein reifes Werk nach dem anderen sich aufbauen konnte und der Dichter wie durch die Bogen einer Triumphstraße zum Tode ging.

Andere kranke Dichter haben gesungen, rührend genug, doch immer ihr eigenes Leid miteinbezogen und zu den Farben gemischt.

So vollkommen über dem eigenen Leben und dessen Schmerzen stand vielleicht keiner wie Schiller in seiner letzten sturmeiligen und doch vollgereiften Zeit.

Das eigensinnig Eigene der früheren Dichtung ist abgetan, die Selbstbehauptung eine ganz andere geworden.

Was den Menschen an sich zu einem tragischen Gegenstand macht, was auch den Kleinsten von uns vornehm und ehrfurchtgebietend erscheinen läßt, ist das Sterbenmüssen und das Wissen vom Tode. Der Fürst des Todes verleiht uns allen Adel mit seiner gnädig ausgestreckten Hand. Besonders hoch erhebt er jene, die er lange vertrauten Umgangs gewürdigt. Dies kann nicht vollgültiger erwiesen werden als durch Schillers Beziehungen zu dem Meister aller Meister. Er hat ihm sehr oft ins Auge gesehen und sehr bewußt. Seine natürliche Vornehmheit wurde durch diesen Umgang so gesteigert, daß er mehr und mehr die von ihm selbst so schön zubenannte höchste der Würden, die Geisterwürde, erlangte. Kühn setzt er in ihrem Vollbewußtsein über alles hinweg, was den Tag bleiern und träge macht. Jene tausend Demütigungen und Hilflosigkeiten langen Krankseins, die noch weher tun als alle Schmerzen, sein Stolz des Sehers und Künders macht sie null und nichtig.

Kleinliches Jammern und Mitsichselbstbeschäftigtsein, das doch Schwerleidenden natürlich und entschuldbar ist, kennt er nicht.

Zur Führerin des Lebens wählte er die kantische Anschauung von Welt und Gott. Doch um diese Weltanschauung zu bereichern und weiter auszubauen, nahm er von Locke, Hume und Leibniz vor, was irgend in deutscher oder französischer Sprache zu erhalten war.

Am Mittagstisch, den nun regelmäßig fünf junge Leute „zum Teil Kantianer" mit Schiller und Lotte in der Schrammei einnahmen, wurde lebhaft über Kant gesprochen und gestritten, wenn die Stimmung nicht zu ausgelassenen Scherzen reifte, denn es herrschte unter den Philosophen der heiterste Ton.

Göritz, ein Württemberger Theologe und Hofmeister, der wieder einen Zögling, den Eleven von Fichard aus Frankfurt a. M. nach Jena begleitete, gehörte zur Tischgesellschaft. „Der Umgang mit der Familie Schillers", schrieb er später an Schillers Sohn Karl, „hatte für den, der darein eingeweiht war, etwas äußerst Anziehendes und wird jedem, der ihn genossen hat, unvergeßlich sein. Er gab sich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, ganz hin mit der vollendetsten Offenheit. Ihre Mutter möchte ich die personifizierte Lieblichkeit

nennen, die gar keinen andern Willen hat, als den ihres Mannes und an seiner Größe hinaufstaunt. Er nannte sie nur „die Decenz", es war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle so widerlich ist, es war Natur. Es schickt sich nicht, war ihr höchstes Gebot. Für einen Fremden war es fast unmöglich, Eingang ins Schillersche Haus zu finden und Besuche Durchreisender wurden der Gesundheit wegen rund abgeschlagen. Ihr Vater hatte damals die Lust verloren, mit anderen als ganz intimen Freunden sich zu unterhalten. Die Basis des Umgangs für die Eingeweihten war ganz einfach Natur und Wahrheit."

Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller zuweilen von seinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden und von den Vorfällen, die ihm als interessant im Gedächtnis hafteten. Wachsende Sehnsucht nach dem Vaterland machte sich geltend. „Es war rührend," erzählt Göritz, „wie er sich und anderen oft seinen Wunsch, im Vaterlande angestellt zu werden, vergebens zu verbergen suchte." Es kränkte ihn darum tief, als sein Schwager Beulwitz, der die Rudolstädter Prinzen am Stuttgarter Hof auf ihrer Bildungsreise vorgestellt hatte, nach Hause schrieb, daß der Herzog, als er, Beulwitz, bei der Tafel von Schiller sprach, geantwortet habe: „Ich kenne ihn nicht".

Als ein Jugendfreund des Dichters, Conz, auf einige Monate in Jena erschien, weckten alte Erinnerungen die Heimatliebe noch kräftiger und der Plan, „eine sentimentale Reise durch das Land der Jugend" zu machen — wie sich Karoline von Beulwitz ausdrückt — gewann festere Gestalt.

Conz, zu den Abendgesellschaften und den Mahlzeiten in der Schrammei öfters zugezogen, schildert den harmlos angeregten Verkehr: „Die Tafel war einfach, frugal und durch Schillers sokratischen Ernst und Scherz — möchte ich sagen — gewann sie die schönste Würze. Schiller sprach nicht viel, aber was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmut, er liebte den gemäßigten Scherz; ein Feind des Leeren und gleichförmig und heiter, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, wie er war, hörte man

nur selten ein Wort, einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brausenden Schiller ... jetzt erinnert hätte." Er sprach von seinen Arbeiten, von den Folianten, die er zum Studium des dreißigjährigen Krieges durcharbeitete und von Kants „Kritik der Urteilskraft", in die er sich täglich vertiefte. Dann erzählt Conz, daß er gern auf seine Erinnerungen als dramatischer Dichter zurückkomme. „Es brenne ihn recht in der Seele — waren seine Worte — bald wieder mit einem neuen Drama aufzutreten, und er sei selbst begierig darauf. ... Seit er die Griechen studiert, schwebe ihm ein ganz neues Ideal von Trauerspiel vor."

Aus Paris kam um diese Zeit ein interessanter Brief von Wilhelm von Wolzogen, der im Schillerkreis lebhaftes Aufsehen erregte und die Teilnahme in höherem Maß den französischen Geschehnissen zuwandte: „Man hat die Räuber übersetzt und spielt sie unter dem Namen: „Robert chef des brigands" auf dem Théâtre du Marais. Es ist jedoch in Wahrheit keine Übersetzung, sondern vielmehr ein elender Versuch, die Grundsätze, welche im Schillerschen Drama herrschen, auf die jetzige Revolution anzuwenden. ... Im Gang des Stücks sind merkwürdige Veränderungen angebracht. So erhält z. B. Karl Moor für sich und seine Bande am Ende kaiserlichen Pardon und kehrt zu seiner Amalia zurück. Wie sie sich fühlten, die guten Pariser und wie sie das Lob beklatschten, das Robert seinen Spießgesellen erteilt! „„Man nennt euch Brigands"", — sagt er — „„aber ihr seid ehrliche Leute; man verurteilt euch zu Galgen und Rad, aber ihr verdient Lorbeerkronen."" Das Stück gleicht dem Rumpf eines Kolosses, dem man Kopf, Arme und Beine eines gewöhnlichen Menschen angesetzt hat, daß er nicht mehr gehen und stehen kann. Nicht nur unseren Armeen kündigt diese Nation den Krieg an, sie raubt, plündert und mordet auch die Produkte unserer Literatur, indem sie sie in den Geist ihrer Revolution übersetzt."

Wolzogens Briefe berichteten auch manches über den Prozeß des unglücklichen Königs Ludwig XVI. Die Nachrichten darüber wurden mit Erschütterung und leidenschaftlichem Anteil aufgenommen. Auch

in Schillers und Karolines Briefen an Dalberg drängen sich Gerüchte und Fragen über diese Ereignisse.

Schiller las regelmäßig den „Moniteur“ denn er meinte: „Man hat darin alle Verhandlungen in der Nationalkonvention im Detail vor sich und lernt die Franzosen in ihrer Stärke und Schwäche kennen“. Von den düsteren Ereignissen fühlt er sich in der Seele getroffen. Die blutige Parodie einer Freiheit, für die er als Jüngling heiß geschwärmt, weckt Abscheu und Entsetzen in ihm.

Jetzt, da er das Wesen der wahren Freiheit erkennt, möchte er den verblendeten, phrasenvergifteten Franzosen Worte eines edlen Befreiers zurufen. Er möchte diese Nation, der sein Geist viel verdankt, vor untilgbarer Schuld bewahren, er möchte ein „pro memoria“ nach Paris für den König schreiben. Schon fragt er nach einem Übersetzer dieses Schriftstücks. „Weißt du mir niemand, der gut ins Französische übersetzt“, schreibt er an Körner „wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu gebrauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Untersuchung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck zu machen .... Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer und hat auch schon etwas mehr Kredit. Vielleicht rätst du mir an zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und untätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.“ (21. XII. 92.)

Der sich überstürzende Gang der Ereignisse zerschlägt diesen Plan. Einige Wochen später meint Schiller: „Ich habe wirklich eine

Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt sie mir nun noch da". Wie geschichtlich merkwürdig hätte gerade dieses Schriftstück werden können.

Im Frühling löste sich die vertraute Tafelrunde auf, Schiller und Lotte reisten, sobald es das Wetter erlaubte, über Leipzig zu Körner nach Dresden. Einzelne Rückfälle der Krankheit störten zwar den Genuß des Zusammenseins, aber die Freunde hatten sich nach langer Trennung soviel zu sagen, daß jede Stunde ihnen wertvoll war. Sie standen sich reifer, durch Leid und Wissen gewachsen gegenüber.

Glücklich „daß sie nicht auseinandergekommen", berieten sie Fragen des äußeren Lebens und vertieften sich in philosophische Spekulationen. Der Briefwechsel nach ihrer Zusammenkunft zeigt die Vorbereitung und Entwürfe zu den ästhetischen Briefen, die dem Herzog von Augustenburg bestimmt waren. Shaftesburys auserlesene Anschauung, die Schönheit und Leben unzertrennlich sehen will, und Baumgartens theoretische Betrachtungen, die Schiller nun studierte, schwingen im Unterton durch die Aussprache der Freunde.... „Unser Beisammensein ist mir wie ein Traum und ich kann kaum glauben, daß wir ein paar Wochen zusammen gelebt haben", meint Körner und fügt mit Grüßen an Lottchen hinzu: „Es freut uns, daß wir einander näher gekommen sind und daß sie sich wohl bei uns gehabt hat."

Als Schiller Mitte Mai nach Jena zurückkehrte, mietete er für den Sommer ein Gartenhaus. Wir kennen die Lage nicht, wahrscheinlich ist es bei der ersten Stadterweiterung verschwunden. Heitere Geselligkeit, Spazierenreiten — Schiller hatte sich auf Anraten des Arztes ein Pferd gekauft — und Kegelschieben füllten die arbeitsfreien Stunden aus.

Im Herbst zeigte sich ein unerwarteter Besuch aus der Heimat an, die Mutter machte sich auf den Weg, den Sohn nach seiner schweren Krankheit zu sehen und nahm die junge blühend schöne Schwester Nanette mit, die sich freute, den berühmten Bruder kennen zu lernen.

Es war ein rührender Anblick, als die alte Frau aus der gelben Postkutsche, der „Diligence“ stieg, die durch das Kahlaer Tor in Jena eingefahren war und den eilig herbeigerufenen Sohn in Armen hielt, den sie mehr als zehn Jahre nicht gesehen. Das Schicksal hatte beide gealtert, Krankheit mit hartem Stift ihre Züge gezeichnet. Aber Mutter Schiller war eine tapfere tüchtige Frau. Froh bewegt konnte der Sohn wahrnehmen, daß ihr die große Reise, schlechte Witterung und Wege nichts angehabt und daß sie trotz aller Veränderung noch sehr gut aussehe.

Für die verschieden gearteten Frauen war es natürlich nicht leicht, sich miteinander einzuleben. Doch scheint, obwohl (wahrscheinlich auf Grund von Dienstbotenklatsch, denn gerade um diese Zeit litt Lotte unter solchem und bittet die Schwiegermutter, ihr eine bessere Jungfer aus Schwaben zu verschaffen) kleine Mißhelligkeiten erwähnt werden, die gegenseitige Kritik mehr scherzhaft gutmütig gewesen und kein ernstlicher Friedensbruch erfolgt zu sein.

Mutter Schiller empfand den „lispelnden Hofton“ ihrer feinen Schnur langweilig und ihr lautes Schwäbisch klang etwas derb in das Geflüster. Aber Schiller sorgte mit gutem Humor für herzliche Eintracht. So verlief schließlich alles in gutgemeinter Neckerei und die Mutter schied wohlzufrieden mit dem Aufenthalt. Man begleitete sie bis Rudolstadt, so daß sie mit gerührter Freude ein herzliches, „auf Wiedersehen“ den Zurückbleibenden nachrief, als sie in Schillers „eigener Chaise“ nach Saalfeld zu heimwärts fuhr.

Aus Württemberg schickte sie dem Sohn ein warmes Wams und dem Schwiegertöchterlein selbstgesponnenes Linnen mit dem rührend naiven Begleitbrief: „Da Sie mir sagten, Sie haben Freude Päckle aufzumachen, so will ich Ihnen jetzt die Freude machen, wünsche aber, daß es Ihnen ebenso angenehm überrasche, als es mir Vergnügen macht es zu schicken.... Wenn es nur die Gesundheitsumstände unseres lieben Schiller erlaubten, daß Sie auf's Frühjahr eine Reise zu uns machen könnten! Sie würden viel Vergnügen bei uns und unseren Freunden zu genießen haben.“

Zweiundvierzigster Abschnitt

Es ist ein Eigenes um die Heimat.
Cicero

1793/94 Als der Winter kam, zog Schiller wieder in die Schrammei, das gut erprobte Leben aufzunehmen zwischen Geselligkeit, Mahlzeiten im Jugendkreis und nutzbringender Arbeit geteilt.

In seinem großen Zimmer las er ein „Privatissimum“ über die Philosophie des Schönen, wie sie ein geplantes Gespräch, der „Kallias“ darstellen sollte und im Januar ging der erste ästhetische Dankbrief an den Herzog von Augustenburg. Zu Beginn des Kollegs hatte der Dichter schon geschrieben: „Der Stoff häuft sich, je mehr ich fortschreite und ich bin jetzt schon auf manche lichtvolle Idee gekommen. Mit der Zahl und der Beschaffenheit meiner Zuhörer bin ich sehr zufrieden. Ich habe vierundzwanzig, wovon achtzehn mich bezahlen, jeder einen Louisd'or“. Wenige Wochen später glaubt er bei den fortschreitenden Studien zum Kallias einen „objektiven Begriff des Schönen“ gefunden zu haben „als objektiven Grundsatz des Geschmacks, an dem Kant verzweifelt“.

Der Professor findet nun Zeit, selbst Schüler zu sein. Es ist ihm die langersehnte Möglichkeit geschenkt, an seiner eigenen Bildung energisch weiter zu arbeiten. Da benützt er die ihm gewordene Muße, um mit den Denkern der eigenen Zeit in immer engere Fühlung zu treten, außer mit Kant beschäftigt er sich mit den wichtigsten englischen Philosophen, mit Burke, Hume und Shaftesbury, er liest, was Sulzer, Mengs und Winckelmann über Schönheit geschrieben, nimmt Batteux' bahnbrechende Schriften vor und gründet, ihre Meinungen gegeneinander abwägend, immer fester seine eigene Weltanschauung.

Auch gönnt er sich die Erquickung, antiker Geistesarbeit näher zu treten und greift zu den Übersetzungen des Platon und Aristoteles. Gern und viel liest er in den griechischen Dichtern. Aischylos begleitet ihn in der Packtasche des Reisewagens auf dem Weg in die Heimat.

Solche Verwendung seiner Zeit zwischen Krankheitsanfällen und

Perioden der Erholung erlaubt ihm bei seinen späteren Werken fest in die Erde zu mauern, wie die Glockenform gemacht werden muß, damit das wohlgefügte, ganz vollkommene Kunstwerk ihm würdig entsteige.

Kraftvolle Selbstzucht, wie sie der Dichter sich hier auferlegt, die Selbsterziehung, an der er so geduldig arbeitet, verleiht es ihm, jenes Gebiet der Empirie, von dem im Briefwechsel mit Körner (und später in dem mit Goethe) oft die Rede geht, jenes Gebiet gewöhnlicher, tatsächlicher Erfahrung mit Sicherheit verlassen zu können, Flugkraft zu üben, ohne das Schicksal des Ikarus zu fürchten.

Bei seinem angestrengten Studium erfährt er den Triumph fühlbaren, inneren Wachstums.

Seine Beharrlichkeit erreicht, daß er fortan nicht mehr darauf angewiesen ist, wie mancher oberflächlich gebildete Dichter späterer Zeiten alles aus der eigenen, oft krankhaften Empfindung zu schöpfen, sich krank zu dichten, statt gesund zu dichten.

Eine sichere, breite Basis umfassenden Wissens ersetzt ihm manche Anschauung des Auges, die er entbehren muß. Sie ermöglicht ihm mit besonnener Ruhe und Klarheit aufzubauen und bis in die schwindelndste Spitze des Baus reine Gliederung zu behalten, das Schwerste mit der Vornehmheit vollkommener Grazie zu bewältigen und das Erhabenste mit unvergeßlicher Einfachheit zu sagen.

Wenn statt des wohltuenden Friedens, den Schillers Werke gewähren, manche andere Dichter etwas taumelnd Unruhiges oder Haltloses im Gefühl auslösen, geschieht es, weil sie einer solchen Selbstzucht unfähig waren und sich weder tiefgehende Bildung noch unbeirrbaren Geschmack für das Beste anzueignen wußten. Sie versäumten in ihren Werken etwas beim Unterbau, so daß ihre Arbeiten an der Spitze beunruhigend schwer werden und ein beängstigendes Übergewicht nach einer oder der anderen Seite zeigen.

Freilich barg dieses gewaltige Wachstum, das den Dichter Schiller überwältigend erscheinen läßt, für sein menschliches Glück

große Gefahr, denn seine Freunde konnten unmöglich Schritt halten mit der machtvollen Entwicklung. Die Einen, wie der Prinz von Augustenburg, Schimmelmann und Baggesen liebten vor allem den Schöpfer des Don Carlos, dessen Pathos Schiller selbst allmählich so unangenehm empfand, daß er die Dichtung ungeduldig und ungerecht gegen sich „ein Machwerk" nannte. Andere, wie seine Jugendfreunde aus Schwaben, von denen er nun den Magister Conz wiedergesehen, waren noch in der Begeisterung für die Räuber stecken geblieben, denen der eigene Schöpfer höchst entfremdet war. Und Körner, mit dem Schiller eine Auswahl seiner bisherigen Gedichte beriet, wollte dies und jenes gerettet wissen, was der Dichter bereits verwarf.

Noch fehlte Goethe, der besonnene Freund, der in seiner Art ähnliche Entwicklung durchgemacht hatte und allein verständnisinnig sein konnte. Die Notwendigkeit seiner Freundschaft für Schillers Leben wuchs und wuchs. Erst im Besitz dieses einzigen Verständnisses sollte sich Schiller wieder voll und warm aller anderen Freundschaften erfreuen können. Wenn eine unentbehrliche Liebe versagt, versagen auch andere Gefühle, wenn die eine, unentbehrliche sich auftut, sind wir gestimmt, jede Art von Anhänglichkeit, Neigung und Sympathie dankbar zu empfangen.

Hubers kurzer Besuch im März wirkte traurig fremd. Diese einander einst so schnell Nahegekommenen waren weit auseinander geraten in geistiger Erkenntnis. Dazu trat noch, daß Huber sein Verlöbnis mit Dora endgültig gelöst hatte und im Begriff war, eine Heirat zu schließen, mit der weder Schiller noch Körner einverstanden waren. Körner erklärte sogar, den früheren Tischgenossen nicht mehr sehen zu wollen und Schiller mußte dies dem einstigen Freund klar machen. Dabei bedurfte Huber der Schonung, denn er hatte seine Entlassung aus dem diplomatischen Dienst etwas übereilt genommen und durch die französische Okkupation in Mainz, wo er angestellt gewesen, ziemliche Verluste erlitten. Es war sehr peinlich, ihm wehe tun zu müssen.

Da Schiller seinen Vater, der nun im 70. Lebensjahr stand·

gern wieder sehen wollte und Lottchen zum Herbst ihrer Entbindung entgegenging, drängte der Dichter im Sommer die langgeplante Reise nach Schwaben anzutreten.

Seine Arbeiten, die ausschließlich in ästhetischen Aufsätzen bestanden und im Entwurf zu dem Gespräch über die Schönheit „Kallias", erlaubten ein längeres Fernbleiben von Jena.

Herzog Karl August genehmigte das Urlaubsgesuch und so rüstete man die Abreise mit freudiger Eile.

Lottchens Zustand war für den Dichter eine Quelle banger Freude. Als er ihm zur Gewißheit geworden, schrieb er an Körner: „Ich kann dir übrigens nicht genug sagen, wie wohl mir jetzt ums Herz ist: daß ich ernstlich von der Unruhe befreit bin, die mir die unerklärbaren und bedenklichen Zufälle meiner Frau schon seit drei Monaten verursacht haben und nun auch der Vollendung häuslicher Glückseligkeit von jetzt an entgegensehen kann. Ich brauchte oft den ganzen Beistand der Philosophie, um bei dem Anblick meiner leidenden Lotte und beim Gefühl meiner eigenen verfallenden Gesundheit frischen Mut zu behalten. ... Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem anderen wieder angezündet sähe und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal."

Von den Frauen seiner Familie gepflegt und betreut, sollte Lotte ihrer Niederkunft in Schwaben entgegensehen, wo sich unter Schillers Jugendfreunden auch sorgsame, als tüchtig bekannte Ärzte befanden. Die Fahrt ging über Rudolstadt und Meiningen. Dann wurde Rast gehalten im Schloß Greifenstein, das gerade eine Tagesreise von Meiningen entfernt liegt und von dem Rudolstädter Freund, Baron von Gleichen, den Reisenden als Nachtquartier zur Verfügung gestellt war, am 8. August wurde die freie Reichsstadt Heilbronn erreicht.

Man hatte diesen Ort zunächst gewählt, um jeder Schwierigkeit wegen des Herzogs von Württemberg auszuweichen. Als der behagliche Reisewagen, den sich Schiller gemietet, vor dem Gasthof zur Sonne anfuhr, sammelte sich eine neugierige, frohgespannte Menge, den berühmten Landsmann zu begrüßen.

Tags darauf am 9. August kam Vater Schiller zu kurzem Besuch und brachte Schwester Luise mit, die bei der Schwägerin bleiben sollte.

Da auch die Größten unter den Sterblichen der kleinen Schwäche untertan sein mögen, den Nächststehenden, namentlich wenn sie von diesen verkannt und niedrig eingeschätzt worden, gerne wichtig und erfolgreich entgegenzutreten, so kann man wohl annehmen, daß Schillers Rückkehr in die Heimat und sein Wiedersehen mit dem Vater nach vielen Sorgenjahren eine stolze Freude war.

Er hatte viel mehr erreicht, als ihm sein Vater und der väterlich gesinnte Herzog je zugedacht.

Statt des rauschenden, aber praktisch erfolglosen Jubels, den die Räuber hervorgerufen, hatte er nun die ernste Anerkennung von Deutschlands gesamter gebildeter Welt, die Gunst verschiedener freundlicher Fürsten und manche gute Aussicht, wenn nur die Gesundheit, wie man es in diesem Augenblick mit Recht hoffte, vollständig wiederhergestellt würde. Der entlaufene Regimentsmedikus kam als ordentlicher Professor zurück, als Hofrat, als Mitglied verschiedener Akademien und brachte den Eltern ein vornehmes Schwiegertöchterchen ins Haus.

Die junge Frau aus adeligem Stamm (was dem gutem Major nicht wenig imponierte) war von anmutiger Verträglichkeit und Anspruchslosigkeit. Man kannte sich bereits. Denn das Fräulein von Lengefeld hatte einst auf der Rückkehr von der Schweizerreise mit Frau Henriette von Wolzogen bei Schillers Eltern Besuch gemacht, und man erinnerte sich dankbar manchen liebenswürdigen Zuges des feinen Fräuleins, wie Lotte z. B. ein neumodisches Jäckchen, das sie trug und das bei den Frauen Gefallen fand, sofort zum Muster überließ, weil es Schwester Christophine gerne nachmachen wollte. Zur Vervollständigung der allgemeinen Freude diente der Umstand, daß Lottchen Mutterfreuden entgegenging. Mit Rührung nahmen es die Eltern auf, daß der erhoffte Enkel in der alten Heimat die ersten Atemzüge tun, die erste Liebe erfahren würde.

Um so enger konnten sich die liebenswürdigen bürgerlichen Frauen aus Schillers Verwandtschaft der vornehmen Schwägerin und Base anschließen, denn dieser interessante Gesprächsstoff half, wenn es je nötig war, Befangenheit oder Steifheit zu überwinden, die sonst zwischen weiblichen Wesen verschiedener Erziehung leicht eintreten.

Augustenburgs Fürsorge erlaubte ein gemächliches, wenn auch sparsames Dasein und so blieb nur im Hinterhalt die gern verscheuchte Besorgnis wegen der zarten Gesundheit des Dichters. Sein Leiden verriet sich in hagerem Äußeren und eingefallenen Wangen, aber Sicherheit und Freiheit in Ausdruck wie Bewegung ersetzten vorteilhaft die Ungelenkigkeit des ehemaligen Regimentsmedikus. Mit nicht wenig stolzem Herzen gingen Vater Schiller und Schwester Luise durch die Gassen von Heilbronn an Seite des würdigen berühmten Mannes, zu dem das vielverlästerte, armselige Fritzle geworden war.

Schiller blieb vier Wochen in der freien Reichsstadt im Haus eines Kaufmanns am Sülmertor, wo er behaglicher und billiger lebte als im lärmenden, teuren Gasthof. Er gesundete sichtlich, die erste Freude am hellen Himmel des deutschen Südens, an der heimatlichen Luft, der starke Landwein, das freundliche Entgegenkommen der Menschen, alles half mit, den Körper kräftiger, die Wangen voller zu machen. „Nur Wissenschaftliches und Kunstinteresse findet er blutwenig."

Von Heilbronn aus schrieb er selbst an den Herzog im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, ob ihm ein Besuch in seinem Vaterland gestattet sei. Natürlich erhielt er von diesem unmittelbar keine Antwort, aber man teilte ihm „offiziös" durch Bekannte mit, „daß der Herzog sich öffentlich geäußert habe, Schiller werde nach Stuttgart kommen, Er werde aber von seinem Aufenthalt keine Notiz nehmen."

Merkwürdige Gespräche führte der Dichter in diesen Wochen mit dem berühmten Arzt Gmelin über tierischen Magnetismus. Diese naturwissenschaftliche Entdeckung war zur Modeströmung ge-



worden und zog Schiller außerordentlich an. Doch er bekehrte sich nicht zu den weitgehenden Schlußfolgerungen Gmelins und fand seinen eigenen Krankheitszustand für Versuche dieser Heilmethode nicht geeignet.

In Heilbronn kam ihm der Rat der freien Stadt auf das freundlichste entgegen. Ein Senator meldete sich im Namen des Magistrats und wünschte „vergnügten Aufenthalt“, man öffnete ihm die Bibliothek und machte das Archiv zugänglich. Eine Lesegesellschaft stellte ihre Hilfsmittel seinen Studien zur Verfügung. Die Heilbronner waren nicht wenig stolz über den berühmten Besuch und nicht mit Unrecht meinte einer der Ratsherrn: „Der Aufenthalt in Heilbronn war besonders geeignet, in dem scharf beobachtenden und feinfühlenden Dichter Eindrücke zurückzulassen, die ihm bisher fremd gewesen und auf seine späteren Produktionen nicht ohne Einfluß blieben.“ Das freie und doch festgefügte Leben, wie es sich in den von Fürsten und Beamten fernen Reichsstädten gestaltet hatte, machte allerdings großen Eindruck auf den Dichter, wenn er sich auch dessen enger Versteifung zwischen den ehrwürdigen Traditionen von „Kaiser und Reich“ bewußt wurde.

Als feststand, daß Herzog Karl, der krank und alt geworden war, den einstigen Flüchtling „zu ignorieren“ gedachte, siedelte man nach Ludwigsburg über, wo am 14. September der erste Sohn geboren wurde. „Wünsche mir Glück, lieber Körner,“ schrieb Schiller in frischer Begeisterung, „ein kleiner Sohn ist da; die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und stark und alles ist glücklich“.

In Erinnerung an diese Tage entstand das Distichon: „Der Vater“.

„Wirke so viel du willst,
du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich,
die Gewaltige knüpft.“

Schillers Jugendfreund Hoven, der die Entbindung vornahm, hat in seiner Autobiographie den Eindruck geschildert, den Schiller auf die einstigen Kameraden der Karlsschule gemacht: „Er war

ein ganz anderer Mann geworden, sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weites teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war jetzt seine sonst ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Hoven erzählt auch von den Arbeiten des Freundes, daß er regelmäßig in der Nacht einige Stunden an seinem Schreibtisch verbracht, meist mit ästhetischen Studien beschäftigt, manchmal auch mit Entwürfen zu Wallenstein.

Um diese Zeit gab es Schiller auf, seine Ideen über die Schönheit als Dialog darzustellen. Der Plan des Kallias verschwindet und an seine Stelle tritt der Wunsch, aus den Briefen an den Prinzen von Augustenburg ein Buch zu formen.

In dem Dichter Matthisson lernte er einen liebenswürdigen Gesellschafter kennen, dessen Gedichte er in der Jenaer Literaturzeitung zu besprechen gedachte.

Während Schillers Anwesenheit in Ludwigsburg starb Herzog Karl. „Dankbarkeit gegen seinen Erzieher," schreibt Hoven, „und Achtung für einen durch so viele große Eigenschaften sich auszeichnenden Fürsten erregte seine wärmste Teilnahme an diesem für sein Vaterland so wichtigen Ereignis.... Die Nachricht von dem Tod des Herzogs erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tode eines Freundes erhalten hätte."

Nun war der Weg nach Stuttgart offen und im letzten Monat seines Aufenthaltes in Schwaben nahm er Wohnung in einem

dortigen Gartenhaus. In der Hauptstadt fühlte er sich — ebenso wie Lottchen — in einer geistig reicheren Umgebung. Sie genossen den Umgang mit verschiedenen Künstlern. Die Malerin Ludowike Simanowitz porträtierte die Familie in sehr geschmackvoller Auffassung; Dannecker entwarf die Büste des Dichters.

Die Ansichten über „malerische Poesie", die in der Kritik über Matthissons Gedichte später niedergelegt sind, bildeten sich — wie Conz erzählt — bei einem Gespräch mit dem Jugendfreund Rapp in Stuttgart, der als „ausübender Liebhaber der Landschaftsmalerei" viel darüber nachgedacht hatte und so den Dichter, während er den Sitzungen bei Dannecker beiwohnte, auf mancherlei Punkte aufmerksam machte.

Intimer Umgang mit dem genialen Bildhauer ließ Einblick in manches Problem der bildenden Kunst gewinnen, das zu erfassen für die ästhetische Schrift nötig war.

Stundenlang saß Schiller in Danneckers Stuttgarter Atelier. Während der Künstler an einem kleinen Relief als Vorarbeit zur Büste modellierte, erlebte der Dichter mit tiefer Teilnahme das Werden und Wachsen eines Kunstwerks. Was er früher weniger geachtet hatte, das Wesen des Sinnen- oder Augenmenschen, wurde ihm nun im Gedankenaustausch mit Dannecker lebendig. Er zählte die Stunden, die er in der Werkstätte des Bildhauers zubrachte, zu den genußreichsten des Stuttgarter Aufenthalts.

„Ich gedenke immer mit Rührung des Augenblickes," schreibt Karoline, „wo Dannecker, als er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu mir ins Nebenzimmer trat. Tränen standen in seinen Augen und er sagte: Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe! — Wie spricht sich das Gefühl des echten Genies, der immer ein höheres Ideal, auch im vollkommensten Werke in sich trägt, so schön in diesen Worten aus!"

Ehe der Nachfolger des Herzogs die Militärakademie auflöste, widerfuhr dem einstigen Zögling noch eine öffentliche Huldigung, die seinem Herzen sehr wohlgetan hat. Ein damaliger Karlsschüler berichtet, daß des Dichters Andenken in den Räumen der



Friedrich Schiller
Nach der lebensgroßen Marmorbüste von Joh. Heinr. Dannecker in Weimar. 1796—1805

berühmten Akademie unter den Schülern ihm zu Ehren gehalten wurde. Man zeigte sich Schillers Bett und den Schülern Gartenland, das ihm einst zugewiesen, habe man von Schülergeneration zu Schülergeneration den Schillergarten genannt. „Als er nun bei seinem Aufenthalt in Stuttgart die Karlsschule besuchte, war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem er im großen Speisesaal von uns Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel mit fünfzig Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten und eines Offiziers hielt er an und empfing mit Huld und sichtbarer Rührung unser laut klingendes Hoch*."

So kehrte Schiller im Triumph — von einer feurigen Jugend gefeiert — an die Stätte zurück, an der er einst, ein Unbekannter, Goethe gehuldigt.

Und die Reise wurde ihm zum Gleichnis des Lebens.

Nachhaltige Bedeutung erhält die um diese Zeit erfolgte Bekanntschaft mit dem Buchhändler Johann Friedrich Cotta. Schon in Ludwigsburg und dann als Schiller mit Hoven seinen alten Freund und Lehrer Abel in Tübingen besuchte, kam er mit dem jungen, aufstrebenden Manne zusammen und besprach den Plan einer neuen Zeitschrift, der Horen, die an Stelle der Thalia treten sollte. Außerdem regten die politischen Nachrichten, die munter und ungenau da und dort auftauchten, aber nirgends eine sichere Art der Veröffentlichung fanden, den Gedanken einer großen politischen Zeitung an, den Dichter und Verleger mit großer Lebhaftigkeit ergriffen und besprachen.

Die Politik beherrschte jeden Gedankenaustausch; angeregt durch die französische Revolution und die zahlreich in Württemberg lebenden Emigranten gab ein jeder seine Meinung zum besten. Schillers Ansichten hat Hoven in seinen Denkwürdigkeiten festgehalten:

„Von dem französischen Freiheitswesen (für welches ich mich so sehr interessierte) war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die

* J. Chr. Fr. Mayer, fürstl. [illegible] Landesdirektor, an Emilie von Gleichen-Rußwurm.

französische Revolution lediglich für die natürliche Folge der schlechten (französischen) Regierung, der Üppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoralisation des französischen Volks und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenschaftlicher Menschen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke benutzten, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen, welche sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen hell denkender Menschen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen; aber um eine wahrhaft beglückende Verfassung einzuführen, sei das bei weitem nicht genug. Erstlich seien die Prinzipien selbst, die einer solchen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, noch keineswegs hinlänglich entwickelt, denn bis jetzt, sagte er, indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies, sind sie es bloß noch hier; und zweitens, was die Hauptsache sei, müsse auch das Volk für eine solche Verfassung reif sein, und dazu fehle noch sehr viel, ja Alles. Daher sei er fest überzeugt, die französische Republik werde eben so schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe, und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Teil von dem übrigen Europa machen sollte."

Der Dichter fühlte sich jedoch der Aufgabe, eine große politische Zeitung zu leiten, nicht gewachsen und lehnte ab, trotz Cottas schmeichelhaftem Anerbieten. Bei seinem schonungsbedürftigen Zustand wäre die Anstrengung zu groß gewesen. Er blieb nur der Horen wegen in Verhandlungen mit Cotta.

Dieser scharfsichtige, kluge Mann, der die väterliche, sehr heruntergekommene Buchhandlung als geschäftsunkundiger Jurist im Jahr 1787 übernommen und mit zäher Energie hochgebracht hatte, trat mit dem festen Vorhaben auf Schiller zu, den Dichter für sein Geschäft zu ge-



Joh. Friedr. Freiherr v. Cotta von Cottendorf
Lithographie nach dem Gemälde von Karl Leybold

winnen. Er zeigte sich von der besten Seite, war liebenswürdig und taktvoll und kam dem Dichter auf jede erdenkliche Weise entgegen. Seit der Verbindung mit Cotta ist Schiller von dem Zustand ständiger Geldnot befreit und von der dauernden Unsicherheit des „Nichtausreichens“ erlöst. Wie vornehm sich der Buchhändler von Anfang an zeigte, obwohl er selbst der Geldknappheit kaum entronnen war, geht aus dem Vertragsentwurf „über Verlag einer allgemeinen europäischen Staatenzeitung“ hervor, der „Herrn Hofrat Schiller verspricht 2000 fl. Gehalt sofort ohne Rücksicht auf den Absatz, für das siebente tausend Absatz weitere 1500 fl. für jedes folgende Tausend 2000 fl., für die Witwe 900 fl. jährlich, so lange das Institut fortbesteht.“

Trotz der mannigfachen Abwechslung im Verkehr und reicher Genugtuung wurde gegen Ende des Aufenthalts die Sehnsucht nach allen trauten Selbstverständlichkeiten des eigenen Heims in Jena mächtig.

Am sechsten Mai bestieg Schiller mit seiner Familie wieder den Reisewagen, der ihn nach Norden bringen sollte. „Erleichterten Herzens“ verließ er sein Vaterland, denn „der Wunsch nach ruhiger und gleichförmiger Lebensart“ war zu mächtig in ihm. Die Freunde, die Familie, die Erinnerungen zehrten zu stark an seiner Kraft, als daß er nutzbringend hätte arbeiten können. Dazu war noch die Anwesenheit Karolines getreten, die sich vor ihrer Scheidung von Beulwitz in das benachbarte Bad Cannstatt zurückzog. „Mein Nervenleiden“, schrieb sie in ihrem Tagebuch, „hatte in der letzten Zeit so zugenommen, eine solche Verstimmung erzeugt, daß ich's billig fand einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne, durch eine Trennung seine Freiheit wiederzugeben. Ich wollte in diesem Zeitpunkt allein stehen und handeln und keinen meiner Freunde in die Unannehmlichkeit verflechten, die bei der Auflösung eines solchen Verhältnisses nicht ausbleiben“.

Karolinens Scheidung und der Plan einer zweiten Ehe mit ihrem Vetter Wilhelm von Wolzogen, dem Sohn Henriettes, wurde anfangs von der Familie, besonders von der chère mère mißbilligt.

Schiller verteidigte die Schwägerin, obwohl er selbst wegen ihres Schrittes besorgt war. Trotz seiner Freundschaft für Beulwitz erkannte er das Unhaltbare in ihrer Ehe, denn er mußte als Mittler zwischen beiden Gatten mehr als einmal seinen Takt und seine Lebenserfahrung in ihren Dienst stellen.

Schließlich versöhnten sich alle mit den neugeordneten Verhältnissen und begrüßten in Wilhelm von Wolzogen gern den näheren Verwandten.

Durch ihre zweite Heirat wurde Karoline Herrin in Bauerbach, das für Schiller einst ein so treues Asyl gewesen.

Die Rückreise des Dichters brachte in Heidelberg noch eine empfindsame Begegnung. Margarete Götz, die einst blendend geistvolle und anmutige Herrin des Hauses Schwan trat als rasch verblühte, in wenig glücklichen Verhältnissen lebende Frau dem Dichter entgegen, der, umflossen von jungem Familienglück wehmutsvoll alter Zeiten gedachte. „Sie war rührend und gerührt in ihrer Freude Schillern wiederzusehen", schreibt Lotte „und wir Frauen umarmten uns unter Tränen, obwohl wir uns vorher nie gesehen hatten*."

Von Heidelberg ging der Weg über den Spessart und den Thüringerwald nach Meiningen, wo man bei Christophine Reinwald einige frohe Tage verlebte.

* An Karoline, 8. Mai 1794, unveröffentlicht.



Karoline von Wolzogen
Nach dem Ölgemälde von Ambère (Paris)
Original in Greifenstein

Dreiundvierzigster Abschnitt

Auch der sich selbst Genügende bedarf der Freundschaft.
Aristoteles

Manche Veränderung fand Schiller, als er nach Jena zurückkehrte. Reinhold hatte das Städtchen verlassen, einem Ruf nach Kiel zu folgen und an seine Stelle war der Kantianer Schmidt gekommen. Wilhelm von Humboldt wohnte seit mehreren Wochen mit seiner jungen Frau einige Häuser weit von Schillers Quartier, er hatte Jena des Dichters wegen zum Aufenthalt gewählt. Auch Fichte gehörte jetzt zum Lehrkörper der Universität. Sein junger Ruhm, der von Kant selbst ausgegangen war, ließ mit angenehmer Spannung den persönlichen Verkehr erwarten. 1794

Große Freude bereitete Schiller um diese Zeit die neue Ausgabe von Kants philosophischer Religionslehre*. „Kant hat sich [darin] über meine Schrift von Anmut und Würde herausgelassen und sich gegen den darin enthaltenen Angriff verteidigt. Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte." (An Körner.)

Grundlage der kantischen Überzeugung bildete die Ansicht, daß alles Gute nur auf dem Wege der Pflichtübung erreicht werden könne. Er ließ nur die Pflicht reden, die befiehlt: „Du sollst mich achten und aus diesem Gefühl allein tun, was ich befehle". Schiller ließ aber die Anmut zur Pflicht sagen: „Ich will dir gehorchen, erlaube mir, daß ich dich lieben darf". Kant war der Ansicht, daß Schiller der Majestät des Pflichtbegriffs Abbruch getan, weil er die Anmut der Würde zugesellt. In diesem Sinn schrieb er die Anmerkung in der zweiten Auflage seiner Religionslehre und verteidigte seinen Standpunkt gegen jenen Einwurf, den ihm Schiller in seiner „mit Meisterhand verfaßten Abhandlung über Anmut und Würde" gemacht hatte.

---

* Kant, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 2. Auflage 1794.

Dieser Aufsatz, der in der neuen Thalia und dann als Separatdruck erschienen war, wurde viel besprochen, gelobt und angefeindet. An Dalberg schickte der Verfasser ein Exemplar mit der Widmung: „Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst". Und der Kirchenfürst konnte sich nicht genug tun im Preisen dieser Schrift. Er fand in Schiller den philosophischen Geist, wie die Zeit ihn brauchte.

Anders Goethe. Sein Mißtrauen wuchs, denn er fühlte sich abgestoßen, sogar persönlich verletzt durch den Aufsatz. Einige harte Ausdrücke darin bezog er auf sich und fand sein eigenes Glaubensbekenntnis in falsches Licht gerückt. Als ihm Charlotte von Kalb sagte, Schiller habe dabei wahrscheinlich gar nicht an ihn gedacht, fand er diese Auslegung noch schlimmer.

Schiller hatte mit eherner Strenge von der Weichlichkeit der Zeitrichtung gesprochen. Der Dichter des Egmont und des Tasso glaubte sich damit getroffen. „Die ungeheure Kluft zwischen unseren Denkweisen klaffte nur desto entschiedener. An keine Vereinigung war zu denken" schrieb er in den Annalen von 1794, als er sich Rechenschaft über seine Beziehungen zu Schiller gab.

Kurz nach seinem herben Urteil sollte sich die Annäherung vollziehen.

Bald nachdem Schiller in seiner neuen Wohnung am Markt geräumig und für jenaische Verhältnisse recht stattlich untergebracht war, trat Cotta mit dem fertigen Kontrakt für „die literarische Monatsschrift, die Horen" an ihn heran. „Alle darin enthaltenen Aufsätze müssen entweder historischen oder philosophischen oder ästhetischen Inhalts sein und auch von Nichtgelehrten verstanden werden können." So lautete die Grundbestimmung, auf der man die Zeitschrift errichtete.

Schiller ging mit Fleiß und Geschick daran, den Redaktionsausschuß und seinen Mitarbeiterstab zu wählen. Er war der Thalia überdrüssig, die nur mühsam ihr Leben fristete und begann die neue Aufgabe mit desto größerer Hoffnung, als er dachte, nun, wo auch vorzügliche Honorare in Aussicht standen „die besten deutschen Geister" um sich zu versammeln. „Wie viele Stücke Thalia sollen

noch erscheinen?" fragt er Göschen. „Ich bin dafür, daß wir außer dem, welches jetzt in der Arbeit ist, allerhöchstens noch zwei nachliefern, und dann die Thalia begraben. Der Abgang ist nicht so, daß Sie mehr dafür tun können und mir trägt sie ja wenig Vorteile." So verschwand die „neue Thalia" nach dem zweiten Jahre ihres Bestehens, um den Horen Raum zu geben. Als letzter bedeutender Mitarbeiter war der junge Hölderlin mit dem Schicksalslied und einem Fragment aus Hyperion erschienen. Nach und nach löste Schiller die Beziehungen zu seinen früheren Verlegern, Wallenstein wurde bereits im Plan Cotta versprochen.

Göschen war lange gekränkt, sah aber schließlich ein, daß Schiller schon um seiner Familie willen die günstigeren Bedingungen Cottas annehmen mußte und versöhnte sich bald mit seinem einstigen Autor.

Wie seinerzeit der Aufruf zur Thalia den Dichter mit den Schriftstellern der achtziger Jahre in Verbindung gebracht, wurde jetzt die Werbeschrift zu den Horen an alle gesandt, die Schiller für bedeutend schätzte, ohne Rücksicht auf ihre besondere philosophische Richtung. Er bat Goethe und Kant, er gewann in Jena Fichte und den Historiker Woltmann, in Berlin den Theaterdichter Engel, der sich bisher immer ablehnend verhalten. Er trat an Herder und Garve heran, an Matthisson und den alternden Geheimrat Friedrich Jakobi. Alle gaben ihre Zustimmung kund, nur Kant entschuldigte sich in einem sehr liebenswürdigen Schreiben. Aus dem näheren Bekanntenkreis zählten Wilhelm von Humboldt, Körner und Reinwald zu den Mitarbeitern, Dalberg meldete sich mit einigen Aufsätzen an.

Wenn die neue Zeitschrift auch einen gewissen praktischen Zweck verfolgte, ist doch leicht zu ersehen, daß Schiller bei ihrer Gründung sich vor allem für ihre ideale Aufgabe lebhaft begeisterte.

Diese Aufgabe war viel größer und weiter gesteckt, als jene, die er einst bei Gründung der Thalia im Sinn hatte. Er stand nicht mehr vereinzelt, sondern die Besten der Nation versprachen brüderlich mitzuarbeiten. Vor allem erklärte sich Goethe zufrieden mit

dem Programm und zeigte sich erfreut über die Aufforderung zur Mitarbeiterschaft.

„Man widmet sie der schönen Welt zu Unterricht und Bildung" schrieb der Herausgeber „und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen."

Seitdem ist das Horen-Programm immer wieder nachgeahmt, nachgesprochen, mit Variationen nachgedruckt worden bei der Geburt literarischer Unternehmungen.

Zu Schillers Zeit war es neu und mutig. Die Herzlichkeit seiner Zuversicht wirkte im ersten Augenblick hinreißend. „Nur der innere Wert einer literarischen Unternehmung" sagt er darin „ist es, der ihr dauerndes Glück bei dem Publikum versichern kann; auf der anderen Seite ist es aber nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Mut und die Kräfte gibt, etwas beträchtliches auf ihren Wert zu verwenden."

Hatte der junge Dichter einst in seliger Begeisterung „Seid umschlungen, Millionen" ausgerufen, so war auch der reife Mann mit einem großen Glaubensmut, mit inniger Opferfreude der Menschheit zugetan. In Erinnerung an dieses heilig brennende Feuer konnte die Nachwelt von ihm sagen, daß „der edle Schiller die Deutschen erwärmt, wenn auch noch soviel andere sie erleuchtet hätten".

Vor allem wollte er Wärme, warmes Leben bringen in die immer kälter werdende Welt des Rationalismus oder des öd unfruchtbaren Pietismus.

Den Horen war viel anvertraut durch diesen Wunsch. Wie ein anmutig tanzender Schwesternreigen sollten sie Gaben verteilen und keinen leer ausgehen lassen. Jede Stunde, mit diesen Stundentöchtern zugebracht, sollte ernsten Gewinn bringen und zu Lebensfreude rüsten. Eine mit Gürtel, eine mit Schleier, eine mit Stirnreif, eine mit Blumen, so dachte der Dichter seine Horen heranschweben zu lassen.

Was feindlich auseinanderstrebte, luden sie zu holdem Umschlingen, was kriegerisch und plump barbarisch stampfte, versuchten sie, zum

Reigen zu bekehren. Da er selbst Zufriedenheit und Beruhigung durch seine ästhetische Philosophie gefunden, drängte es ihn davon mitzuteilen, ein „Lehrer der Menschheit" zu werden, wie seine edeldenkenden Freunde, wie ein Augustenburg von ihm erwartet.

Es galt, diese Menschheit, die man meist mit leeren Phrasen abgespeist, von der Notwendigkeit des Schönen zu überzeugen, jenes Schönen vom unbefangen natürlich Sinnlichen im Gegensatz zu finster mönchischer Entsagung bis zur engelreinen, ernstesten Offenbarung — Inbegriff alles Heiligen, Ehrwürdigen — im Gegensatz zu nüchterner Nivellierungssucht, die nichts mehr zu achten, zu bewundern, mit Schranken zu umgeben für gut hielt.

Verschiedene Übel, deren Same in Schillers Zeit erst unscheinbar aufging, die aber später üppigst wucherten, hat der Denker prophetisch vorausgesehen und suchte ihnen bei Zeiten entgegenzuwirken. Gleichgültigkeit, moralische Feigheit des Einzelnen, Flucht in den Schatten der Mehrheit, gedankenloser Aberglaube, daß Mehrheit Weisheit sei, Furcht vor Verantwortung, die jede Verantwortung unendlich zerteilt, von einem zu dem anderen abschiebt, bis ein undeutlicher anonymer Brei des Unsinns straflos entstehen und sich widerlich verbreiten kann; all diesen Schäden sollten die Horen streng und zielbewußt den Weg vertreten. „Vorzüglich aber und unbedingt wird sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht."

Die erschütternden geschichtlichen Ereignisse, das innere Erleben, das tiefe Studium der Vergangenheit hatten Schiller überzeugt, daß keine Verbesserungen von außen helfen, wo die Verbesserung von innen heraus fehlt und daß diejenigen, die Tyrannen verdienen, immer Tyrannen haben werden.

Er wollte die Menschen lehren, keine Tyrannen mehr zu verdienen, sich keiner Art von Tyrannen mehr liebedienerisch zu unterwerfen.

Als einer nach dem andern, die Schiller gerufen, ihre Zustimmung gaben und ihre Hilfe versprachen, erfüllte ihn glückliche Zuversicht. Der Zeitgenosse Voltaires hoffte in diesem einen Punkt ähnlich

wie der kluge Mann von Ferney. „L'opinion fait tout, c'est à vous, philosophes, de former l'opinion."

Stolz und froh begonnen, brachten die Horen bald eine ungeheure Enttäuschung.

Zunächst aber wirkte ihr Beginn auf das fruchtbarste in Schillers Leben ein, denn angeregt von dem bunt bewimpelten Entwurf, trat Goethe mit viel freundschaftlicherem Gefühl auf Schiller zu. „Noch muß ich sagen" schrieb Goethe am 28. Juni 1794 an Charlotte von Kalb: „daß seit der neuen Epoche auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner wird, worüber ich mich freue und in seinem Umgange manches Gute hoffe."

Goethes überwiegende Interessen für die Naturwissenschaften führten ihn häufig nach Jena, wo Professor Batsch, ein Mann mit ordnend anregendem Geist eine „naturforschende Gesellschaft" gegründet hatte. Seine „Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber" kam nicht nur dem Bildungsbedürfnis der Zeit weit entgegen, sondern öffnete auch neue Blicke auf das Leben der organischen Welt. Goethe rühmte an ihm „zarte Bestimmtheit und ruhigen Eifer" und versäumte nur selten eine der von ihm geleiteten Sitzungen. Auch Schiller befreundete sich mit dem Gelehrten, vermittelte den Eintritt des Heilbronner Arztes Gmelin in die „naturforschende Gesellschaft" und ging zu deren Sitzungen, soweit es ihm die Zeit erlaubte.

In der Julisitzung begegneten sich die Dichter. „Wir gingen zufällig beide zugleich heraus" schreibt Goethe „ein Gespräch knüpfte sich an, er [Schiller] schien an dem Vorgetragenen Teil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein,

verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe."

So wandelten lebhaft sprechend die beiden hochgewachsenen Gestalten durch Jenas winkelige Gassen über den Markt und blieben in eifriger Diskussion vor dem düsteren rundbogigen Haustor der Schillerschen Wohnung stehen. Der Meinungsaustausch lockte Goethe, kurz entschlossen trat er in den Flur. Sie klommen sprechend die steile, steinerne Wendeltreppe empor, bei der ein derber Strick die Stelle des Geländers vertrat. In dem stattlichen viereckigen Vorraum legte Goethe ab. Er tritt an Seite Schillers in den geräumigen Arbeitsraum, dessen Fenster sich lichtspendend nach dem Markt öffnen und begrüßt Lotte, die erfreut den Gast willkommen heißt. Das Gespräch geht weiter.

„Da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor" erzählt Goethe „und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „„Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee"". Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe. Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen, als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich."

Aber, trotz der Verschiedenheit ihrer Ansichten, das gemeinsame Streben nach Fortschritt erkennend, reichten sie sich die Hand. Seite

an Seite zu kämpfen. Der erste Schritt ihrer Vereinigung war getan.

Man kam auf die praktischen Forderungen der Stunde zu sprechen und Goethe schließt seine Eindrücke über diesen ersten Besuch in Schillers Haus: „[Seine] Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten. Ich nahm Teil an seinen Absichten und versprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh und so besiegelten wir, durch den größten vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat."

Am 10. Juli konnte Schiller schon an Cotta schreiben, daß Goethe nicht nur Mitarbeiter der Horen werde, sondern auch in den engeren Redaktionsausschuß eintrete und sich mit der Beurteilung eingeschickter Manuskripte befassen wolle.

Über seinen Eindruck von Goethes Persönlichkeit wird sich Schiller in tiefem Nachdenken klar. Er spricht mit Humboldt über den neuen Freund und sucht sich deutlich zu machen, wie Goethe jene Fragen aus dem kantischen System beleuchten würde, die er nun mit Humboldt und Fichte durchzusprechen beginnt. Und endlich, als Goethe von einer kleinen Reise nach Weimar zurückgekehrt ist, beginnt er den eigentlichen Briefwechsel am 23. August mit jenem genial entworfenen Bild, aus dem hervorgeht, wie sich Goethe in seiner Seele spiegelte:

„Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den



Friedrich Schiller im Jahre 1794
Nach dem Gemälde von Ludowika Simanowitz
im Schillermuseum zu Marbach

Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von *innen* heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als

nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr; denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umwandeln, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis bleibt), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht."

Goethe empfing den Brief, in dem „die Summe seiner Existenz" gezogen war, mit sichtlicher Freude. Es drang Leben in seine

winterliche Einsamkeit und er fühlte aus Schillers Worten einen Hauch des Frühlings wehen. Da trat er frei aus dem abgeschlossenen Zirkel seines Daseins und streckte dem, den er bisher gemieden, die Hand entgegen: „Reiner Genuß und wahrer Nutzen" antwortet er „kann nur wechselseitig sein und ich freue mich Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir unsere Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten."

Vierundvierzigster Abschnitt

Der jetzige öffentliche und heimliche Krieg ist ein ungünstiger Moment für alles, was nicht politisch ist. Körner über die Horen

1794/95 In der zweiten Hälfte des Jahres 1794 kam ein literarischer Plan auf Schiller zu, der ergänzend neben die Horen trat und das eigentlich Poetische zu neuem Leben erweckte. Es war die Herausgabe des „Musenalmanach". Ein Verleger aus Neustrelitz, Michaelis mit Namen, dachte, vielleicht veranlaßt durch Bürgers Tod, für dessen Almanach man nur wenig Hoffnung mehr auf dem Büchermarkt hegte, Schiller für ein solches Unternehmen zu gewinnen. „Es sollte — so erklärt Goethe — eine poetische Sammlung sein, die jener meist prosaischen in der Horen vorteilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war Schiller das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm."

Guten Mutes erklärte sich der Dichter bereit und begann neben seiner Redaktionstätigkeit an den Horen mit Goethes Hilfe einen glänzenden ersten Jahrgang des Musenalmanachs zusammenzustellen, in dem außer den Beiträgen beider Dichter Herder, Haug, A. W. Schlegel und Hölderlin vertreten waren. Wilhelm von Humboldt besorgte und leitete mit Geschmack den Druck des zierlichen Bändchens in Berlin.

Nach einem kurzen Ausflug, bei dem Schiller in Weißenfels Körner begegnete und mit dem alten Freund die Wohltaten der neuen Beziehungen besprach, richtete er sich in seinem großen, recht bequem und für die Zeit elegant eingerichteten Eckzimmer dazu ein, neben dem philosophischen Denken das poetische Schaffen nicht mehr zu vernachlässigen. Der Plan zum Wallenstein wurde hervorgeholt. Humboldt, mit dem er täglich mindestens einmal zusammenkam, begeisterte sich für die Tragödie und ruhte nicht, bis Schiller aus dem Überlegen zum Anfangen kam. Auch drängten einige Gedichte zur Gestaltung. „Im eigentlichsten Sinn," bekennt der Dichter, „betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens

unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Liebevolles Ausfeilen der ästhetischen Briefe, an denen zur Veröffentlichung in den Horen eingreifend geändert wird und ein Aufsatz über „Natur und Naivheit" beschäftigen den philosophischen Geist und finden Niederschlag in der abendlichen Unterhaltung mit Humboldt, dem sich während eines kurzen Besuchs in Jena der bekannte Kunstschriftsteller und Ästhet Friedrich Wilhelm von Ramdohr gesellte.

Platonische Gedanken spielen in das Gespräch, es fällt das Wort vom Reich der Formen und wirkt anregend auf das Gedicht „Die Ideale". Obwohl der Verfasser der „Charis" und sein Werk innerlich abgelehnt werden, belebt und belehrt der Verkehr mit dem geschmackvollen, vornehmen Mann, der viel gesehen, unterschieden und beurteilt hat.

Unter den Bekannten, die — wie Schiller selbst einmal erwähnt — sein Leben bedeutsam mitbilden halfen, ja zu dessen Vollendung notwendig waren, sehen wir eine interessante Reihe jener Grandseigneurs „amis des lettres", die mit dem 18. Jahrhundert blühten und verschwanden ohne vollgültige Nachfahren zu finden.

Es gebührt diesen Herren etwas mehr dankbare Anerkennung, als sie bis jetzt in kulturgeschichtlichen Werken erfuhren.

Ein Humboldt gehört zu ihnen, ein Gleichen, ein Schimmelmann, ein Dalberg, ein Augustenburg und mancher liebenswürdige, weltkundige Herr, der wichtige Eindrücke gehabt und sie gut zu erzählen wußte, eine ganze Reihe jener feinsinnigen Prälaten und Weltleute, deren zierliche Gelehrsamkeit — Schiller nennt sie manchmal spöttisch „reichsfreiherrliche Philosophie" — kein tiefes Forschen erlaubte, aber durch kluggelenkte Unterhaltungsgaben die Geselligkeit jener vergangenen Epoche genußreich und fruchtbar machte. Im Gegensatz zu den pedantischen Vertretern eigensinnigen Fachstudiums und trockenen Brotgelehrtentums hatten diese Herrn universelle Bildung und die Gabe, ebenso gern mitzuteilen wie aufzunehmen. So bewegte sich in ihren Kreisen die Konversation

auf allen Gebieten des Wissens ohne Kleinlichkeit, ohne Prinzipienreiterei und die Stunden, die ein Großer, wie Schiller, anregend und angeregt in solcher Gesellschaft zubrachte, wirkten erquickend wie Spaziergänge im wohlgepflegten Park.

Während Lotte mit dem Kind aus Furcht vor den Blattern nach Rudolstadt geflüchtet war, verplaudert Schiller im Kreis der Schöngeister seine Abende, bis er am 14. September einer Einladung Goethes nach Weimar folgt. Er bittet nur den Gastfreund, „in keinem einzigen Stück der häuslichen Ordnung auf ihn zu rechnen, denn leider nötigten ihn seine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen“.

So betritt der sehnlichst erwartete Gast das Haus in Weimar und geht an den dunkel ernsten Statuen vorüber die breite Treppe hinauf, den Freund unter dem Bildnis der Juno Ludovisi zu begrüßen.

Seit dem Ende seiner großen Liebe war Goethes tiefstes Gemüt trotz der sinnlichen Leidenschaft für Christiane wie verwaist und vereist, nun ist es, als sei der Vereinsamte zu einer neuen Menschwerdung entschlossen bei der schmerzlichen Freude, Schiller für sich zu entdecken.

Als der Langverschmähte bündig bittet um „die leidige Freiheit krank sein zu dürfen“, was mag Goethe empfunden haben und vollends bei der feierlich gelassenen Ankündigung, die näheren Verkehr und Briefwechsel bedeutungsvoll einleitet:

„Nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerteste aus dem Brande geflüchtet ... Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen.“

Bemerkenswert ist die antike Einfachheit der Auffassung mit der Schiller den ihn belauernden Tod betrachtet.

Weder Jammer noch Furcht, wenn auch Besorgnis um die nie mehr wiederbringlichen Geistesgüter alles zur Rettung vorbereiten läßt. Keine Klage, wenn auch der glückliche Gatte und Vater eine solche wohl ausstoßen dürfte. Aber auch kein Trotz, keine schwärmerische romantische Verliebtheit in den Tod.

Der Gegenstand wird nicht mehr erwähnt, obwohl keiner der Freunde den Dritten vergessen konnte, der sich trennend einzuschleichen drohte.

Sie gehen über auf das, was ihnen der Tag bringt. Goethe hält nun den Freund ebenso fest und warm, als er ihn früher kühl von sich hielt: „So wollen wir getrost und unverrückt fortleben und wirken und uns in unserem Sein und Wollen ein Ganzes denken; um unser Stückwerk nur einigermaßen vollständig zu machen."

Was bei Goethe bruchstückartig geblieben, reift Schillers Liebe und Teilnahme unwiderstehlich. Einer wurde dem anderen die ideale Menschheit, das ideale Deutschland und einer konnte den anderen entschädigen, daß in Wirklichkeit — wie Goethe einmal traurig spottet — „die guten Deutschen so weit von ihren Dichtern saßen".

Sich selbst genau kennen zu lernen und jede Falte ihrer Gedankenwelt zu erforschen, betrachteten die Freunde als Hauptaufgabe für die Wochen in Weimar, wo Schiller Goethes Gast war und, von liebevoller Sorgfalt umhegt, seinem leidenden Zustand ganze Tage zum Gespräch abgewinnen konnte. Goethe wies auf die dramatische Kraft eines Planes hin, den Schiller sich schon längst zurechtgelegt. Dieser nahm den Rat an und wollte, nach Jena zurückgekehrt, „die Malteser" aufnehmen.

Froh das Manuskript für die Horen zu gewinnen, lauschte Schiller begeistert Goethes Vorlesung der Elegien.

Als die Zeit mit Vorlesen, Besprechen der Pläne vorüber war, beschlossen sie „einen Briefwechsel über Materien zu eröffnen, die uns beide interessieren", mit der Absicht, die Briefe später in der Horen drucken zu lassen.

In Jena fand Schiller eine Fülle von Arbeit, aber nur wenig brauchbare Manuskripte für die Horen, er kommt „über Redaktionsarbeiten kaum zu Atem" und beginnt die Last, die er sich aufgebürdet, drückender zu empfinden, als er gedacht. Nur Goethe bleibt verläßlich und seine Mitarbeit ein großer Trost.

Im Dezember schreibt Schiller an Körner: „Unsere guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, wenig; und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Ich komme daher in dem ersten Stück in eine gedrängte Lage, weil Goethe und ich fast alles dafür liefern und leider Goethe nicht die exquisitesten Sachen und ich nicht die allgemein verständlichsten ... Herder will einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul, die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe also, Herr, hilf mir oder ich sinke!" *

Trotzdem erschien das erste Stück zu Mitte Jänner und Schiller konnte am 20. dem Herzog von Augustenburg ein Exemplar übersenden. Da Schillers Originalbriefe an seinen Gönner beim Brand des Schlosses von Kopenhagen zugrund gegangen waren, sendet er ihm mit besonderer Freude das Heft, worin „einige Briefe abgedruckt sind, um darüber das Urteil der Kenner zu vernehmen, ehe [der Dichter] die letzte Hand an das Ganze legen" kann.

Cotta war mit dem anfänglichen Erfolg zufrieden. In dem Begleitbrief, den er den Belegexemplaren beilegt, meldet er, daß den Bestellungen nach „die bis jetzo darauf eingegangen sind", die Erwartungen groß scheinen. Aber der menschen- und geschäftskundige Verleger verhehlte seinem Herausgeber gegenüber nicht, daß dieser seine Tätigkeit des Musenalmanachs halber zersplittere und schreibt: „Eben deswegen wünschte ich, daß Sie jede andere Unternehmung einstweilen wenigstens beiseite legten ... Ich beschwöre Sie deswegen bei allem, was Ihnen lieb ist, dies fürs erste als Ihr liebstes Kind zu pflegen. Es wird alsdann zuverlässig

* An Körner 29. Dez. 94.



Charlotte Schiller, geb. von Lengefeld
Nach dem Ölgemälde von Ludowika Simanowitz 1794

Ihre Zärtlichkeit belohnen. Wenn Sie aber ihre Kräfte für mehrere Unternehmungen verteilen, so bin ich für diese besorgt."

Sofort nach dem Erscheinen des ersten Horenheftes machte es den Eindruck, als käme die Zeitschrift einem Verlangen des Publikums entgegen. Die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter wirkten. Cotta nennt den Beifall ungeteilt, Schiller fühlt sich ermutigt und beruhigt den Verleger, daß den „Horen kein Abbruch durch Nebenunternehmungen geschieht". Er bestimmt dem Musenalmanach nur ungefähr sechs Wochen des Jahres. Nach einigen Enttäuschungen aber, die der geschäftliche Verkehr mit Michaelis gebracht, übernimmt Cotta für weitere Jahre auch den Verlag des Musenalmanachs.

Wie man nicht nur aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ersieht, sondern aus allen Aufzeichnungen der nächsten Jahre, bemühen sich beide Freunde ernstlich um die Horen und setzen große Hoffnungen auf die zierlichen Heftchen.

Da ist es traurig zu bemerken, wie schnell der scheinbare Erfolg des Anfangs zurückgeht und daß die angewandte Sorgfalt meist verlorene Liebesmühe war. Man fühlt sich versucht, staunende Empörung über die Zeitgenossen der Klassiker zu empfinden, die einer von ihren größten Männern liebevoll ins Leben gerufene Erscheinung gleichgültig oder gehässig gegenüberstanden.

Um nicht ungerecht zu sein, darf man sich aber der Einsicht nicht verschließen, daß Schiller, der sich viel auf seine Tätigkeit als Redakteur zu gute tat, gerade zu dieser Arbeit weniger geeignet war, sobald ein praktischer Standpunkt in Frage kam. Er hatte mehr Liebe, aber scheinbar nicht mehr Fähigkeit zum Beruf des Redakteurs wie zu dem des Regimentsmedikus. Denn zum Beruf eines Redakteurs gehört in erster Linie Verständnis für selbstverständliche Mittelmäßigkeit und deren nicht unberechtigte Ansprüche auf harmlose und geistig wenig anstrengende Lektüre.

Ein Genie kann sich aber zu allem eher zwingen als zu solchem Verständnis und zu eigener entsprechend mittelmäßiger Produktion, wie sie in den Rahmen einer vielgelesenen Zeitschrift paßt.

Die verschiedenen beliebten „Journale“, die den Horen Konkurrenz machten, waren als solche entschieden besser zusammengestellt. Nicht nur die Blätter, die dem „gebildeten Frauenzimmer“ gewidmet waren, auch die ernsteren, von Männern der Wissenschaft einer anmutigen Gelehrsamkeit eingeräumt und jene, die sich literarisch gaben wie der Merkur oder die verschiedenen Almanachs paßten in jeden Salon, in jede Laube empfindsamer Gärten, in jede Wohnstube des gemütlichen Bürgerhauses. Sie verschmähten keine Moderichtungen und vermieden, was verletzen oder ermüden konnte.

So mundgerecht und anschmiegend für das Publikum wurden die Horen nicht. Nicht nur, weil sie nicht wollten, sondern auch, weil sie es nicht konnten. Die versprochenen Mitarbeiter blieben aus und es fand sich kein geeigneter Übergang von der Höhe der beiden Klassiker zum Niveau des großen Lesepublikums. Wenn je ein Klassiker harmlos sein möchte, gelang es ihm höchstens, wie es Goethe einigemal geschah, sehr wenig unterhaltsam zu sein.

Auch heute würde der Beitrag eines Genies in einer ruhig ihres Weges schreitenden Zeitschrift wahrscheinlich eine Katastrophe sein, wie etwa Schillers „Götter Griechenlands“ für Wielands friedlichen und beliebten Merkur. Damals war der Rahmen des Merkur unliebsam gesprengt, ein großer Teil der Leser erschrocken, ein anderer gelangweilt, ein dritter unangenehm aufgerüttelt. Auch nach den ersten Heften der Horen ging es ähnlich. „Sie werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen,“ schrieb Schiller* nach dem Erscheinen der ersten Hefte „besonders meine Briefe, aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu replizieren.“

Durch die immer enger werdende Freundschaft von Schiller mit Goethe entstand wohl auch eine Täuschung über die normale Aufnahmefähigkeit des Publikums. Weil einer den anderen so gut verstand, so schnell und vollkommen erfaßte, wurde es ihnen vielleicht um so schwerer, richtigen Einblick in kleinere Geisteswelten

* An Körner 2. Dez. 95.

zu nehmen und sie gaben sich der Hoffnung hin, Geist wie Gemüt des ihnen so weit entlegenen Publikums mit einer Eile zu entsiegeln, die auch der Zaubermacht reifer Kunst nicht glücken kann.

Behäbig dahinwandelnde Leser, sorgfältig trippelnde, eigentlich literarisch nur zum Naschen gestimmte Leserinnen wurden von Schiller gleichsam beherzt an den Händen gefaßt und auf die steilen Pfade erhabener Betrachtung hinaufgezogen durch die „Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschen". Und wollten sie, außer Atem gebracht, in den von Goethe betreuten Hain flüchten, stießen sie entsetzt im heimlichen Laub auf freimütig nackte, höchst heidnische Gestalten.

Es war manchem aus dem Kreis der Besten und Gebildetesten unerfindlich, wie Schiller die losen Epigramme und Elegien aufnehmen konnte. Der Prinz von Augustenburg spricht sich dagegen aus und Karl August von Weimar schreibt an Schiller sehr scharf über den Beitrag seines Freundes. Der Brief (9. Juli 95) endet mit den bezeichnenden Worten: „Aber ich sollte doch glauben, daß alle diejenigen, welche durch den Namen, den ihnen das Schicksal verliehen hat, zu Vorstehern und Stammhaltern des literarischen Volkes gestempelt sind, diese Launen verbannen sollten. Verzeihen sie es meiner Empirie, wenn ich irre."

Zu Schillers Entschuldigung wurde wohl angeführt, daß er dem älteren Meister gegenüber keinen Einspruch gewagt und, wie er selbst mit Belustigung berichtete, ließen schon hier — wie später beim Xenien-Krieg — seine Verehrer und Verehrerinnen ihn als den Verführten, den schlimmen Goethe als den Verführer gelten.

Diese Entschuldigung ist heute nicht mehr aufrecht zu halten. Schiller handelte selbständig und bewußt, ja er war sogar, wenn es je eine tolle Laune galt oder einen Schabernack eher der Anstifter. Sobald es leidlich mit seiner Gesundheit ging, verstand er wie kein anderer zu lachen und zu necken und sein Gefühl war viel zu rein, um Goethes Versuche mit antiker, einfach natürlicher Weltanschauung zu spielen, in Gedanken mit Properz, Tibull, Catull zu tändeln, anders als freudig aufzunehmen.

Beide Dichter waren einmütig in Verachtung und Widerwillen gegen die romantische Überspannung und süßliche Muckerei, die eben damals die Gemüter zu vergiften begannen und seither genug Schaden angestiftet haben. Bald mit Spott, bald mit Schmerz betrachten sie den Anfang jener widerwärtigen, krankhaften Gehirnsinnlichkeit, der nordische Intellektuelle leicht verfallen. Ihr durchaus gesundes, unverbildetes und kraftvolles Wesen sträubte sich gegen diese Verwirrung und nötigte sie, ihr Trotz zu bieten.

Goethe stellte der Gehirnsinnlichkeit alle schelmische Liebenswürdigkeit antiker Auffassung entgegen, Schiller vertritt Würde und Anmut des natürlichen Gefühls und verfolgt mit Grimm alles Kleinliche, Affektierte und romantisch Übertriebene.

Die Gleichgültigkeit oder Feindlichkeit, die den Horen begegnete, ließ Schiller fürchten, er habe das gute Korn auf unvorbereiteten Boden gesäet und vor allem müsse die unerquickliche Arbeit geschehen, wenigstens ein kleines Teil zu roden von Distel und Dorn.

Solche Disteln und Dornen, die der Aufnahmefähigkeit des Publikums für Leistungen ernster Autoren hinderlich sind, weil sie mit widrigem Gestrüpp die Saat ersticken, gab es schon genug in den kleineren Verhältnissen damaliger Zeit. Es blieb den Klassikern erspart, das Zeug zu einer Art Urwald werden zu sehen, wie es später geschah. Sie kränkten sich schon über die verhältnismäßig bescheidene Wildnis. Freilich waren zu ihrer Zeit die meisten grundlegenden Faktoren vorhanden, deren Schößlinge dann wuchern sollten: Aufgeblasenheit, Dünkel, Muckertum, alle Sorten von Pedanterie. Auch den literarischen Diebstahl gab es schon in mannigfaltiger Spielart vom gröblichen Einbrechertum bis zur raffiniert eleganten Kleptomanie. Das geschmackvolle Verfahren sich mit fremden Federn zu schmücken, in dem man Stellen aus dem beraubten Schriftsteller mosaikartig, doch ohne das Zitat zu bekennen, dem eigenen Opus einverleibt, ist nicht etwa eine Erfindung der Neuzeit. Schiller erwähnt halb lachend, halb geärgert, wie es ihm zustößt seine eigenen Worte „ipsissima verba“ da und dort unerwartet zu lesen.

Fünfundvierzigster Abschnitt

Es ist das Turnier eine gute und heilige Sache. Es stärkt den Mut und die Kraft. Aber man muß stoßen können. Fränkischer Ritterspiegel

Goethe weilte, dem Freund nahe zu sein, manche Woche in Jena. Seiner Arbeit, dem „Wilhelm Meister", brachte Schiller liebevolles Verständnis entgegen, er bekam beim Lesen „ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit". Der Plan zu einem Trauerspiel „die Befreiung des Prometheus" gab Anlaß zu tiefgründigen Gesprächen über die dramatische Kunst. 1795/96

Die Nähe dieses Freundes bewirkte mehr als andere Beweggründe, daß Schiller einen Ruf in die Heimat ablehnte. Die Universität Tübingen bot ihm eine ordentliche Professur der Philosophie an mit kleinem, aber festem Gehalt, der in der Folge steigen sollte. Doch teilnehmend am Schaffen Goethes, vom eigenen Planen und Arbeiten vollauf in Anspruch genommen, entschließt er sich, der neuen Heimat treu zu bleiben: „Ich würde Jena und meine hiesige, freie Existenz mit keinem anderen Ort der Welt vertauschen," schreibt er an Körner (5. April) und dem Staatsrat von Voigt teilt er offiziell mit: „Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in keinem so kleinen Umfang so viel vorzügliche Menschen findet."

Auf den Redaktionstisch der Horen kam unter anderem eine Reihe von Aufsätzen über platonische Philosophie von Schillers altem Freund Erhard aus Nürnberg. Da Cotta, der mit der Messe noch „ziemlich" zufrieden war, mehr Abwechslung wünscht, wird der Aufsatz gern angenommen. Man ist sehr verlegen um Beiträge, denn „das siebente Stück," schreibt Schiller im Mai, „steht noch ganz in Gottes allmächtiger Hand."

Trotzdem sieht er sich aber genötigt, einen Beitrag von Fichte abzulehnen, dessen „trockene, schwerfällige und — verzeihen Sie es mir — nicht selten verwirrte Darstellung ihn schon an sich

von den Horen ausschließen," wie er im ersten Entwurf eines Briefes schreibt. Von dieser, wenn auch endgültig in milderer Form erfolgten Ablehnung an entsteht Fehde mit dem Philosophen, der sich tief gekränkt bald auf die Seite von Schillers Gegnern schlagen sollte.

Im August rundete sich der Musenalmanach zu einem stattlichen Band. Goethe gab 150 Epigramme, Herder verschiedene Stücke und Schiller selbst fünfzehn größere und kleinere Gedichte, die ersten poetischen Gaben seit langen, der Dichtkunst abgewandten Jahren. Es sind „die Poesie des Lebens" darunter, die „Macht des Gesanges", „die Ideale", „die Würde der Frauen" und „Pegasus im Joch", außerdem einige Epigramme.

Die Freunde der beiden Dichter sind entzückt, jeder wählt, seiner Eigenart entsprechend ein Lieblingsgedicht. „Mich amüsiert der sonderbare Widerspruch zwischen Euch vier Kunstrichtern" — sagt Schiller zu Humboldt — „jeder hat einen anderen Liebling unter meinen Stücken, Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Gesanges und Herder den Tanz."

Manche der liebenswertesten Gedichte Schillers umschwebt gleichsam noch ein Hauch von Rokokoanmut mit holder Selbstverständlichkeit. Wie die Maler, die Zeitgenossen seiner Jugend waren, innig mit mythologischen Gestalten umgingen, winkt er vertraut dem bläulichen Gott im Schilf bei seinem philosophischen Spaziergang (der unter dem Namen „Elegie" die Horen von 1795 schmückte), denkt an Mulciber, wenn die Funken in der Dorfschmiede stieben und sieht bedeutsam, wie Kybele selbst die Stadt segnet, die er symbolisch träumt, wie die antike Polis heilig, eine Stadt nicht nur aus Steinen, sondern aus lauter verbundenen Herzen gebaut und gedacht.

Damit die Notwendigkeit lieblich und nicht schrecklich sei, löst sie sich überall in Göttliches auf.

Die schelmischen Erzählungen wie „Pegasus im Joch" und „die Teilung der Erde" sind mit der Bonhomie eines Lafontaine erzählt. In solchen lacht und lächelt der Dichter, wie Mozart lachen und lächeln konnte.

Ernste Dichtungen, wie das Reich der Schatten, tragen sich wie Glucks Arien gemessen, hoheitsvoll auch im Weh und auch im Weh nicht ohne antikisierende Anmut.

Erst in den großen Tragödien, die nun bald mit Wallenstein beginnen, entflieht Schiller dem Bezirk seines Jahrhunderts und wird zeitlos aus tiefster Einsicht. Seine umfassenden Studien hätten ihm erlaubt, der Geschichte sklavisch treu zu werden. Aber er weiß, daß nur die Wahrscheinlichkeit, nicht die Wahrheit in der Historie zu finden ist, daß nicht der Antiquar und Archäolog, sondern einzig der Dichter Recht behält. So gräbt er sich nicht ein, sondern schaltet frei, den Himmel nie durch Maulwurfsarbeit aus den Augen verlierend.

Befreit von vielem, was die Seele beengt hatte, tritt er in den philosophischen Briefen trotz aller Feindschaft und Mißverständnissen, die ihm entgegengebracht werden, immer sicherer und stolzer auf. Während Goethe diese Philosophie „einen köstlichen unserer Natur analogen Trank“ nannte, getrauten sich anonyme Abonnenten und gelehrte Nörgler ihn zu verspotten „als einen Professor der alles zermalmenden Philosophie“.

Schon im August ihres ersten Jahrgangs klagte Schiller Humboldt gegenüber, daß er mit den Horen die Hoffnung aufgäbe: „Nicht allein deswegen, weil es zweifelhaft ist, ob uns das Publikum treu bleiben wird, sondern weil die Armut am Guten, die kaltsinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen mir die Lust mit jedem Tag raubt. Ich werde zwar nicht vorsätzlich zum Untergang des Journals beitragen, aber es auch nicht sehr emsig in seinem Falle zu halten bemüht sein.“

Bei seinem leidenden und nur selten schmerzensfreien Zustand ermüdete ihn die Redaktionsarbeit, die ohne sichtbaren Erfolg zu bringen an seinen Kräften zehrte. „Auch mein altes körperliches Leiden,“ schreibt er im September, „setzt mir diesen Sommer sehr hartnäckig zu und macht mich ununterbrochen zum Gefangenen meines Zimmers. Aber gottlob der Geist ist noch frisch und der Mut auch. Ich habe mich seit einigen Monaten aus der metaphysisch-

mephitischen Luft in den freien und warmen Himmel der Poesie herausgerettet, der mir wohl tut*.

„Lyrische Stimmung" nennt er seinen Zustand und möchte ihn benutzen an „die Malteser" zu gehen. Die Tragödie soll Chöre enthalten und damit dem lyrischen Empfinden starken Ausdruck verleihen.

Ein grober Ausfall des Hallischen Professors Wolff gegen einen Horen-Aufsatz Herders brachte Aufregung in den ganzen Redaktionsausschuß. Herder wollte nicht antworten und Schiller beschließt selbst „mit einigen Worten zu replizieren".

Zornentbrannt findet er lächerlich, daß die Anfänger in der Philosophie und die Schmierer zu Leipzig und Halle im Namen Kants über die ästhetischen Briefe ergrimmt sind, „währenddem Kant, selbst der kompetenteste Richter in dieser Sache, mit Bewunderung davon spricht"**, obgleich Schiller ihn in mehreren Punkten zu widerlegen versucht hatte. Und Goethe schreibt er: „Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre Ecclesia militans — die Horen meine ich."

Schiller hatte, wie sein Briefwechsel oft genug kundgibt, aufrichtige Freude an jungen Talenten. So begrüßte er dankbar A. W. Schlegel, obwohl dieser ein poetischer Sohn des von ihm nur wenig geschätzten Bürger war. Er freut sich, den Aufstrebenden für die Horen und für den Freundeskreis in Jena gewonnen zu haben.

Schlegel, dem ein wahres Genie der Einfühlung erlaubt, sich in die verschiedenste Denk- und Dichtweise zu begeben, weiß Schillers Vers und Prosa, ja dessen philosophische Ideen genau nachzubilden.

Er und seine Gattin, die geniale Karoline, die er als Witwe trotz ihrer sehr stürmischen Vergangenheit vor kurzem geheiratet hat, werden im Schillerschen Hause sehr freundlich aufgenommen. Freundinnen aus der Hofgesellschaft tadeln sogar Lottchens Entgegenkommen.

---

* An Voigt.

** An Cotta 30. X. 95.

Eine höchst unangenehme Überraschung war es nun, als der sechsundzwanzigjährige Friedrich Schlegel, August Wilhelms Bruder, seine ersten Versuche als Kritiker damit einweihte, den Horen eine vernichtende Rezension zu bescheren.

Die Beweggründe dieses heimtückischen, gänzlich überraschenden Angriffs sind nicht sehr klar. War es Wichtigtuerei, jenes Bestreben, sich selbst schnell in Ansehen zu bringen, das schon so manchen Kleineren veranlaßte, sich hämisch an den Größeren zu wagen? War es ein Plan, die Horen mit kräftigem Ruck zu stürzen und damit Raum für eine eigene Zeitschrift zu schaffen? Tatsächlich erschien ja das Athenäum der Brüder Schlegel sofort, als die Horen zu Ende gingen.

Schiller war besonders empfindlich, was die Horen betraf, die trotz aller Mühe, allen kostbaren Zeitaufwands nicht recht gedeihen wollten.

Er stellt August Wilhelm, seinen bisherigen Mitarbeiter, zur Rede wegen des brüderlichen Angriffs.

Im November kam Goethe wieder auf längere Zeit, man saß in Schillers Stube von fünf Uhr Nachmittag bis nach Mitternacht zusammen, sprach über Kunst und Natur „in Goethes solider Manier immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen", beschäftigte sich so eingehend mit den Werken der Antike, daß Schiller Lust bekam griechisch zu treiben und flüchtete vor den Schwarmgeistern des deutschen Parnasses in den „ästhetischen Himmel".

Doch als Schiller ein neues Stück der Horen in Angriff nimmt, fragt er an: „Vielleicht haben Sie auch Lust, in diesem Stück den Krieg zu eröffnen?" Und in den letzten Briefen des Jahres taucht der Plan auf, mit allen, die ins poetische Feld reiten, eine kräftige Lanze zu brechen.

„Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig", schreibt Goethe an Schiller „und muß ausgeführt werden."

Nachsicht gegen Schlechtes und Jämmerliches ist durchaus keine Güte, sondern Schwäche.

Angesichts der Verpöbelung, die der gesamten deutschen Literatur

drohte, empfanden es die großen Dichter als Pflicht beherzt und laut ihre Meinung zu sagen.

Sie haben darin ein großartiges Beispiel gestiftet.

Wenn sie auch manchen Spaß an dieser neuen und freien Übung ihrer Kräfte fanden, so war es doch durchaus nicht nur übermütige Laune, die sie nach dem Pfeilköcher der Xenien greifen ließ.

Der Kampf zwischen Riesen und Pygmäen ist für die Riesen nicht ausschließlich lachhaft, sondern kann auch sehr unangenehm werden. Denn die Pygmäen sind in der Überzahl, und geheimer Bosheit voll kriechen sie aus allen Ecken und Enden, wimmeln aus jedem Gebüsch, fallen von jedem Ast herunter und es braucht ungewöhnlichen Mut, ungewöhnliche Geschicklichkeit sich mit Erfolg des Schwarmes zu erwehren. Die Kriegserklärung der Riesen gegen die Pygmäen, die sie schon lang unverschämt plagten, barg wirklich Gefahr, sie zogen sich ewige Feindschaften zu.

Nur einer übte an Schiller eine schöne Rache, die aufgezeichnet zu werden verdient. Es war Jacobs, den die Dichter wohl irrtümlich für den Autor einer schlechten Horenrezension hielten und den Schiller deshalb als Widder in das Zeichen des Tierkreises setzte (1796).

> Auf den Widder stoßt ihr zuerst, den Führer der Schafe;
> Aus den Journalen heraus sticht sein gewundenes Horn.

Lang nach Schillers Tod schreibt Jacobs im Stuttgarter Schilleralbum (1837):

> Widder im Tierkreis hieß ich dir einst. O wär ich es! Freudig
> Brächt ich mein Vließ den Beherrschern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld
> Und du, Göttlicher, kehrtest zurück zu den sehnenden Völkern.

Daß beide Dichter sich damit vergnügten, die ihnen zuteil gewordenen Rezensionen mit Xenien wieder zu rezensieren, war übrigens einer ihrer gelungensten Scherze. Der Brauch, daß Leute, die selbst nicht schreiben können, die Schriften solcher, die schreiben können, mit Herablassung begutachten oder nach Maß eigener Vortrefflichkeit aburteilen, war aber nicht auszurotten.

Die meisten der vom Dichterpaar Angegriffenen waren durchaus

nicht so harmlos wie der reumütige, wahrscheinlich überhaupt verkannte „Widder". Sie verdienten weidlich ein vollgerüttelt Maß heiligen Zornes.

Sie bildeten den Chor des Philistertums, die feige Allgemeinheit, die sich aus dem Mittelmäßigen zusammensetzt und hatten es insbesondere auf die vornehme Freiheit der Horen abgesehen. Mörderisch drangen sie auf die Zeitschrift ein, so daß schon vom praktischen Standpunkt aus eine Abwehr geboten war.

Aber wenn auch der praktische Standpunkt allein den Krieg genügend rechtfertigte, es handelt sich durchaus nicht nur um eine Literatenfehde, die man heute als Kuriosität zerstreut betrachten und abtun könnte. Der Kampf, in den die größten deutschen Männer ihrer Zeit so energisch zogen, war ein heiliger Krieg. Er wird feierlich angekündigt: (1. u. 2.)

Saiten rühret Apoll, doch er spannt auch den tötenden Bogen,
Wie er die Hirtin entzückt, streckt er den Python in Staub.
Wünscht ihr den Musageten zu sehn, gebt Boden und Freiheit,
Hier auf dem schmalen Rain ist für den Schützen nur Platz.

Durch Bosheit und Dummheit sieht sich das Dichterpaar zurückgedrängt auf schmalen Rain. Aber es bescheidet sich nicht, es zieht aus knabenhaft fröhlich und doch männlich heldisch die Prinzessin vor schrecklicher Umarmung zu retten. Nackt und zitternd, hilflos angeschmiedet ist die edle Jungfrau Schönheit, die Dame, der sie inbrünstig ritterlich ihr Leben lang gedient. Und ekelhaft, possierlich und greulich zugleich naht ihr der Python „Gemeinheit".

„Nichts ärgert die Gemeinheit wie das Ungemeine."

Im alten Ephesus sollen die Bürger, der Sage nach, jeden, der unter ihnen hervorragte, hinausgeworfen haben mit der naiven Begründung: „Wer unter uns außerordentlich sein will, mag es wo anders sein".

Deutschland barg damals sehr viele solcher Epheser, die Goethe und Schiller gern los sein mochten, und kehrten beide Klassiker heute wieder, ist sehr zu befürchten, daß sie noch immer solche Epheser finden würden.

Auf der Mittagshöhe ihrer Gewalt, beschlossen beide, sich von den zeitgenössischen Ephesern nicht zur Seite drängen zu lassen, sondern deren Dummheit und Niedertracht in der Art, in der sie es verdiente, mit der Waffe des Lächerlichen anzugreifen.

Nichts stärkt eine echt männliche Freundschaft so sehr wie ein gemeinsamer Haß gegen das Niedrige, wie eine einig gefühlte und geführte Fehde.

Engeres Zusammenleben der Dichter war das Ergebnis des Xenienabenteuers, ein Dienst, den die Niedertracht dem Edelsten erweisen mußte, denn schließlich sind alle schlimmen Dinge von gehöriger Ferne betrachtet wie Mephisto selbst, der stets das Böse will und Gute schafft.

Schiller und Goethe arbeiteten so eng ineinander verschränkt, daß sie mit fröhlichem Mutwillen eine Unmöglichkeit des Sonderns versicherten. Philisterei und deutsches Stolpern über Strohhalme nannte Goethe den Versuch hier nach Eigentumsrecht zu trennen und erklärte später zu Eckermann: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein!"

Nachdem Goethe den größten Teil des Januar in Jena verbracht und im Februar die Epigramme, durch die Botenfrau, hin und her gelaufen waren, zwischen

„Weimar-Jena, der großen Stadt
Die an beiden Enden viel Gutes hat.*

sprach sich Schiller Humboldt gegenüber in Bezug auf das Gemeinsame der Arbeit aus: „Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich sein unseren Anteil an dem Werke zu sortieren. Denn da das ganze einen laxen Plan hat, das einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen."

Indessen hat philologischer Fleiß die Sonderung teilweise voll-

---

* Goethe.

zogen und den besonderen Anteil Schillers sowohl am allgemeinen Plan wie an der Ausarbeitung der einzelnen Monodistichen ziemlich festgestellt.

Dies scheint mir nicht nur philologischer Kleinkram zu sein sondern viel wichtiger für das richtige Verständnis Schillers, als bisher allgemein angenommen wurde. Genaue Kenntnisnahme der Xenien hätte manche Verzeichnung verhütet und vor allem die Aufrichtung eines süßlich-moralischen Schillerideals speziell ad usum delphini unmöglich gemacht.

Immer war es verwunderlich, wie dieses verzuckerte Idealbild der Biedermeierzeit, dieser unaussprechlich brave Schiller aus dem Lesebuch, sich mit dem unverbesserlich heidnischen, hoffnungslos „unartigen" Goethe befreunden konnte. Daß dieser Schiller die freundschaftliche Schwäche gehabt als Redakteur der Horen die schlüpfrigen Verse der römischen Elegien aufzunehmen, war seinen Verehrern und Verehrerinnen der prüden Generationen, auch den älteren Damen seiner eigenen Familie sehr unangenehm und man suchte „den bedauerlichen Fall" möglichst stillschweigend zu übergehen. Auf solchem dem besonderen Zeitgeist entsprechenden Mißverständnis beruht die heftige Verkennung, die Schiller von einer anderen Generation widerfuhr. Wenn er und Nietzsche, die beiden großen Dichterphilosophen sich auf der Asphodelenwiese begegnen, werden sie vielleicht besonders einig zusammen wandeln im Zwielicht des Dämmerlandes. Sie müßten sich alsdann sehr darüber belustigen, daß Nietzsche Schiller einen Moraltrompeter nennen konnte. Mit mildem Vorwurf dürfte der Dichter dem Nachfahren die Unkenntnis seiner Xenien vorwerfen und ihm einige zitieren, die den gemeinschaftlichen Standpunkt deutlich genug vertreten. Außer dem bekannten Spruch an die Moralisten, zeigt ihn am deutlichsten das Distichon:

> „Herzlich ist mir das Laster zuwider und doppelt zuwider
> Ist mir's, weil es allein nötig die Tugend gemacht."

Gelassen philosophierend könnten sie zu dem Ergebnis kommen, daß sie sehr ähnlich auf Erden träumten.

Gemeinsam ist allen großen Denkern der feste Glaube an Erhöhung des Menschentums, die alle Schranken weit hinter sich läßt, und Ingrimm gegen das Gemeine, das solche Aufrichtung immer wieder erschwert und vernichtet. Gemeinsam, wenn auch nicht allen gleich klar bewußt, der Widerwille gegen die Geschmacklosigkeit, obwohl dieselbe auf den ersten Blick harmlos erscheint und nicht wert, so grimmig gehaßt zu werden. Allein sie hat eine nahe, sehr üble Verwandtschaft, die überall mit ihr auftritt und so ist die Antipathie nicht nur gerechtfertigt sondern für den großen Mann eine Lebensfrage.

„Les habitudes intellectuelles ont aussi leur retentissement moral" (Poincaré). Schlechte Denkgewohnheiten erzeugen schlechte Fühlgewohnheiten und umgekehrt. Das Vergnügen an Minderwertigem bringt überraschend schnell herunter.

Eine große Zeitung der Gegenwart brachte jüngst nach Besprechung der traurigen deutschen Theaterverhältnisse die Anspruchslosigkeit des Publikums zur Sprache und endete mit dem Seufzer: Das Publikum hat die Autoren, die es verdient.

Mit solchen Seufzern wollten es Goethe und Schiller nicht bewenden lassen. Sie wollten nicht ertragen, daß Deutschland nur ihren unreifsten Produkten, dem Werther, den Räubern zugejubelt, nun aber, da sie sich schmerzvoll bis zum Höchsten ihres Wesens gesteigert, den vollkommenen Werken seiner Großen, den schon vorhandenen und den künftigen, entfremdet werden sollte.

Klarheit, das beste und schwerste, das erquickendste und stärkendste bot der doppelte Quell aus der Höhe, aber mit ungesundem abgestandenem Wasser wollten sich die Bequemen da unten begnügen.

Was Schiller und Goethe zusammen befehdeten, waren erstens die kleinen und großen Tintenpiraten, die große Partei der gemeinen Schelme und zweitens die noch größere Partei der Dummen, Nachtreter und Nachbeter der Schelme. Auf ein Narrenschiff würden alle zusammen verladen, die Philister, Moralschnüffler, Pietisten, Pseudo-Platoniker und Pseudo-Kantianer, die Pedanten

aller Art, die Schwärmer und Verzückten, die Heuchler jeder Beschreibung.

Aber der große Schotte Carlyle, der nicht einmal die Xenien kannte, durchschaut wie kein anderer die Gesinnung Schillers, indem er ihm das Lob spendet am allerfreiesten vom „Cant", von selbstgefälliger, selbstgerechter Heuchelei zu sein.

Ein Lob, das gewiß den Dichter gefreut hätte, denn seine mit dem Herzen erdachte ästhetische Philosophie, die er nun zum Abschluß bringt, schließt jede Möglichkeit des „Cant" aus.

Diese Philosophie ist durchaus nicht so dunkel, wie es die Leser der Horen fanden. Deutlich liegt die Grundidee vor dem Beschauer des ganzen Gebäudes, wie sie auch in den Xenien und anderen Schriften oft und ausführlich dargelegt ist. Man kann von der Kunst nicht verlangen, daß sie moralisch sei, aber man kann von ihr verlangen, daß sie nicht unmoralisch sei. Ihr liegt es ob, den Boden zu lockern, daß er guten Samen aufnehmen und Erntesegen tragen kann.

Goethe wie Schiller fassen den Beruf des Dichters mystisch tief, sie wissen, wie allgewaltig das Wort ist, das bilderweckende, denn Bilder sind es, die das Tun der großen Mehrzahl bestimmen. Grundsätze und Überzeugungen der meisten Menschen sind gleich wohlverwahrten Erbstücken, die man bei feierlichen Gelegenheiten vorzeigt, aber kaum je in Gebrauch nimmt. Was die Mehrzahl beherrscht, sind nicht Grundsätze oder Überzeugungen, so vortrefflich der Besitzstand an solchen sein mag.

Dieses flüchtige Geschlecht gehorcht zumeist flüchtigen Vorstellungsbildern, die oft von recht primitiven Reizen herrühren, wie im Traum die Bilder wechseln. Aber Worte sind es, die über die Zauberei der Bilder Zaubermacht besitzen.

Worte! Und ein Schloß springt auf, eine zwingende Vision erscheint.

Niemand hat noch genau den Zusammenhang zwischen Wort und Bild erklären können, diesen Schlüssel aller Kultur. Aber die großen Dichter sind so große Herren, weil sie Herren des Wortes sind und somit Schöpfer.

Denn ohne zwingendes Bild wird nichts getan.

Auch nichts versäumt. Die Versäumnis, die krankhafte Bilderentwicklung im Menschen veranlaßt, muß mit allen Mitteln bekämpft werden.

So beschlossen die großen Freunde in Schillers Eckstube zu Jena, eng beisammen, oft auf dasselbe Blatt schreibend oder hin und her die Blätter sendend zwischen Weimar und Jena oder in Goethes, mit Erinnerung an die klaren Bilder der Antike erfülltem Wohnraum.

Besonders merkwürdig an den Xenien, die bis jetzt nur zu sehr als literarisches Kuriosum betrachtet wurden, ist der durch die losen Pfeilbündel erbrachte Beweis von Schillers gewaltiger satirischer Begabung.

Sein kurzes Leben vergönnte ihm nicht diese Saite seines unermeßlichen Könnens in volles Licht zu rücken, obwohl einige Stellen des Wallenstein genügend dartun sollten, daß Schillers Milde nichts weniger war als seichte Gutmütigkeit. Das Verachtenswerte konnte er furchtbar, wie ein gekränkter Gott mit Zorn überschütten und strafen.

Auch das Winzige verschmäht sein Zorn nicht.

„Was mich bewegt, das Kleine mit Spott und mit Ernst zu verfolgen?
Weil es das Kleine nur ist, welches das Große verdrängt."

Wie merkwürdig modern klingt dieses streitbare Verslein!

Die einzelnen Persönlichkeiten, die von den Klassikern in den Staub gestreckt wurden, sind längst vergessen und in vielen Fällen hat nur die Ehre dieses Kampfes ihren Namen aufbewahrt.

Aber als Träger gewisser feindlicher Gedanken waren sie nicht ganz zu vertilgen und leben jeweils wieder auf.

Es täte not, daß die deutschen Geistesheroen von Zeit zu Zeit mitten auf den Markt träten, wenn unverschämt mit geistigen Gütern gefeilscht wird. Es täte not, daß sie die gewaltigen Brauen runzelten, ihre Lippen in Spott kräuselten und immer wieder mit dem Donner ihres homerischen Lachens die gemeine Brut in Schrecken jagten.

Schwer ist es ohne Bitterkeit den Lauf der Welt zu betrachten, wo auch die scheinbar zertretenen Irrtümer und Dummheiten immer wieder triumphieren, als hätten sie gleich den verwegensten Unkräutern die alleringeniösesten Fortpflanzungsmittel, um siegreich die Erde zu erobern.

Was bleibt von den erhabensten Systemen, den Religionen, den Philosophien, im Allgemeingut der Menschheit? Scheinbar nichts als irgend ein Mißverständnis, ein sinnlos nachgeplappertes Schlagwort. Es stünde schlimm um die Geistes- und Herzensarbeit der Großen, wenn nicht etwas Geheimes, Unausgesprochenes von ihnen ausging und fortwirkte still, unsichtbar, dann endlich zutage tretend als ungeahnte Offenbarung, als leise einhergegangener Fortschritt.

In den Xenienkampf spielt ästhetische Betrachtung und Pläne zu ernsten Werken verdrängten den manchmal lustigen, manchmal bitteren Scherz, als Schiller im Herbst feilend, durcharbeitend und verwerfend die Hand des Redakteurs für seinen Musenalmanach an das „ungebärdige Kind" anlegte.

Schon während der gemeinsamen Abwehr gegen die Feinde stiegen die Stoffe zu Balladen und Romanzen in der Phantasie der Dichter auf, in Goethes Geist begann sich Hermann und Dorothea zu bilden und Schiller griff nun endlich mit fester Hand nach dem Wallenstein.

Den Epilog der reichen Zeit spricht Goethe am 16. November in einem Briefwort aus:

„Das Angenehmste, was Sie mir aber melden können, ist Ihre Beharrlichkeit am Wallenstein und der Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung. Denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalt des Edlen und Guten umwandeln."

Sechsundvierzigster Abschnitt

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten. — Goethe

1796/98 Die nicht ohne Feierlichkeit begonnene Korrespondenz der beiden Geistesheroen war mit der ausgesprochenen Absicht eröffnet, die technischen und idealen Fragen ihres Berufs unbefangen und ruhig zu erörtern, von allen Seiten zu beleuchten.

Im großen ganzen blieb sie den gesteckten Zielen treu und es war für beide ein unberechenbar köstliches Geschenk, einem Ebenbürtigen die eigene Gedankenwelt zu öffnen. Der Fortgang der Horen, des Almanach und der eigenen Werke bildet den praktisch festen Faden, der durchläuft und die verschiedenen Mitteilungen verknüpft.

Auslassungen über Ereignisse, Befürchtungen und Freuden sind möglichst kurz gehalten. Der sachliche Ton vieler Briefe bleibt ernst und würdevoll, wie es einer so reifen Freundschaft ziemt.

Doch manch kleiner Zug von Schalkhaftigkeit beiderseits erhellt das gleichmäßige Bild und die Innigkeit des Gefühls, das sie immer mehr, einer dem anderen, unentbehrlich macht, verrät sich — wie längerer Händedruck oder Blick liebeverräterisch sind — durch irgendein Wort oder Zeichen.

Goethe, den so viele kalt finden, der sich mehr und mehr Unnahbarkeit angewöhnt, schließt einige Briefe mit dem Herzensschrei eines Vereinsamten: „Lieben Sie mich!“ Mit schlecht verhaltener Rührung gesteht Schiller, wie er die Erquickung des Zusammenseins genießt, wie er sie entbehrt.

Als Lotte in die Wochen kommt, bietet sich Goethe an, Schillers Ältesten in Quartier zu nehmen: „In Gesellschaft der vielen Kinder, die sich in meinem Hause und Garten versammeln, wird er sich recht wohl befinden,“ schreibt er und sobald Schiller die Geburt des zweiten Sohnes (11. Juli 96) mit den Worten meldet, daß er nun anfange, seine Familie zählen zu können, wünscht Goethe zum neuen Ankömmling von Herzen Glück. Er hätte sich gern

zur Taufe eingefunden, bei der „Frau Charlotte* das Kindlein hebt", wenn ihn „diese Zermonien nicht zu sehr verstimmten".

Eine merkwürdige Begleitung zur literarischen Fehde der Xenien bildet, das immer näher rückende Donnergrollen des Franzoseneinfalls.

Während Schiller die Not des dreißigjährigen Krieges, seine Buntheit, seine Größe, die Macht und den Untergang seiner aufragenden Männer im Geist heraufbeschwor, kam der Krieg in Wirklichkeit immer näher, drohte und schreckte schließlich auch die Denker, die Archimedes gleich, philosophischen Gleichmut zu bewahren trachteten.

Ernstliche Sorgen bereiten beiden Männern die Nachrichten aus Süddeutschland, Goethe bangt um seine Mutter in Frankfurt, Schiller ängstigt sich, weil bei der unterbrochenen Post keine Nachrichten aus Schwaben einlaufen. Der Verkehr mit Stuttgart stockt, Briefe und kleine Gaben, die sonst von Familie zu Familie die Verbindung freundlich aufrechterhalten, fallen aus und auch Cotta, dessen Geschäft durch den französischen Einmarsch große Verluste erleidet, ist unerreichbar. Das Gerücht geht um, Dalberg sei gefangen und als die Franzosen bis zu den Höhen des Thüringerwaldes vordringen, verläßt Karoline, die sich unterdessen mit ihrem Vetter Wilhelm von Wolzogen vermählt hat, ihren stillfriedlichen Aufenthalt in Bauerbach, um einstweilen mit ihrem Mann Wohnung in Jena zu nehmen.

So bezeichnet das Wirbeln der Blätter, irgendein aufgeregtes Vogelflattern und Zirpen die Nähe eines majestätischen Gewitters.

Trotz der Kriegswirren aber, und der Unruhe um die Freunde spann sich im geschützten Tal das Leben im gewohnten Gange ab, großen Inhalt aus Kleinem ziehend im Aufbauen einer eigenen geistigen Welt.

Karoline, durch die Gewalt der Ereignisse dem Schwager und der Schwester nun wieder nahe gerückt, schrieb: „Die Freude über diese

* von Kalb.

so unerwartete Vereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß; ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsere Jugendträume gedichtet hatten. Goethe zeigt sich teilnehmend bei diesem Ereignis. Das Anschauen des innigen Verhältnisses zwischem ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechsel, das offene, heitere Zusammensein, dies alles bietet tausendfältigen Genuß."

Die beiden großen Freunde machten ihre Angelegenheiten gegenseitig zu den eigenen, einer der allerseltensten Siege der Freundschaft.

Die kluge Art, in der sie einander zum Schaffen ermutigten und ebenso liebenswürdig als bestimmt und nützlich ernst tiefgehende Kritik üben, ist jedesmal nicht nur äußerst geistreich, sondern auch ein Meisterwerk des Herzens.

Zur Vollkommenheit des Verhältnisses trägt Lotte außerordentlich bei. Sie empfindet nicht wie andere liebende Frauen Eifersucht bei den Freundschaften ihres Gatten, sie benimmt sich nicht störend, sondern sucht auch ihrerseits den Verehrten weise und angenehm einzukreisen. Tausenderlei kleine Gefälligkeiten umspielen wie mit reizenden Arabesken die eng Verbundenen. Nie ist einer zu eilig, zerstreut oder anderweitig in Anspruch genommen, um dem Freund im rechten Augenblick sympathisch nahe zu sein. Unbegrenztes Vertrauen spielt hinüber und herüber, wird aber nie zu plumper Vertraulichkeit, sondern hält unbeirrt an strenggezogener Grenze inne.

Fast scheint es unbegreiflich, wie Lotte es zu Stand brachte, mit Frau von Stein die alte Freundschaft weiter zu spinnen und Goethes eigenartige Familienverhältnisse trotzdem mit Grazie hinzunehmen. Nie scheint irgend ein müßiges Geschwätz die Harmonie getrübt zu haben. Als Frau von Stein ihren Kummer in die Verse der Tragödie „Dido" gegossen hatte, bringt sie das Manuskript in Schillers Haus und gibt es ihrer Freundin als Geschenk, vielleicht in der stillen Hoffnung, daß Goethe es lesen würde.

Schillers Karl und Goethes August spielen zusammen, bald in Jena und bald in Weimar, die Freundschaft der Erwachsenen artig nachahmend. So ist die glückliche Verbindung wie mit sanften Blumenketten umwoben. Der Alltag schmückt sich durch die unverrückbare Sorge und Liebe zwischen den seltenen Menschen. Es freut Goethe, der sich etwas auf praktischen Sinn und Geschmack zugute tut, wenn ihn Schiller um Rat in Wohnungsangelegenheiten angeht. Er sucht ihm zur Erheiterung der Schreibstube, die der Kränkliche so wenig verlassen darf, eine hellgrüne Tapete mit Bordüre von Rosengirlanden aus und empfiehlt sie ja richtig aufzukleben, daß sich die Bukette nach unten neigen. Es war dies für die Wohnung im Griesbachschen Haus bestimmt am Löbdergraben, die Schiller bezogen hatte, als er selten ausgehen durfte und von Sehnsucht gepeinigt war, in die freie Natur zu blicken. „Zum Glück wohne ich jetzt angenehm und frei," schrieb er Körner nach langem Leidendsein, „und kann also das Ausgehen eher missen." (Aug. 1795.)

In unmittelbarer Nähe des Schlosses, das Goethe regelmäßig bei seinem Aufenthalt in Jena bewohnte, erhebt sich der massige Bau des Griesbachschen Hauses. Es macht selbst einen schloßartigen Eindruck mit seinen breiten Korridoren, dem geräumigen Treppenhaus und zahlreichen hohen Zimmern. Griesbach, der keine Kinder hatte, bewohnte nur einen Teil des Gebäudes und vermietete gern an den befreundeten Dichter eine stattliche Wohnung, in deren Fenster die Mittagssonne unbehindert leuchtete.

Aus niedrigen Häusern, dumpfen Gemächern,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straße quetschender Enge

sahen sich hier Schiller und Lotte, wie die osterfrohe Menge aus Goethes Faust, „auferstanden und ans Licht gebracht".

Hier konnte Schiller, ohne von der Familie allzusehr in seinen Lebens- und Arbeitsgewohnheiten gestört zu werden, in der Stille seines Giebelzimmers dichten und studieren. Lotte war es gegönnt,

nachdem sie die Leiden der Niederkunft überwunden, den Freundeskreis in behaglich weiter Umgebung zu empfangen.

An dem großen runden Tisch aus Birnbaumholz tobten die letzten Gänge des Xenienkampfes und hier begann der Wetteifer beider Dichter, die eigenen Kräfte in den ersten Balladen zu messen. „Beide teilten sich in die Stoffe, die sie gemeinsam ausgesucht hatten," erzählt Karoline.

Innig rücken die befreundeten Menschen aneinander in dem geschützten Winkel, den der nunmehr entfesselte europäische Sturm noch übergeht, so daß man sein Brausen nur von ferne vernimmt und die von ihm gepeitschten Bäume hin und her schwanken sieht, während die Blätter im geborgenen Tälchen kaum bewegt sind.

Die Heere der französischen Republik kamen in bedrohliche Nähe, nur durch den Thüringerwald von der gesellig-philosophischen Idylle Jenas getrennt. Flüchtlinge aus Frankreich, in den Landstädtchen durch Karl August angesiedelt, berichten von erlittenen Greueln.

Doch wenn auch Schiller einmal schreibt: „Die politischen Dinge, denen ich so gerne auswich, rückten einem doch nachgerade sehr zu Leibe," und Goethe, den Staatsgeschäften näher stehend, meint, „das Schicksal unserer Gegenden beruht bloß darauf: ob es möglich sein wird Zeit zu gewinnen," bemühen sich beide, Gleichmut zu wahren und ihr Amt im Reich des freien Gedankens treu zu verwalten.

Verschiedenste Sorgen greifen bald die mit Kraft gehaltene Arbeitsfestung an.

Schiller hat den Schmerz, den ihm der Tod der blühenden Schwester Nanette bringt, zu überwinden. Ein Lazarettfieber, von Soldaten eingeschleppt, rafft das schöne Geschöpf im Alter von 18 Jahren dahin. Bald darauf muß Schiller vernehmen, daß der Vater „einem langsamen Tod auf einem sehr schmerzhaften Krankenlager entgegenschmachtet", und sucht in erhebendem Brief die Seinigen zu trösten. Als er die Todesnachricht des 73jährigen Greises empfängt, nimmt er die Sorge für seine Mutter sofort auf sich und schreibt ihr, rückblickend sein

Leben mit dem des Vaters vergleichend (19. Sept. 96): „Das Leben ist eine so schwere Prüfung und die Vorteile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm gegönnt haben mag, sind mit so viel Gefahren für das Herz und den wahren Frieden verknüpft."

Goethe bewährte sich als Freund; er war seit Mitte August in Jena und hatte nicht den Mut, „Schiller in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen. Sein Vater ist vor kurzem gestorben". So schrieb er am 30. September an Voigt, „und sein jüngster Knabe scheint auch in kurzem wieder abscheiden zu wollen, er trägt das alles mit gesetztem Gemüt, aber seine körperlichen Leiden regen sich nur um desto stärker und ich fürchte sehr, daß diese Epoche ihn äußerst schwächen wird, um so mehr, da er wie immer nicht aus dem Hause zu bringen ist, dadurch außer aller Konnexion kommt und ihn wenig Menschen wieder besuchen."

In den golden prangenden Spätherbsttagen verlor sich dieser Hang nach häuslicher Abgeschlossenheit und Arm in Arm mit dem Freund wandert er oft durch die Alleen des Paradieses, jenes berühmten Ufergartens vor den Toren der Stadt an der Saale. Hier begegnet ihnen Wilhelm von Humboldt, der nach langer Abwesenheit wieder in Jena eingetroffen war. Sie nahmen dann Schiller in die Mitte und wanderten lange und langsam peripatetisch auf und ab.

Lotte klagt zwar, daß sie nun wegen Schillers Gesundheit weniger Menschen bei sich sehen könne und auch die Gesellschaften der anderen nur selten besuche, aber ab und zu, wenn sich der Dichter besser fühlt, nehmen sie das alte Leben im veränderten Jena wieder auf.

Als Friedrich Schlegel seinem Bruder August Wilhelm nach Jena gefolgt war, suchte dieser kritische Gegner Schillers anfangs eine Versöhnung anzubahnen, ja den Angegriffenen zu verhimmeln. Aber Schiller blieb kühl und ablehnend.

Seine Unversöhnlichkeit ist ihm von den Romantikern, die nun bald eine starke Phalanx bilden sollten, sehr verübelt worden.

Der sonst so Milde und Wohlwollende mag zu dieser besonderen Haltung seine guten Gründe gehabt haben. Seiner Natur widerstrebte alle Falschheit, alle Gewöhnlichkeit. Die wahrhaft blendenden Gaben der Brüder Schlegel, ihr verdienstvoller Eifer in mancher Richtung, ihre Begeisterung für Shakespeare hatte ihn zuerst gefesselt. Die Fehde war unlieb, der Verlust dieser Mitarbeiter für die Horen verhängnisvoll.

Es ist zu vermuten, daß Schiller die Reue Friedrichs nur als Heuchelei empfand, die innere Haltlosigkeit beider Brüder erkannte und durch eine gewisse Unvornehmheit ihrer Gesinnung abgestoßen war.

Goethe konnte ihnen gegenüber milder gestimmt sein, da er sie mehr aus der Entfernung erlebte, wenn sie ihn auch immer im Schloß zu Jena aufsuchten, ehe er zu Schiller ging.

Im Gesellschaftsleben der Universitätsstadt waren die Brüder und ihre Damen, die sich auch gegenseitig schlecht vertrugen, bald sehr unangenehm bemerkbar, besonders seit Friedrichs Geliebte, Dorothea Veit, die Tochter des Philosophen Mendelssohn, nach Jena gekommen war. Diese geniale Frau, die durch ihre aufopfernde Liebe für Friedrich, ihre innigen Briefe und literarischen Arbeiten für die Nachwelt bedeutsam hervortrat, bot trotz großer Vorzüge in Jenas kleiner Welt eine unwillkommene Erscheinung.

Wäre sie bescheiden und taktvoll aufgetreten, so hätte man Milde walten gelassen wegen der merkwürdigen Verhältnisse im Schlegelschen Haus, obwohl es auch freier denkende Menschen befremden konnte, daß der eine Bruder mit seiner Geliebten offenkundig zu dem anderen Bruder und dessen angetrauter, allerdings im früheren Lebenswandel auch nicht mustergültigen Gattin zog.

Dorothea verschärfte durch ihre Anmaßung und ihren aburteilenden Ton, der in Berlin alltäglich, in Jena aber ungewohnt war, das Eigentümliche der Situation. Mehrere Damen lehnten sie ab, die Kirchenrätin Griesbach empfing sie nicht und auch Lotte sah sich genötigt, ihren Salon vor Dorothea zu schließen.

Sie wird es nicht ungern getan haben, denn Friedrichs Kritik



Schillers ältester Sohn Karl
Nach dem Ölgemälde eines unbekannten Malers
Original in Greifenstein

hatte Lotte noch schwerer verletzt als den Dichter. Die gekränkte Geliebte stand der gekränkten liebenden Gattin entgegen und ließ es weder an offener noch an heimlicher Gehässigkeit fehlen.

Ihre beste Waffe war jenes wegwerfende Aburteilen und Mokieren, jenes „nil admirari“, das vielen gedankenlosen Menschen immer imponiert und bis heute den Haupterfolg einer gewissen Klasse von Literaten macht.

Die fanatische Liebe Dorotheas für Friedrich trieb sie schon instinktiv dazu, alles, was nicht Schlegel war, zu verkleinern, herabzusetzen, nur um ihn zu erhöhen und sein Talent heller strahlen zu lassen.

Wenn sich auch die besten Kreise Jenas ihrem Einfluß entzogen, gab es doch an der Peripherie dieser Gesellschaft genug Leute, die, selten oder ungern von Schiller und seinen Freunden empfangen, diese Kühle bitter fühlten und nun mit der geistreichen Berlinerin eine Art feindlichen Lagers bildeten. Sie drückten sich sehr bitter darüber aus, nicht in den engen Zirkel Schillers aufgenommen zu sein.

Von diesem „Zirkel“ erzählt Friederike von Gleichen, eine Jugendfreundin aus Rudolstadt, in einem Brief an ihren Mann:

„... Schiller habe ich heiter und besser aussehend angetroffen, welches mich um so mehr erfreut, als es gegen meine Erwartung war. Es ist merkwürdig, daß manche Leute es nicht fertig bringen, mit ihm in ein Gespräch zu kommen und dann sein Haus ungehalten verlassen. Ein junger Philosoph — ich glaube er heißt Schelling und ist Professor an der Universität — sagte mir, daß er lieber eine Seite von Schiller lese, als eine Stunde sich von ihm mündlich belehren zu lassen. Fichtes kurze, dicke Gestalt wälzte sich zu meinem Erstaunen ins Zimmer. Ich dachte, sie wären wegen der Horen auseinander gekommen. Er sah komisch aus, das Haar fällt ihm bis auf die Schultern herab, wo es glatt abgeschnitten ist. Er spricht gut, hat etwas Herausforderndes an sich mit seiner großen Adlernase. Mitten in der belebtesten Unterhaltung sprang er plötzlich auf, sich noch einen Louisd'or zu er-

schreiben und ging. Nichts Drolleres habe ich sehen können als Fichte und Woltmann nebeneinander, der eine wie ein Chiffonnier, der andere in mohnfarbenem zierlichem Rock, in der Weste von blauem Atlas mit blühend weißer Wäsche und schwarzseidenen Unterkleidern. Goethe in einem braunroten Überrock saß mit Schiller auf dem Kanapee im Schreibzimmer. Du kannst dir denken, wie vieles da verhandelt, besprochen und belacht wird. Wer beim Whist gerade paßt, geht trotz des Tabaksqualms zu ihnen hinein. Ich habe die beiden noch nie so in ihrer Assiette gesehen wie hier. Goethe weniger förmlich und steif als in Weimar, Schiller schön durch den unglaublichen Reichtum seiner Ideen. Es war mir sehr merkwürdig an diesem Tische zu sitzen. Auf meine Frage, wie weit er mit seinem neuen Trauerspiel, welches das Thema des Gesprächs ausmachte, gekommen sei, versicherte er, daß er zur Vollendung nur die Frühlingssonne erwartete. Humboldt und Goethe munterten ihn auf ...“ (12. XII. 96.)*

Im Frühling 1797 zog der Dichter in seinen vor den Toren Jenas gekauften Garten. Ein Aquarell von Lottchens Hand zeigt die liebliche Stelle an der Leutra, die der Dichter mit Stolz sein Eigentum, sein erstes selbstverdientes Eigentum an Grund und Boden nannte. Für 1150 Taler hatte er das Grundstück erworben: „Das Haus ist sehr leidlich zu einer Sommerwohnung,“ schreibt er im Februar an Körner, „... der Garten ist nicht klein und die Lage ist trefflich. Ich hoffe von dieser Acquisition einen glücklichen Erfolg für meine Gesundheit.“ Und Goethe meldet er am 2. Mai: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in dem ich heute eingezogen bin. Eine schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf meinem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung.“

Trotz mancher baulicher Veränderungen, die Unruhe oder auch Unterhaltung bringen, atmen die Berichte über Haus und Garten

---

* Unveröffentlicht.

stets Freude und reinstes Behagen. Die Kinder und das Gesinde wohnten zu ebener Erde, Lotte hatte zwei Zimmer im ersten Stock und Schiller selbst richtete sich in den Mansarden ein, wo ein größeres Zimmer und zwei Kammern waren. Die Küche wurde neu an Stelle einer Laube erbaut. Auch ein Bad wurde „reinlich und niedlich" gemauert und bot eine freundliche Aussicht in das Tal der Leutra.

Schiller lädt Goethe in seinen Garten zu den Rosen und Lilien und auch um das junge Mangoldgemüse zu essen. Freundlich und einladend lag das Häuschen im Grünen, wo sich der Weg den sogenannten „Judengraben" einsam hinaufzog hinter dem Gasthof zum gelben Engel. Ein Kranz von Obstbäumen erfreute das Auge im reichen Blütenschmuck und ließ den kleinen Karl herbstlichen Fruchtsegen erhoffen. Sonst hat das muntere Knäblein, „der Goldsohn" noch eine Erinnerung an den Garten lebhaft bewahrt. „Es ist mir noch recht gut erinnerlich, daß mein Vater — er muß gerade mit Wallensteins Lager beschäftigt gewesen sein — den Besuch eines Franziskanermönchs bekam und mit diesem längere Zeit im Garten auf und ab in lebhaftem Gespräch ging. Mir Knaben war dies langweilig und ich machte mir das Vergnügen, auf einem Stecken im ganzen Garten herumzugaloppieren, wobei ich wenig Rücksicht auf die Rabatten nahm und manches zertrampelte. Als endlich der Mönch wegging, sah mein Vater, was ich angerichtet hatte und dies zog mir eine kleine Züchtigung zu."

Den Blick hinauf in das Mühltal gerichtet, saß Schiller oft vor seinem Gartenhaus, abgeschieden von aller Welt an einem runden Steintisch, das Haupt auf die Hand gestützt und sann. Dann schrieb er mit ruhig schönen Buchstaben die Verse des Wallenstein, wie sie ihm gerade in die Feder flossen.

So sah ihn der romantische Jüngling Kurprinz Ludwig von Bayern, der von Leipzig kam und die Berühmten in Jena und Weimar besuchen wollte. Er hat es selbst meiner Großmutter oft erzählt, wie er leise, von Lotte geführt auf dem Gartenweg dem Dichter sich näherte und ihn länger beobachtete, ehe er vortrat.

„Der hohe edle Geist des fürstlichen Jünglings erfreute ihn innig," bemerkt Karoline. „Er ahnte, daß Großes in ihm liege und ein Band des Anteils und der Liebe knüpfte den Fürsten an den Dichter."

Goethe kam gern, spielte ausgelassen mit dem Knaben, der sich ab und zu in das Gespräch der Großen drängte, und freute sich mit Schiller über den ruhsamen Besitz. „Abends" schrieb er „bin ich bei Schiller im Garten, wo wir bisher viel Interessantes zusammen gelesen und gesprochen haben."

Meist ging die Rede von Wallenstein aus, an dessen Fortschritten Goethe sich täglich erfreuen konnte. Er munterte zur Vollendung auf und feuerte an, das Stück bis zur Eröffnung des neuerbauten weimarischen Theaters, die im Herbst 1798 stattfinden sollte, genügend zu fördern, damit wenigstens ein Teil den festlichen Abend krönen könne.

Da schrieb Schiller bis tief in die Nacht und weit hinaus leuchtete die Lampe aus seinem Mansardenzimmer. Die Studenten, die oftmals von lustiger Kneipfahrt aus Lichtenhain in später Stunde heimwärts gingen, nahmen wahr, „wie sein Schatten sich hin und her wandelnd bewegte". Dann mäßigten sie den Lärm ihrer Reden und zogen andachtsvoll durch das nächtlich schweigende Gelände.

Im Gartenhaus verlebte der Dichter mit seiner Familie eine stille, glückliche Zeit, in der auch die Krankheit mehr zurücktrat. Umgeben von einer freundlichen Natur wurde es ihm leichter, Herr seiner Schwäche zu werden.

Als Goethe dreißig Jahre später dieselbe Stätte wieder betrat, sagte er mit wehvollem Gedenken: „In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war damals noch in den dreißigen, ich selber noch in den vierzigen, beide noch in vollstem Aufstreben und es war etwas."

Siebenundvierzigster Abschnitt

Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch.
Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.
Goethe, Tasso

Um die Zeit als Wallensteins Lager vollendet war und die Piccolomini im Aufriß fertig standen, schildert ein fremder Enthusiast den Dichter, wie er ihm bei einem Besuch im Griesbachschen Haus entgegengetreten. „Ein langer schlanker starker Mann stand mitten im Zimmer, ein graugelber Überrock bedeckte bei offenem Hemdkragen seinen Leib. Kurz geschnittene gelbe Haare umflatterten seine hohe breite Stirn, blau, sanft und ernst sind seine Augen, eine etwas gebogene Nase, die sich mit einer Falte in der Stirn verliert, ein äußerst reizender redlicher Mund und das ganze Wesen strömte eine ernste Liebenswürdigkeit aus, dem man mit Zutrauen und Vergnügen nahte." 1798/99

Es war der Schiller, wie ihn die Nachwelt zu sehen gewohnt ist in Riedels Standbild vor dem Theater in Weimar, Hand in Hand mit Goethe, der Schöpfer des Wallenstein.

Der kurze Aufschwung, den die Horen durch Karoline von Wolzogens spannenden Roman Agnes von Lilien genommen, ist verflogen. Cotta konnte kaum die Kosten der Zeitschrift decken und Schiller drängt, weil es ganz und gar an Mitarbeitern fehlt, das Unternehmen zu beenden, bittet aber Cotta, „jeden Eclat zu vermeiden, es nur bei Versendung der letzten Stücke den Buchhändlern zu notifizieren und dann die Sache ruhig einschlafen zu lassen". „Eben habe ich das Todesurteil der drei Göttinnen Eunania, Dice und Irene förmlich unterschrieben," meldet er Goethe. „Weihen Sie diesen edlen Toten eine fromme christliche Träne."

So hörte sang- und klanglos die so froh begonnene Zeitschrift auf, die Idee mit einem tollen religiöspolitischen Artikel, der ein Verbot der Herausgabe zur Folge haben sollte, taucht nur als Scherz unter den Freunden auf.

Eine seltsame Sendung bringt das Jahr 1798 in das Haus des Dichters. Nach fünfjähriger Wanderung erreicht den Verfasser

der Räuber — citoyen Gillé genannt — ein Ehrenbürgerbrief, den Frankreichs junge Republik dem Verfechter der Freiheit ausgestellt. Durch die Vermittlung des bekannten pädagogischen Schriftstellers Campe erhält Schiller aus Straßburg das Dokument. Er berichtet an Goethe über die wehmütige Stimmung, die ihn beim Anblick des Bürgerbriefs erfaßte, nicht nur weil alle, die ihn ausgefertigt, tot waren, sondern auch weil mit ihnen die idealische Freiheitssehnsucht frühen Todes verblichen war, die mit jener hoffnungsstolzen Erhebung zusammengehangen.

Welch einzigartiger, bedeutungsvoller Gedanke, die geträumte ideale Republik dadurch zu erhöhen, daß man die als groß erkannten Männer auch fernliegender Länder zu Bürgern des freien Verbandes ernannte. Doch wie die denkbar schönsten, schwärmerischen Gefühle des Einzelnen oft von unerwartet häßlichen abgelöst werden, und sich nicht auf der Höhe halten können, so sollte es sich hier bei den hochgespannten, edlen Empfindungen weiter Kreise erweisen. Mit furchtbarer Schnelligkeit versanken die hoch emporgeschnellten, raketengleich leuchtenden Ideale und ließen nichts übrig als stinkenden Qualm. Die seltsame Zuschrift in der Hand sah Schiller den verstorbenen, ideal denkenden Menschen, die einst von fern verehrungsvoll an ihn gedacht, mit ernstem Sinnen nach.

Im Briefwechsel des Dichters rücken Theaterangelegenheiten an wichtige Stelle. Goethe ist beschäftigt mit dem von Professor Thouret geleiteten Theaterneubau, Schiller nimmt lebhaft Teil und meint im Juli: „Wollte Gott wir könnten dieser äußeren Reforme auch mit einer inneren im dramatischen Wesen selbst entgegenkommen."

Ein schriftlicher Gedankenaustausch über die Farbenlehre knüpft sich den Gesprächen an. Auch die Beteiligung Schellings „mit Ernst und Lust" findet Erwähnung. Aber immer wieder kommen die Freunde auf Wallenstein, da Schiller bis zum letzten Augenblick ändert, bessert und „substituiert".

Mit dem Verleger Cotta wird nun hauptsächlich über Theaterangelegenheiten verhandelt, denn neben dem Musenalmanach, der nach einigen Unannehmlichkeiten mit Michaelis in den Besitz des

bewährten Tübinger Verlegers übergeht, nehmen Fragen über die Herausgabe des Wallenstein die wichtigste Stelle ein.

Goethe bespricht mit Schiller die Gründung seiner neuen Zeitschrift, der Propyläen, die auf dem Gebiete der Kunst jene Richtung neu aufnehmen soll, die in Philosophie und Literatur die Horen vertraten. Als aber nach kurzer Lebensdauer auch die Goethesche Schöpfung trotz Cottas Eifer verunglückt, wird Schiller zornmütig, wie er es bei der eigenen Niederlage nicht gewesen und kann es dem Publikum nicht verzeihen. Die eigenen wachsenden Erfolge können ihn über die Verständnislosigkeit für Goethe nicht trösten, er spricht sich darüber mit allerschärfstem Tadel aus.

Indeß wird diese Enttäuschung bei den Freunden zurückgedrängt durch die Vorbereitungen zur Eröffnungsfeier des neuen weimarischen Theaters. Ende September kamen die Schauspieler aus Lauchstädt zurück, Schiller und Lotte reisen nach Weimar, um an den Proben teilzunehmen. Festlich erwartungsvolle Stimmung bemächtigte sich der verschiedensten Kreise, von den beiden Dichtern ausgehend und auf sie zurückwirkend.

In beiden Städten dreht sich das Gespräch um Schillers sehnlichst erwartete Schöpfung, ein neuer Geist war über alle Teilnehmer gekommen, die Schauspieler sahen vergnügt dem Hämmern und Nageln zu, ja einer oder der andere griff wohl selbst zu Farbentopf und Pinsel, um mitzuhelfen. Die Architekten, Bauarbeiter und Maler, die noch beschäftigt waren und sich bei den Proben in die Kulissen drängten, verstärkten aus reiner Begeisterung den Chor des Reiterliedes. Goethe und Schiller führten gemeinsam die Regie; Schiller studierte die Rollen ein und beschäftigte sich mit der Wiedergabe des Textes, Goethe, dem sich gleich alles plastisch und malerisch gestaltete, sorgte für Szene und Komparserie.

„Die Generalprobe“ — erzählt ein Augenzeuge — „wurde schon im Theaterkostüm gehalten; das rege Leben, das sich der Schauspieler und des kleinen Publikums, dem erlaubt worden war, der Probe beizuwohnen, bemächtigte, war ganz anderer Art, als man gewöhnliche Spiel- und Schaulust nennt. Es galt etwas ganz

Neues, Ungewöhnliches hervorzurufen, auszuschmücken und zu beurteilen. Schiller vermochte nicht in seiner Loge als ruhiger Zuschauer auszudauern, die bleichen Wangen röteten sich, freudig mischte er sich unter die Spielenden und schob noch hie und da eine Bemerkung ein."

Am 12. Oktober 1798 fand die festliche Eröffnung des „neudekorierten Theatersaals" statt.

Draußen in der großen Welt wird an neuen politischen Gebäuden gezimmert und gemauert, flüchtig und theatermäßig genug. Hier in abgelegener Stille erhebt sich indeß, von freudigem Fleiß gefördert, ein Haus, dessen Bretter die Welt bedeuten und dessen Spiel weniger der Vergessenheit anheimfallen sollte, als manches zeitgenössische Spiel auf dem Welttheater.

Seine besondere Weihe erhielt das Haus durch Schillers Prolog, den der Schauspieler Vohs mit Feuer und Würde sprach. Ihm folgte die erste Aufführung von Wallensteins Lager. Die Vorstellung schloß mit Kotzebues Schauspiel „die Korsen". Ein kurzer Bericht in dem Journal „der Genius der Zeit", den im Jahr 1800 ein Teilnehmer des denkwürdigen Abends eingesandt, lautete: „Schiller stand auf dem Balkon, Goethe, der aus einem Winkel lauschte, empfing den Dank und Beifall aller Anwesenden, die ihn, den Schöpfer ihrer Lust mit freudetrunkenem Blick aufsuchten."

Nach der Vorstellung versammelten sich die Mitwirkenden zu einem Bankett — man sagt es habe im Gasthaus zum Elefanten stattgefunden. — Bei fortschreitender Fröhlichkeit und Becherlust sprang Schiller schließlich auf den Tisch und hielt „mit gut schwäbischem Akzent" seinen Mimen die berühmte Strafpredigt des Kapuziners.

Noch am Abend beantwortet er ein kurzes Billett von Goethe, der nicht am Festmahl teilnehmen konnte: „Nach dem heutigen wohl zurückgelegten Tag ist die Ruhe freilich das Beste. Ich freue mich, daß Alles so heiter und vergnügt von uns geschieden ist, und was mich selbst betrifft, so habe ich einen recht angenehmen Tag durchlebt."

Man konnte froh und stolz auf einen wirklichen Erfolg zurückblicken. Das Reiterlied in der Komposition des Württembergers Dr. Jahn aus Calw schlug derartig ein, daß es jahrelang in Aller Mund und Ohr lebte. Es wurde ein richtiges Volkslied, das einem von überall her entgegentönte. Postillione und Kavallerietrompeter bliesen es um die Wette und selbst von den Drehorgeln klang es über Stadt und Land.

Nach Jena zurückgekehrt, hatte Schiller das Gefühl, als ob er eigentlich nach Weimar gehöre, wo Goethe lebte und ein künstlerisch geleitetes Theater zu seiner Verfügung stand. Auch die andern Freunde wohnten jetzt der Mehrzahl nach in der Hauptstadt, und in Jena wurde es immer stiller um den Dichter, die Vertrauten wie Humboldt schieden aus dem heimlichen Städtchen, Wolzogen hatte ein Amt in Weimar bekommen, und mit den neuen Elementen wollte sich kein richtiges Zusammenleben bilden.

Nur Schelling kommt regelmäßig, „zur Schande der Philosophie sei es gesagt, um L'hombre mit ihm zu spielen".

Oft kann man die Beobachtung machen, daß ein ungünstig wirkendes Element vollständig genügt, um eine harmonisch zusammengestimmte Gesellschaft auseinander zu sprengen.

Dorothea — von Friedrich Schlegel als Lucinde gefeiert in dessen berüchtigtem Roman, von Schiller und Goethe Madame Lucifer benamst — störte die Harmonie, die sich langsam in Jenas Glanzzeit entfaltet hatte. Sie fiel hinein wie eine wildbewegte Musik in ein Haydnquartett, sie brannte wie höllisch scharfes Gewürz in einer sonst feinabgeschmeckten Speise. Die Unbehaglichkeit, die dadurch entstand, löste wahrscheinlich besonders bei Lotte die alte Anhänglichkeit für Jena auf und so vereinigten sich geringfügige mit den ernsten Gründen, um den langgehegten Plan einer Übersiedelung nach Weimar zu verwirklichen.

In Weimar konnte man sich in trautem Verkehr mit Goethe für die kleinen Peinlichkeiten entschädigen. Das lang von Schiller gemiedene Theater, nach dem er doch stets heimlich inbrünstige Sehnsucht empfunden, belohnte endlich die ritterliche Treue des

Dichters mit hoher Genugtuung. Er glaubte nicht mehr vom Katheder des Professors aus, sondern von der Schaubühne her als Lehrer der Menschheit wirken zu müssen. Und es drängte ihn, solange noch Zeit blieb, mit dieser Aufgabe innigst zu verschmelzen.

Schiller ist arbeitskräftig wie in seinen besten Zeiten. Er geht daran, den ganzen Wallenstein bis zur Jahreswende für die Bühne fertig zu machen. Ein längerer Besuch Goethes bestärkt sein angestrengtes Schaffen.

„Aber gerade die Notwendigkeit, das Ganze in einem kurzen Zeitraum schnell durch den Kopf zu treiben," schreibt er Körner, „wird ihm gut tun und auf das Total einen glücklichen Einfluß üben." — Da ist es begreiflich, daß er sich gesellschaftlich vollkommen zurückzieht.

Interessant ist die ernste Behandlung, die Goethe und Schiller der Frage ausgedeihen lassen, ob im Charakter des Wallenstein das astrologische Motiv statthaft sei. Goethe rät zu vertiefen und es vom Fratzenhaften fernzuhalten: „Es ist eine rechte Gottesgabe," antwortet ihm Schiller, „um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren. Ich weiß nicht, welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv nie recht ernsthaft auffassen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt."

Nach dem Erfolg des Lagers, der sich schnell herumgesprochen, drängen sich verschiedene Theater um das Aufführungsrecht. Schiller muß die Buchausgabe verzögern, damit die Bühnen Zeit gewinnen das Stück vorher einzustudieren. In den letzten Tagen des Jahres versendet er die „Piccolomini". Eine Vorlesung im Kreis der Vertrauten — nur Griesbach, Karoline Wolzogen und Schelling sind anwesend — ergibt zu seinem Schrecken eine vierstündige Dauer der Aufführung und er macht sich am nächsten Tage daran „ganz erschrecklich zu streichen".

Diese verkürzte Ausgabe wird in Weimar einstudiert.

In den ersten Tagen des Januar 1799 verließ Schiller mit Lotte und den Kindern Jena, für einige Wochen „das niedliche und bequeme Logis" im großherzoglichen Schloß zu beziehen, das vorher der Baumeister Thouret innegehabt. Nun stellte es der Herzog auf Goethes Vermittlung dem Dichter und seiner Familie gern zur Verfügung. Es befindet sich in der sogenannten Bastille und dient heute als Hofdamenwohnung. Da die Zimmer nicht eingerichtet waren, liehen Karoline von Wolzogen, Charlotte von Stein und Goethe die nötigen „Meubles".

Lebhafte Wochen begannen, Proben und Kostümfragen beschäftigten die Dichter. Sie waren glücklich, als sich beim Durchstöbern nach Vorlagen in einer alten Rüstkammer Hut, Stiefel und Wams eines schwedischen Offiziers fanden. Sehr in Verlegenheit war man, wie der gravitätische Questenberg gekleidet werden solle. Da erinnerte sich Goethe, dessen beobachtendem Auge nichts entging, des großen eisernen Ofens aus seiner Stube im Jenaer Schloß. Eine Platte trug die Jahreszahl von Wallensteins Abfall und die „unvergleichlichsten Figuren," nach denen die „alte Perücke" gekleidet werden konnte, ohne ein Zerrbild zu werden.

Durch allzuhäufiges Ändern und Zurücknehmen des Manuskripts brachte Schiller soviel Hemmnis in den ordentlichen Fortgang der Proben, daß Goethe gemeinsam mit dem am Theater beschäftigten Hof-Kammerrat Kirms durch Eilboten einen scherzhaften Mahnbrief an den Dichter sandte, unterzeichnet von der „Melpomenischen zum Wallensteinschen Unwesen gnädigst verordneten Kommission". Vereinter Mühe gelang es aber trotz aller Schwierigkeiten, die Piccolomini, zu denen damals noch die zwei ersten Akte von „Wallensteins Tod" gehörten, am 30. Januar zum Geburtstag der Herzogin herauszubringen.

Am Tag der Aufführung füllten sich alle Gasthöfe Weimars, schon am frühen Morgen strömten aus der Nachbarschaft, besonders aus Erfurt und Jena die Theaterfreunde herbei. Unterkunft und ein guter Platz für die Vorstellung waren nicht leicht zu bekommen, die Spannung, mit der man dem Abend entgegensah, war merk-

würdig und erinnerte Schiller mit Wehmut an das Treiben, wie es der berühmten Räuberaufführung vorangegangen war.

Ein Schüler Schellings, der später bekannte romantische Philosoph Heinrich Steffens aus Norwegen, schildert die in Jena herrschende Stimmung: „Die Familien der Professoren sorgten mit der größten Mühe schon bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Aufführung für Plätze. Man hörte in der ganzen Stadt von nichts anderem sprechen. Frauen und Töchter intrigierten gegen einander, um sich wechselseitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries sich glücklich. Es entstanden aber auch Feindschaften, die später nicht ohne Folgen waren. Ich fuhr mit Justizrat Hufeland und Loder, beider Frauen und Loders schöner Tochter. So waren wir sechs in eine Kutsche zusammengequetscht, stiegen im Elefanten ab und eilten in das Schauspielhaus. Schlegels geistreiche Frau war zu Hause geblieben, ebenso Schelling, der mit seinen Vorträgen anhaltend beschäftigt war."

Das Haus war zum Bersten voll. In der geschmackvollen Hofloge versammelte sich der gesamte Hof, die Gesellschaft füllte die Logen, im Parkett drängten sich Fremde und Weimaraner eng zusammen und auf der Galerie harrte eine begeisterte Jugend.

Endlich tönten die drei Stockschläge des Hoffouriers auf den Boden. Der Vorhang, geschmückt mit der Gestalt der Poesie, die bänderumflattert die Lyra zur Seite trägt, flog in die Höhe und mit ehernem Klang tönten die ersten Verse der gewaltigen Tragödie in den Raum.

„So sehr der Gang des Stückes anzog," schrieb ein Augenzeuge, „beobachtete ich doch häufig auch den Verfasser. So wie er dastand (in Goethes Loge) von der Säule überschattet, mit dem großen seelenvollen Auge und dem blassen verklärten Gesicht in einem einfachen grauen Rock, so steht er immer noch vor meiner Phantasie. So oft Vohs und Demoiselle Jagemann auftraten, verbreitete sich eine sichtbare Heiterkeit über Schillers Gesicht und wenn dem ersteren eine Darstellung so recht nach der Idee des Verfassers gelang, schien mir ein kaum merkbares Nicken des Kopfes sein

Einverständnis anzudeuten. Nach Beendigung des Stückes kehrten wir in unser Hotel zurück, wo an der Tafel noch manches über den wohlgetroffenen Geist des Zeitalters, dessen Sitten und Gebräuche gesprochen wurde."

Die festliche Menge umjubelte den Dichter, Goethe war zufrieden, Charlotte von Kalb wurde von dem Taumel der Begeisterung hingerissen und die kritischen Stimmen, die später laut werden sollten, hielten noch zurück. Karl August fand zwar manches zu tadeln, lud aber Goethe und Schiller am 1. Februar zur Tafel, um persönlich seinen Dank auszusprechen.

Wie gelungen der gesamte Aufenthalt verlaufen, geht aus dem Brief hervor, den Schiller nach der Heimreise Körner schrieb*: „Meine Absicht ist erreicht, das Stück hat alle Wirkung getan, die mit Hilfe dieses Theaterpersonals nur irgend zu erreichen gewesen. Es wurde zweimal hintereinander gespielt und das Interesse ist bei der zweiten Repräsentation noch gestiegen.... Ich bin genötigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuten. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert und so hab ich in diesen fünf Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht als in den letzten fünf Jahren zusammen."

An Karl Augusts Tafel wurde im Gespräch auch eine unangenehme Angelegenheit berührt, die viel Aufsehen erregte und manches Peinliche heraufbeschwor. Es war Fichtes bekannter Atheismusstreit. Einige Aufsätze im Philosophischen Journal, die nach Meinung der strengen Theologen atheistischen Anflug hatten, veranlaßten die Kursächsische Regierung, das Journal zu konfiszieren und an die „Erhalter" der Universität Jena, das heißt an die sächsischen Herzoge das Verlangen zu stellen, den Herausgeber zu bestrafen unter Androhung, die Universität sächsischen Untertanen zu verbieten.

Gegen die Konfiskation richtete Fichte eine „Appellation an das

* 10. 2. 99.



Publikum wegen der Anklage des Atheismus, eine Schrift, die man zu lesen bittet, ehe man sie konfisziert". Diese Schrift erhielt Karl August ebenso wie Schiller. In Weimar wollte man vermitteln und die Sache still aus der Welt schaffen, da der Ruf der Universität großenteils auf ihrer Lehrfreiheit beruhte und man andererseits die kursächsischen Studenten nicht missen wollte. Schiller schreibt nun an Fichte: „Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber zu sprechen, und auch mit dem Herzog selbst habe ich es mehreremal getan. Dieser erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag tun würde und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünschte." Der kleine, dicke cholerische Fichte wollte aber von Schillers sanftem Einlenken nichts wissen.

Da er die Sache an die große Glocke schlug und jede Vermittlung ablehnte, indem er seine Demission gab, nahm er die Regierung gegen sich ein. Im Staatsrat votierte Goethe gegen den Philosophen, der trotz wiederholter Bittschriften seiner Studierenden den Abschied erhielt und Jena verlassen mußte. Daß Schiller vermittelnd auf Seite Goethes stand und nicht die Partei des mit unkluger Leidenschaft sich verteidigenden Fichte ergriff, erregte in Jena manche Unzufriedenheit und trug neben den anderen Umständen dazu bei, ihm den Aufenthalt zu verleiden.

Am 15. März kurz vor Ostern wird Wallenstein vollendet, am Palmsonntag geht das Manuskript an Goethe ab. Die Rollen werden sofort ausgeschrieben und an die Schauspieler verteilt.

„Zu dem vollendeten Werk" antwortet Goethe „wünsche ich von Herzen Glück. Es hat mir ganz besonders genug getan, ob ich es gleich an einem bösen zerstreuten Morgen erhielt nur gleichsam obenhin gekostet habe.... Freilich hat das letzte Stück den großen Vorzug, daß alles aufhört politisch zu sein und bloß menschlich wird; das Historische selbst ist nur ein leichter Schleier, wodurch das rein menschliche durchblickt. Die Wirkung auf das Gemüt wird nicht gehindert noch gestört."

Nun war es leer in Schillers Arbeitszimmer. Was in ihm seit den Studien zum dreißigjährigen Krieg lebendig geworden und zu ihm gehört hatte wie ein Stück der eigenen Person war gewichen, abgefallen wie die reife Frucht der tragenden Pflanze. „Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet“ gesteht, er Goethe „den ich so sehr wünschte meines Werkes los zu sein. Und in der Tat befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als bei der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im leeren Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte.“

Er tastet nach Stoffen. Kleinere Vorwürfe weist er in diesem Zustand des Gemüts vorläufig zurück. Nichts befriedigt ihn nach der gewaltigen Aufgabe des Wallenstein und innere Neigung zieht zu einem „bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff“. Er gesteht: „Soldaten, Helden und Herrscher habe ich von jetzt herzlich satt“.

Stille Ostertage im Kreis der Familie mit Goethe verlebt, dem es diesmal „ganz eigens wohl ist“, mit dem Freund auf das vorbeifließende Wasser zu sehen, bringen Ruhe und Abklärung in das Gemüt, Leben in den leergewordenen Arbeitsraum.

Nach den Feiertagen begibt sich Schiller wieder mit den Seinigen nach Weimar, Wallenstein einzustudieren. Diese Tätigkeit reißt ihn fort, anmutiger Verkehr zeigt ihm und Lotte von neuem Weimars Vorzug.

Hier spielt sich jetzt das Leben in feinen Formen ab, in einem Geist vornehm selbstverständlicher Zusammengehörigkeit. „Comme dans un grand château“, urteilte Mme de Staël etwas später. Ähnlich wie wohlerzogene Gäste, die sich in einem Schloß treffen, bewegte sich die kleine, geistig regsame Hofgesellschaft, die neuerdings zu fester Gruppe vereinigt war.

Lotte empfindet als Wohltat unter würdigen Freundinnen zu sein. Goethe und einige Freunde bieten Schiller den erwünschtesten Verkehr, das Theaterleben erfrischt und alte Beziehungen erfahren eine

zarte Nachblüte. Er sieht Karoline, sieht Charlotte in zwanglosem Zusammensein.

Sehr unerfreulich scheint Jena dagegen, wo sich die Gegensätze mit den zahlreichen und selbstbewußter auftretenden Romantikern verstärken und das soziale Leben unangenehmer beeinflussen. So wird der Wunsch bestimmter, in die kleine Residenz überzusiedeln. Nur der Garten, der eigene Grund und Boden hält noch in Jena fest.

Schiller verkehrt in Weimar wieder viel im Salon Charlottens von Kalb, wo sich unter Leitung der klugen Frau lebhafte Diskussionen mit Jean Paul über künstlerische Fragen eröffnen. Dieser neue Herzensfreund Charlottens, der auf der Mittagshöhe seines Schaffens und seiner Erfolge stand, stößt Schiller ab durch überquellende Phantastik und zieht ihn an durch die edlen Seiten seines Wesens. In Jena war es bei einigen Besuchen nur zu gleichgiltigen, eher ablehnenden Gesprächen gekommen, jetzt nähert man sich in freundschaftlicher Art, man unterhält sich über Wallenstein und über die Romane der jüngeren, über Rétif de la Bretonne, den Schiller verehrt und Jean Paul verachtet. Es wird viel Geist ausgegeben. Charlotte sieht bewundernd von einem zum andern, sie hat den alten Schmerz überwunden und fühlt sich groß, das Vertrauen zweier so bedeutender Männer zu besitzen. Schiller bekennt, als Wallenstein der einstigen Vertrauten Dithyramben des Entzückens entlockt: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein rein gefühltes Dichterwerk stellt jenes schöne Verhältnis wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten."

Am 20. April geht Wallensteins Tod über die Bretter. Der Erfolg, der mit dem Lager lärmend eingesetzt und die Piccolomini zu einem großen Theaterereignis gemacht, vertieft sich nun und verstärkt sich zu nachhaltiger innerer Wirkung.

Lotte, die mit ihren empfindsamen Freundinnen in einer Loge saß, berichtete an Christophine Reinwald: „Es schluchzte alles im Theater, selbst die Schauspieler mußten weinen und bei den Proben, ehe sie sich mehr daran gewöhnten, konnten sie vor Weinen nicht



Goethe in Italien von Joh. H. W. Tischbein

Original im Städelschen Institut in Frankfurt a.M. Photogr. F. Bruckmann

fortsprechen.... Mich selbst hat die Vorstellung so gerührt, daß ich mich nicht zu fassen wußte; ob ich gleich alles kannte und Schiller es mir mehr wie einmal gelesen hatte, so war der Effekt derselbe, als ob ich es zuerst dargestellt sähe. In mir selbst hatte es eine Art von Stolz erweckt, daß ich sah, wie alle Menschen Schiller Beifall geben mußten. Menschen die sonst keiner Rührung fähig sind, hat es ergriffen".

In der Hofloge beglückwünscht Karl August den Dichter zum Erfolg und spricht den Wunsch aus, daß er des Theaters wegen seinen Wohnsitz in Weimar nähme.

Der Sommer läßt sich gut an. Wallenstein bringt endlich jene große allgemeine Anerkennung, die seit den Räubern dem Dichter versagt geblieben. Er trägt auch reichliche Einnahme. Die Stimmung ist zuversichtlich, auf dem Arbeitstisch liegt Robertsons Geschichte von Schottland aufgeschlagen neben dem Genzischen historischen Kalender, und der alte Plan, der noch aus Bauerbachs Idylle stammt, das Schicksal der unglücklichen Königin Maria Stuart zu behandeln, gewinnt Gestalt. Eine neue Übersetzung des Euripides wirkt auf den Dichter ein, er will den Stoff nach der Art dieses Griechen „in der vollständigen Darstellung des Zustands" erschöpfen. Schiller liest eifrig Racine, um sich erneut mit der reinen Form, der einfachen Tragödie vertraut zu machen, er vertieft sich in Lessings Dramaturgie und versucht diesmal in weiser Beschränkung nach allen Regeln das „Schema des Trauerspiels" aufzubauen.

Als im Sommer König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise von Preußen den weimarischen Hof besuchten, ward auf besonderen Wunsch der Gäste Wallenstein in Gegenwart des Dichters gespielt. Schiller wurde nach der Aufführung vorgestellt, und die Königin, die „sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen" war, erinnerte sich der ersten Begegnung, als er am Darmstädter Hof aus dem Don Carlos vorgelesen. Lotte war diesmal in Jena geblieben, da sie Mutterfreuden entgegensah und ihr Zustand zu wünschen übrig ließ. Herzogin Luise von Weimar erkundigte sich auf das liebevollste nach „Lottchen" und stellte dem Dichter als Anerkennung

für sein Werk ein silbernes Kaffeeservice in Aussicht. Das geschmackvolle Geschenk bestand aus schlanken, urnenartigen Kannen und einer Zuckerdose mit Sphinxköpfen. Es befindet sich noch im Familienbesitz. Erfreut schrieb Schiller an Goethe, als die Gabe in Jena ankam: „Die Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und der Gabe des Glücks, beide fallen vom Himmel."

Eine Übersiedelung nach Weimar, wo soviel freundlicher Anteil den Dichter belohnte, schien unbedingt geboten. Die praktische Möglichkeit wurde erwogen, Schiller sah sich nach einer passenden Wohnung um; er dachte im Oktober von seinem Garten aus den Umzug zu machen. Aber erst im August erklärt er den Plan „als beschlossene Sache", schiebt jedoch wegen Lottens Wochenbett die Ausführung zum Winter hinaus.

Auf Schillers Bitte wegen dieses Umzugs, der eine „Kostenvermehrung" bringt, sein Gehalt zu erhöhen, erwidert Karl August, daß er gern eine jährliche Zulage von 200 Talern bewillige und fügt hinzu: „Ihre Gegenwart wird unseren gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein und Ihre Arbeiten können vielleicht Ihnen erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und Sie durch die Mitteilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, indem man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isoliert. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie öfters zu sehen."

Nun tritt Schiller in den Mietkontrakt der Frau von Kalb ein und nimmt ihre Wohnung in der Windischen Gasse, da die Freundin Weimar endgültig verlassen will, um in Meiningen eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen zu gründen.

Am 11. Oktober wird dem Dichterpaar ein Töchterchen, Karoline, geboren. Nachdem anfangs Alles gut verlaufen, gedenkt Schiller zur Arbeit zurückzukehren an Maria Stuart und einigen anderen Plänen wie Warbeck, der auftaucht, um ebensoschnell wieder unterzutauchen.

Plötzlich tritt schwere Sorge in das herbstlich bunt umrankte

Gartenhaus, Lotte ringt mit dem Tod an gefährlichen Folgen der Entbindung. Zum Glück ist die Chère mère noch anwesend. Ohne sie „wüßte ich mir kaum zu helfen“, schreibt der Geängstete an Goethe. „Unsere Zustände sind so innig verwebt“ antwortet dieser, „daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle“.

Starke, der tüchtige zuverlässige Hausarzt, tut sein Möglichstes, die arme Lotte muß nach Zeitsitte eine ganze Apotheke schlucken. Bei der aufopfernden Pflege, deren die Liebe fähig ist, gelingt es langsam, die Gefahr zu bannen. Der lebhafte Karl wird zu Goethe geschickt, da die Mutter ohne zur Besinnung zu kommen, lange in Fieberdelirien liegt und Stille um sich bedarf. „Seit vorgestern spricht sie keine Silbe,“ schreibt Schiller anfangs November „obgleich mehrere Umstände vermuten lassen, daß sie uns kennt und die Zeichen der Liebe erwidert, die wir geben.“ Endlich weichen die schrecklichen Phantasien und in den ersten Dezembertagen kann Schiller melden; „Mit der Frau ist es gottlob heute gut geblieben. Ich selbst aber besinne mich kaum.“

Schon am 3. Dezember, sobald Lottes gute Natur die Zustände des Nervenfiebers überwunden, nimmt sie ihre ganze Energie zusammen und leitet die langersehnte Übersiedelung nach Weimar. Um sich und Schiller zu schonen, steigt sie zunächst bei Charlotte von Stein ab und bezieht die düstere Wohnung in der Windischen Gasse erst, nachdem Gatte und Mutter alles so behaglich und anmutig wie nur möglich gerichtet.

Als Frau von Lengefeld nach Rudolstadt zurückgekehrt war, schreibt sie dem Treubesorgten:

„Noch habe ich nicht Mut genug, die unglückliche Zeit in Jena mir ganz zurückzurufen, aber als eine wohltätige Erscheinung leuchtet mir aus solcher Ihre treue unermüdete Sorgfalt für meine gute Lotte entgegen und erteilt mir die frohe Zuversicht, meine liebe Tochter unter allen Schicksalen des Lebens an Ihrer sanften und teilnehmenden Hand glücklich und versorgt zu wissen. Was wir einander in dieser Zeit wurden, vermehrt meine treue Mutterliebe und Achtung für Sie.“

Achtundvierzigster Abschnitt

Guter Umgang stärkt die Kraft zu geistiger Arbeit.
Cicero

1801/02 Der gewaltige Einschnitt zwischen den Jugenddramen und den Werken, die nun in majestätischer Folge Schillers letzte Jahre krönen, ist lang, weit und tief.

Selten zeigt sich bei einem Schaffenden solcher Abstand.

Es handelt sich nicht um Erschöpfung oder Lähmung der gestaltenden Kraft, der etwa wieder aufgeholfen werden mußte, oder nur um die Notwendigkeit auf andere Art Brot zu verdienen. Schiller selbst nahm zwar hauptsächlich Letzteres an und hatte darunter gelitten. Die erfahrenen Enttäuschungen waren gewiß lange ein äußerlicher Anlaß gewesen, vom Theater fernzubleiben und sein Glück mit anderen Arbeiten zu versuchen. Ein äußerer Anlaß lag wohl auch im Widerwillen, den ihm die vielen Gemeinheiten und Unzuverlässigkeiten des damaligen Theaterbetriebs verursachten, wie sie in Mannheim überwältigend häßlich an ihn herangetreten waren. Allein der eigentlich zwingende Grund, so viele Jahre die Bühne zu meiden, war im Seelenleben des Dichters verborgen, in der tief eindringenden Wandlung, die er hatte durchmachen müssen. Er war bedingt durch die feurige Neugeburt seines Geistes.

Es gibt drei Stufen des Schaffens.

Auf der untersten wird ganz mechanisch, seelenlos, virtuos gearbeitet, meist nach bewährten Mustern zusammengestoppelt und -gestellt ohne innere Anteilnahme. Selten erreicht ein gewisses Vergnügen an eigener Geschicklichkeit eine liebevollere Art der Nachahmung und bringt es auf dieser niederen Stufe zu einem gewissen künstlerischen Schwung.

Die zweite Stufe nimmt das rein Subjektive, das Schöpferische ein, das ausschließlich mit Selbstanalyse arbeitet und zum Miterleiden des eigensten Erlebens zwingt. Goethes und Schillers Jugendwerke entstanden auf dieser Warte.

Zwei scheinbar widersprechende Dinge sind behauptet worden. Jedermann soll interessant sein, wenn er von sich erzählt. Nichts sei aber so unleidlich, als wenn jemand nur von sich erzählt. Eigentlich ist beides wahr und eine Behauptung vervollständigt die andere. Der Geringste unter uns, dessen Leben am monotonsten verläuft, hat seine Geschichte, die, mit Empfindung vorgetragen, interessant und spannend wirkt. Aber wer von dieser seiner eigenen Geschichte nicht loskommen kann, bringt es schließlich wie mancher Romantiker und Neuromantiker zur Unausstehlichkeit oder Verrücktheit. Hinreißende Werke, namentlich in jugendlichem Überschwang gedichtet, solang man sich selbst noch durchaus neu und entdeckenswert vorkommt, sind auf dieser zweiten Stufe des rein subjektiven Schöpfertums entstanden. Es sind die persönlichsten, aber doch auch wieder unpersönlichsten Werke, denn der Jugendliche gleicht vielen, fast allen Jugendlichen der eigenen Generation und obwohl er ganz aus sich selbst schöpft, dichtet er doch mit allen und alle dichten mit ihm. So ging es Goethe mit Werther, Schiller mit den Räubern. So geht es mit jedem schnell und allgemein zündenden Werk, das eine besondere Epoche kennzeichnet. Schiller erzählt Goethe, wie er aus Selbstanalyse, aus eigenem Leid und eigener Freude die Gestalten seiner ersten Werke gewonnen. Doch sein Genius war zu mächtig, ihn auf dieser Stufe verharren zu lassen. Es war ihm gegeben und geboten, sich selbst zu überwinden und zu übertreffen.

Gefällige Selbstbespiegelung, die nicht mehr naiv, sondern gewollt ist, wäre ihm unmöglich gewesen. Die höchste Kunst wie die höchste Ethik verlangt Selbstverleugnung, Selbstentäußerung. Auf der dritten, der höchsten Stufe gibt es nicht mehr das romantische oder jünglinghafte „die ganze Welt auf sich beziehen“, der Künstler hört auf, alles nur nach eigenem Maß zu bewerten. Fortan gilt es, sich an das Allgemeine zu knüpfen, die großen ewigen Beziehungen ohne persönliche Rücksicht zu deuten.

Diese Selbstentäußerung führt jedoch zu einer neuen Selbstbehauptung. Das Unpersönliche, das im höchsten Sinn Objektive der Kunst betont ohne sein Wollen die durch strenge Zucht gewonnene

neue gewaltige Persönlichkeit des Künstlers. Gerade weil er sich selbst nicht mehr erzählt, wird er uns unvergeßlich. Weil er nicht mehr sein eigenes Erleben sondern das Weltgeschehen schildert, erleben wir ihn.

Mit sehr einfachen Worten erklärt Schiller rückblickend diesen seinen Werdegang, den Wandel der eigenen Produktion gegenüber: „Es ist erstaunlich, wieviel Realistisches die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Don Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage in Goethes Gebiet gerate und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr. Auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinen Produkten keinen Schaden tun und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander koordinieren."

In der weimarischen Atmosphäre tritt der Dichter das neue Jahrhundert mit hoffnungsfroher Stimmung an. Lottes Krankheit war gewichen, Jenas Peinlichkeiten lagen hinter ihm und neue Pläne weiteten die kleine Räume, die er bezogen. „Es ist hier zwar auch nicht viel Geist in Zirkulation" schreibt er an Körner (5. 1. 00) „weil aber viele müßige Leute hier sind, so ist ein Bedürfnis da, den Geist zu reizen und so kommt denn natürlich zuerst die Reihe an Poesie und Kunst."

In den Gesprächen der Dichter herrscht das Theater vor. Schiller nimmt bei den Proben erneut Fühlung mit den praktischen Seiten der Schauspielkunst, er greift zu Macbeth, das Stück dem deutschen Theater zu gewinnen und verfaßt einen Prolog zu Goethes Übersetzung des Mahomet von Voltaire.

Eine vorsichtige Rückkehr zum geselligen Leben, eingeleitet durch

verschiedene kleine Empfänge am Hof und bei Anna Amalia, übt wohltätigen Einfluß auf die Gesamtstimmung. Die Familie lebt sich gut ein, Lotte fühlt sich wohl, betreut von Frau von Stein und ihrer Schwester Karoline, die alten trauten Beziehungen erfahren liebevolle Verjüngung. Der Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen zeigt sich mit großer Herzlichkeit dem nunmehrigen Schwager zugetan.

Doch Krankheit unterbricht am Ende des Winters den wohlbegonnenen neuen Aufenthalt und mühsam keucht der Dichter, sobald er Ende März den Freund wieder besuchen darf, die Treppen zu Goethes Arbeitszimmer empor. Aber trotz allem werden die Druckbogen des Wallenstein korrigiert, kommt der vollendete Macbeth im April zur Versendung an Cotta und verschiedene Theater. Maria Stuart gewinnt Szene auf Szene, bis das Stück in den letzten Maiwochen abgeschlossen vor dem Dichter liegt.

In schöner Frühlingsnacht bei offenen Fenstern liest er die ersten Akte einigen Freunden und Schauspielern vor. „Schiller las stehend," erzählt die Tochter des Staatsrats von Voigt, „zuweilen auf einem Stuhle knieend, nicht was man eigentlich schön oder kunstgerecht nennt, woran ihn auch sein etwas hohles Organ hinderte, aber mit Begeisterung und Feuer ohne Manier und Übertreibung, so daß er auch als Vorleser genügte und die Zuhörer hinriß."

Um den letzten Akt auszuführen und das Ganze zu runden, war er aus der düsteren Stadtstraße in den frühlingsfrohen Wald gezogen und hatte in Schloß Ettersburg, zwei Wegstunden von Weimar entfernt, Quartier genommen. Dort bewohnte er — vom Herzog eingeladen — das westliche Eckzimmer des ersten Stocks. Still und verlassen lag jetzt das Jagdschloß im Forst, nachdem der Mummenschanz aus Weimars lustiger Zeit längst verklungen war.

Schiller liebte es von nun an, sich bei guter Jahreszeit manchmal auf sich selbst zurückzuziehen, getrennt von der lauter und lebhafter werdenden Familie und den Vertrauten des kleinen Kreises, die ihre Sorgen und Freuden, ihre Heiterkeit und ihr Bedrücktsein von

Haus zu Haus trugen, denn sie betrachtete sich als eine Einheit, als etwas Zusammengehöriges, diese eigenartige Gesellschaft des klassischen Weimar. Alternde, aber noch liebliche Frauen, wie Charlotte von Stein und ihre Schwester gehörten dazu, dann Wilhelm und Karoline von Wolzogen, Knebel und Anna Amalias Paladine, und junger Nachwuchs, unter denen die Dichterin Amalia von Imhoff, die Sängerin Christiane von Wurmb, eine Verwandte Lottens und einige junge Leute wie Abeken und Heinrich Voß, der Sohn des Homerübersetzers, hervorragten.

Schiller berichtet über seine Wintergeselligkeit: „Goethe hat eine Anzahl harmonierender Freunde zu einem Klub oder Kränzchen vereinigt, das alle 14 Tage zusammenkommt und soupiert. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Teil sehr heterogen sind, denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören, es wird fleißig gesungen und pokuliert. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größeren Arbeiten niemals kommen würde."

Zu diesen lyrischen Kleinigkeiten gehören die Punschlieder, so recht geeignet, die gute Stimmung des kleinen Kreises herauf zu beschwören, wie die Ernsten zu lachen verstehen, wenn traulich duftende Wärme die Herzen erfreut mitten in Weimars kaltem Nebelwinter. Denn die Herzen sind warm, glücklich in festem Vertrauen aufeinander. Auch die Ansprache: „An die Freunde" wurde hier zuerst vorgetragen.

Goethe und Schiller standen im Mittelpunkt dieses Kreises, manchmal zog man hervorragende Schauspieler und interessante Fremde bei, frische Anregung in das Gespräch zu bringen. Man sprach über die eigenen Schöpfungen und über die Werke der anderen, es tauchte der Plan auf, ein deutsches Theater herauszugeben. Darüber erzählt Goethe:

„Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eigenen Arbeiten übrigblieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde, planmäßig anzuwenden, daß



Charlotte von Stein
Nach dem Kupferstich von G. Wolf

vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet, und ein Deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in Stand gesetzt würden, denen oft leichten Erzeugnissen des Tages einen festen altertümlichen Grund, ohne große Anstrengung, unterlegen zu können. Damit nun aber das Deutsche Theater auf echt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst „Herrmanns Schlacht" von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urteil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt und das Stück wurde bald zurückgelegt . . . Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältnis, er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider, doch wurde diese Tragödie sowohl als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen." In Schillers Bearbeitung erschien das Stück auf der weimarischen Bühne.

Bei den Theaterproben rezitierte und spielte Schiller zuweilen den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, hätte nicht der schwäbische Dialekt die Wirkung beeinträchtigt, aber trotzdem, daß seine Haltung steif und gebückt, seine Bewegungen durchaus nicht plastisch waren, riß er durch sein Feuer und seine Phantasie zur Begeisterung hin. Die Leseproben wichtiger Stücke wurden entweder bei Schiller oder bei Goethe im Haus gehalten, ein freundlicher Verkehr mit den Mitgliedern des Theaters schloß sich daran und nach den ersten Aufführungen seiner eigenen Dramen lädt Schiller meist die Darsteller und Darstellerinnen der Hauptrollen zu einem Nachtmahl ins Stadthaus ein „wo fröhlich gesungen, mitunter improvisiert und allerlei Scherz getrieben wurde".

Den großen Theatererfolgen, die das Jahr mit Macbeth und

Maria Stuart bereits gebracht, gesellt sich wachsende Anerkennung und Verbreitung der Gedichte und prosaischen Schriften, so daß Schiller nun als der anerkannt erste Dichter deutscher Zunge von seinen Zeitgenossen gefeiert wurde.

Zwei Monate nach Erscheinen des Buchs meldet Cotta, daß 4500 Wallensteinexemplare verkauft sind. Englische und französische Verleger bemühen sich um Übersetzungsrechte der Stücke.

In voller Größe reckt sich Goethe mit seiner aufrichtigen Anerkennung und Freude darüber. Mit der Vorbereitung künftigen Schaffens gelassen beschäftigt, gibt er sich der Genugtuung am Ruhm des Freundes rückhaltlos hin, wiewohl er selbst in dieser Zeit weniger hervortritt.

Nur aus der romantischen Gruppe kamen Spott und feindlicher Angriff. Am 26. Juli 1800 schreibt Schiller an Goethe: „Ich lege ein neues Journal bei, das mir zugeschickt worden, woraus Sie den Einfluß Schlegelischer Ideen auf die neuesten Kunsturteile zu Ihrer Verwunderung ersehen werden. Es ist nicht abzusehen, was aus diesem Wesen werden soll, aber weder für die Hervorbringung selbst, noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle leere Fratzenwesen ersprießlich ausfallen. Sie werden erstaunen, darin zu lesen, daß das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewußtlos sein muß und daß man es besonders Ihrem Genies zum großen Vorzug anrechnet, ganz ohne Bewußtsein zu handeln."

Das Bestreben der Schillerfeinde (ein Bestreben, das merkwürdigerweise nicht veralten sollte, so humoristisch es von beiden Dichtern abgefertigt wurde) bestand darin, Goethe gegen ihn auszuspielen und den Werther-Dichter als Oberhaupt einer besonderen Sekte aufzustellen.

Der mystische Fanatismus dieser Sekte behauptete, daß jede Reflexion, jede bewußte Arbeit dem Kunstwerk nur Schaden bringe, der Dichter müsse sich auf die Eingebung seines Dämons verlassen. Die Anhänger glaubten nur an die Extase oder taten so, ihnen bedeutete das Stammeln der Verzückung Poesie. Auf welche Weise die Verzückung hervorgebracht wurde, war nebensächlich. Goethe,

der so einzig nach majestätischer Gesetzlichkeit Verlangende, sollte sich zum Oberpriester der Sekte erklären lassen.

Der zwischen Schiller und den Häuptern der romantischen Schule entstandene Konflikt, durch die räumliche Trennung äußerlich weniger fühlbar geworden, war doch keineswegs aus der Welt geschafft. Eine Art Kriegszustand zwischen Klassikern und Romantikern muß bestehen. Er bringt beiden Teilen Nutzen, denn seine Lebhaftigkeit erlaubt den einen nicht zu versteifen, den andern nicht ganz uferlos zu werden.

Nichts ist schwerer als versöhnlich zu sein gegenüber eigenen alten Fehlern, die man in sich selbst mit großem Kampf besiegt hat und dann bei anderen findet. Den Ausgangspunkt, von dem sich die Klassiker längst entfernt, dem sie mit großer Selbstüberwindung entsagt, fanden sie bei den Romantikern wieder, die aber solchen Ausgangspunkt als Endpunkt und Ideal verfochten. Sie konnten schwerlich bei anderen in solchen Dingen tolerant sein, die sie in der eigenen Anlage nicht ohne Grausamkeit niedergerungen.

Sehr genau empfanden sie, daß ihre umjubelten Jugendwerke, so gut sie einst in ihre Jugend paßten, in ihre Reife nicht mehr eingehen konnten, denn was bei dem Jüngling absurder Most sein darf, muß sich beim Mann zu edlem, wenn auch herbem Saft klären. Wildes Aufschäumen ist romantisch und daher hat die reine Romantik immer wieder die jüngste Jugend aller Generationen zum Bundesgenossen.

Aber ein vollreifer Mann, der sich als Jüngling gebärdet, ist ein armer Geck. Mit wahrhaft künstlerischer Hand stimmt die Natur unsere leibliche Erscheinung im Lauf der Jahre um, paart Silberhaar und Milde. Schön ist es zu nennen, wenn es die Seele ebenso zu Gleichgewicht bringt und nicht goldblonde Locken mit Runzeln zugleich auftreten läßt.

Der Gegensatz zwischen Klassikern und Romantikern ist aber nicht nur der zwischen Jünglingseifer und Manneswürde. Bewußt brachten die Romantiker gewisse Trümpfe auf, die eigentlich zueinander in Widerspruch standen.

Da sich Schiller in seinen letzten Jahren sehr damit innerlich und äußerlich auseinandersetzen mußte, ist es notwendig, diese Kontrastwirkungen möglichst genau ins Auge zu fassen.

Tiefe Andacht vor der Antike, vor dem, was sie Griechheit nannten, war die eigentliche Seligkeit der Reifgewordenen. So betrachteten sie Maß als höchste Tugend, Vermessenheit als tragische Schuld, Maßlosigkeit als ein Verachtenswertes. In der Beschränkung zeigte sich der Meister. Sie sammelten, was ihr Können, Wissen und Lieben betraf, möglichst alles zu einem mächtigen Strom. Sie gönnten sich's, manches zu verachten.

Die Romantiker wollten ein allgemeines Überfließen, Ineinanderfließen veranlassen. Nirgends steckten sie Grenzen, nichts sollte unversucht, nichts ungeliebt, ungewertet bleiben. Der Antike setzten sie als Trumpf das von ihnen entdeckte und nach ihrem Belieben aufgefaßte Mittelalter entgegen.

Dies beantwortete Schiller übrigens mit seiner romantischen Tragödie: „Die Jungfrau von Orleans". Kurz nach der ersten Aufführung der Maria Stuart, nimmt er den Plan vor, schwankt ein wenig zwischen der Hirtin und der königlichen Johanna von Neapel und geht energisch an die Arbeit: „Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours," schreibt er Goethe, „und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minnesängern mich bekannter machen."

Was die Romantiker Anregendes boten, verkennt er also keineswegs. Gern sucht er selbst die von ihnen bevorzugte Welt einmal auf und nicht ohne Glück. Er müßte auch der eigenen Jugend gram sein, wenn er nicht liebte, was in der Romantik schön und hinreißend ist. Er widersteht nur da, wo anmaßender Dogmatismus und Sektengeist giftigen Hader oder Lächerlichkeit erzeugen. Nicht ohne Behagen läßt er bei der romantischen Tragödie etwas ab von der Strenge gegen sich selbst. Sie ist für ihn wie ein Ruhepunkt.

Er gesteht, bei weiterem Fortarbeiten, daß ihm das Werk mehr aus dem Herzen fließe als die vorigen Stücke „wo der Verstand mit dem Stoff kämpfen mußte".

Im eigenen Garten zu Jena wird „die Jungfrau“ im April des Jahres 1801 vollendet. Bunte, selbstgesteckte Tulpen umblühen den Dichter, als er das Manuskript unter dem Arm zum letztenmal durch sein Gärtchen schreitet und die Klingel an der Pforte laut tönen läßt.

Wenn beide Dichter an dem, was sie barbarisch nennen, auch ihre Freude haben und Goethe ausgesprochen „barbarisch“, das heißt eigentlich romantisch, den ungeheuren Faust anlegt, so sind sie doch nie so glücklich, als wenn es ihnen, den nordischen Träumern, gelingt, die antike Helena lebendig zu machen. Das Symbol dieses Glücksgefühls ist Goethes Helenaepisode. Als er sie dem Freund vorträgt, ist es eine Stunde tiefgehender Weihe.

Schiller schreibt: „Ihre Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen, der edle hohe Geist der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen und macht den gehörigen Effekt, in dem er ruhig mächtig das tiefste aufregt.“

In einem Brief an die Gräfin Schimmelmann, in dem er seine Bekanntschaft mit Goethe „das wohltätigste Ereignis seines ganzen Lebens nennt,“ spricht sich Schiller über das Verhältnis der Freunde mit den Romantikern aus: „Goethe schätzt alles Gute, wo er es findet und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des älteren Schlegel und seiner Belesenheit in alter und in ausländischer Literatur und dem philosophischen Talent des jüngeren Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen, darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegels Goethe erweisen, ist er selbst unschuldig, er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst recht wohl ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist, denn diese eitlen Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde und

Da sich Schiller in seinen letzten Jahren sehr damit innerlich und äußerlich auseinandersetzen mußte, ist es notwendig, diese Kontrastwirkungen möglichst genau ins Auge zu fassen.

Tiefe Andacht vor der Antike, vor dem, was sie Griechheit nannten, war die eigentliche Seligkeit der Reifgewordenen. So betrachteten sie Maß als höchste Tugend, Vermessenheit als tragische Schuld, Maßlosigkeit als ein Verachtenswertes. In der Beschränkung zeigte sich der Meister. Sie sammelten, was ihr Können, Wissen und Lieben betraf, möglichst alles zu einem mächtigen Strom. Sie gönnten sich's, manches zu verachten.

Die Romantiker wollten ein allgemeines Überfließen, Ineinanderfließen veranlassen. Nirgends steckten sie Grenzen, nichts sollte unversucht, nichts ungeliebt, ungewertet bleiben. Der Antike setzten sie als Trumpf das von ihnen entdeckte und nach ihrem Belieben aufgefaßte Mittelalter entgegen.

Dies beantwortete Schiller übrigens mit seiner romantischen Tragödie: „Die Jungfrau von Orleans". Kurz nach der ersten Aufführung der Maria Stuart, nimmt er den Plan vor, schwankt ein wenig zwischen der Hirtin und der königlichen Johanna von Neapel und geht energisch an die Arbeit: „Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours," schreibt er Goethe, „und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minnesängern mich bekannter machen."

Was die Romantiker Anregendes boten, verkennt er also keineswegs. Gern sucht er selbst die von ihnen bevorzugte Welt einmal auf und nicht ohne Glück. Er müßte auch der eigenen Jugend gram sein, wenn er nicht liebte, was in der Romantik schön und hinreißend ist. Er widersteht nur da, wo anmaßender Dogmatismus und Sektengeist giftigen Hader oder Lächerlichkeit erzeugen. Nicht ohne Behagen läßt er bei der romantischen Tragödie etwas ab von der Strenge gegen sich selbst. Sie ist für ihn wie ein Ruhepunkt.

Er gesteht, bei weiterem Fortarbeiten, daß ihm das Werk mehr aus dem Herzen fließe als die vorigen Stücke „wo der Verstand mit dem Stoff kämpfen mußte".

Im eigenen Garten zu Jena wird „die Jungfrau" im April des Jahres 1801 vollendet. Bunte, selbstgesteckte Tulpen umblühen den Dichter, als er das Manuskript unter dem Arm zum letztenmal durch sein Gärtchen schreitet und die Klingel an der Pforte laut tönen läßt.

Wenn beide Dichter an dem, was sie barbarisch nennen, auch ihre Freude haben und Goethe ausgesprochen „barbarisch", das heißt eigentlich romantisch, den ungeheuren Faust anlegt, so sind sie doch nie so glücklich, als wenn es ihnen, den nordischen Träumern, gelingt, die antike Helena lebendig zu machen. Das Symbol dieses Glücksgefühls ist Goethes Helenaepisode. Als er sie dem Freund vorträgt, ist es eine Stunde tiefgehender Weihe.

Schiller schreibt: „Ihre Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen, der edle hohe Geist der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen und macht den gehörigen Effekt, in dem er ruhig mächtig das tiefste aufregt."

In einem Brief an die Gräfin Schimmelmann, in dem er seine Bekanntschaft mit Goethe „das wohltätigste Ereignis seines ganzen Lebens nennt," spricht sich Schiller über das Verhältnis der Freunde mit den Romantikern aus: „Goethe schätzt alles Gute, wo er es findet und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des älteren Schlegel und seiner Belesenheit in alter und in ausländischer Literatur und dem philosophischen Talent des jüngeren Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen, darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegels Goethe erweisen, ist er selbst unschuldig, er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst recht wohl ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist, denn diese eitlen Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde und

es ist ihnen im Grunde nur um sich selbst zu tun. Dieses Urteil, das ich Ihnen hier niederschreibe, ist aus Goethes eigenem Munde, in diesem Tone wird zwischen ihm und mir von den Herren Schlegel gesprochen."

So unendlich die Romantiker grundsätzlich sein wollten, so wurden sie schließlich doch viel enger und begrenzter als die von ihnen Angefeindeten. Sie setzten dem weltbürgerlichen Gleichmut der Klassiker einen für ihre Zeit nützlichen, absolut wertvollen, aber merkwürdig fremd zu ihrem grundsätzlichen Schweifen ins Ferne stehenden Patriotismus entgegen und verschiedene unter den bedeutendsten Vertretern ihrer Richtung zogen sich vor dem ins Unendliche strebenden Mystizismus in die beruhigende Sicherheit der katholischen Kirche zurück.

Maß, Ordnung und Endgültigkeit mußten auch sie schließlich ersehnen, aber da sie es innerlich nicht erreichen konnten, mußten sie es von außen als Gesetze empfangen.

Die außerordentliche Bereicherung, die man den Romantikern verdankt, besteht darin, daß sie nichts verachteten, Gebiete der Extase, der Schuld, der Reue, der Sühne, der Häßlichkeit und Niedertracht der Kunst eröffnen konnten, die sonst „terra incognita" geblieben wären.

So sehr beide Richtungen, die romantische und die klassische, zu oder voneinander strömen, ein sehr beachtenswerter Unterschied bleibt, ein untrügliches Kriterium. Ein Romantiker kann ein herrlicher Künstler und herrlicher Mensch sein, aber auch unbeschadet des Künstlertums ein wenig schätzbarer, ja gesunkener Mensch. Ein Klassiker kann kein großer Künstler werden, ohne sich als Mensch zu erhöhen und zu vollenden.

Er kann gar nicht anders, als jene Selbstüberwindung und Disziplin, die er in seiner Kunst übt, im Leben zu üben. Denn das eine selbstgegebene, streng eingehaltene Maß bedingt das Andere.

Ein sich Hingeben den Stimmungen gegenüber, ein Warten und Lauschen auf Offenbarung, wie es dem romantischen Bekenntnis

entspricht, muß zwar nicht zur Zerrissenheit führen, kann aber auch nicht vor derselben bewahren.

Über dieses alles hatte sich Schiller ruhig gemessen Rechenschaft zu geben versucht, sich selbst und andere gewarnt in den Ergebnissen seines Nachdenkens, wie in dem Aufsatz „Über die Gefahr ästhetischer Sitten". Seine liebenswürdige, aber nichts weniger als weiche, sondern sehr strenge ästhetische Philosophie sucht die Ethik des Schaffens klar zu gründen.

Am Schluß seines Wirkens faßt er deren Grundsätze noch einmal fest zusammen und prüft die Stoffe, an die er gehen will, auf die Möglichkeit, tiefen Gehalt hineinzulegen.

Manche durchwachte Nacht, manche Stunde bitteren körperlichen Leidens sind solchem Sinnen geweiht.

Äußerlich ruhig verläuft das erste Jahr des Säkulums.

Im Sommer kommt eine längst geplante Reise nach Dresden zu Stande, statt des ursprünglich gedachten Aufenthalts an der See. Auf der Hinfahrt bleibt der Dichter in Leipzig, einer Aufführung der Jungfrau von Orleans beizuwohnen, denn in Weimar konnte das Stück vorläufig wegen einer Besetzungsschwierigkeit der Hauptrolle nicht gegeben werden.

Über diesen denkwürdigen Abend in Leipzig schreibt Lotte an Christophine Reinwald: „Der Tag war glühend heiß und wir fürchteten schon, daß niemand ins Theater käme und die Schauspieler schlecht spielen würden. Aber es war zum Erdrücken voll und eine Hitze, daß mir fast schlecht wurde. Kaum sank nach dem ersten Akt der Vorhang, da erscholl im Publikum ein tausendstimmiges „es lebe Friedrich Schiller!" und in den Jubelruf wirbelten die Pauken und Trompeten des Theaterorchesters. Schiller war ergriffen, er dankte mit einer Verbeugung von der Loge aus. Uns standen die hellen Tränen in den Augen. Als wir nach der Vorstellung, die recht befriedigend war, aus dem Hause kamen, stand der weite Platz vom Schauspielhaus bis zum Ranstädter Tor voll Menschen. Schiller trat hinaus, der kleine Karl, der Angst vor den vielen Leuten hatte und vor den Fackeln, die da

und dort aufleuchteten, klammerte sich an den Mantel seines Vaters. Wir Frauen hielten uns zurück, um verborgen nach unseren Portechaisen zu kommen. Im Nu bildete sich eine Gasse, einige Männer schrieen „Hut ab, da kommt er!" Alle Häupter entblößten sich und so schritt der Dichter wie ein König durch die Reihen seiner Bewunderer. Ich sah Leute, die ihre Kinder emporhielten und auf Schiller deuteten. Es war erhebend. Ich habe im Bett noch lange vor Rührung geweint*."

Sechs stille frohe Wochen in Körners Gartenhaus zu Loschwitz verlebt, zeigen zu tiefster Befriedigung, wie nahe sich die Freunde noch stehen, wenn aus dem ehemalig meisterndem, väterlich mahnendem Freund auch der staunende Bewunderer werden mußte.

Karoline, die außer Lotte und dem kleinen Karl an der Reise teilnahm, bemerkt: „In Gesprächen mit seinem Freunde, in der schönen Natur, von Jugenderinnerungen umweht, war Schiller sehr heiter. Den kleinen Gartensaal, die Wiege des Don Carlos, sah er mit Vergnügen wieder und es schien uns, als beschäftige ihn die Braut von Messina. Er sprach gern von seinen Dichtungsplänen mit uns, deren Ausführung noch ferne lag. Von der Braut von Messina hatte er viel gesprochen und wir fragten oft, ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden? Sobald es mit der Ausarbeitung Ernst wurde, schwieg er darüber."

Ein kurzer Besuch bei Göschen in dessen Gut Hohenstädt schließt die Reise ab und beweist, daß die kurze Verstimmung zwischen beiden wegen Cotta der alten Herzlichkeit gewichen war.

Im Verkehr mit seinen Verlegern war Schiller praktischer Geschäftsmann. Er wechselte, sobald bessere Bedingungen ihm geboten wurden, verstand aber die persönlichen und auch geschäftlichen Beziehungen zu erhalten und wenn der Zeitpunkt gekommen war, wieder aufzunehmen. So erschien die Jungfrau von Orleans, ohne daß ein Bruch mit Cotta erfolgte, bei dem Berliner Buchhändler Unger, der die von Schiller angeregte Sammlung „Das deutsche Theater" herauszugeben begann.

* Unveröffentlicht.

Um dieselbe Zeit ungefähr, als er mit Unger wegen seines Stückes Beziehungen unterhält, streckt Cotta eine Summe vor, die zum Kauf des Hauses an der Esplanade nötig war. In der Windischen Gasse ist es zu düster und eng. Menschen, die viel zu Haus bleiben müssen, brauchen Licht, Luft und Sonne, einen Blick ins Freie. Dies alles hofft Schiller in seinem künftigen Besitz zu finden, den er dem Engländer Mellish abkaufen wollte.

Während dieser Plan ihn und seine Familie lebhaft beschäftigte und andererseits Verhandlungen angeknüpft wurden, den vielgeliebten Garten in Jena zu veräußern, herrschte so recht zur Erholung auf dem Arbeitstisch des Dichters die ferne bunte Märchenwelt: Es entstand in wenig Monaten Turandot: „Zunächst bestimmte mich das Bedürfnis unseres Theaters dazu," schrieb er im November an Körner „wir brauchen ein neues Stück und womöglich aus einer neuen Region und dazu taugt uns dieses Gozzische Märchen vollkommen".

Die darin enthaltenen Rätsel erinnern an manches Rätselspiel des harmlos frohen Kreises. Man fand sie nur allzu leicht, Goethes kleiner Sohn löste sie beim ersten Lesen auf.

Neunundvierzigster Abschnitt

Das ist der Vorzug des Menschen, daß er etwas Höheres und Besseres, als er selbst ist, zu erkennen vermag. Aristoteles

1802/03 Aus Rußland zurückgekehrt, hatte der fruchtbare und beliebte dramatische Schriftsteller A. von Kotzebue wieder in Weimar Wohnung genommen und versuchte mit Schiller und Goethe in vertrauten Verkehr zu kommen.

Obwohl man seine etwas klebrige und aufdringliche Persönlichkeit nicht gern leiden mochte, fand er doch die Gesellschaft verhältnismäßig günstig gestimmt, da sein Buch: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“, in dem er seine sibirische Gefangenschaft schilderte, allgemeines Interesse für ihn wachrief.

Weil er bei dem Versuch, sich in die Goethe-Schillersche Mittwochsgesellschaft einzudrängen, von Goethe sehr kühl abgefertigt wurde, bei den Schillerschen Damen aber seines Erzählertalents wegen besser aufgenommen war, suchte er in geschickter Weise Unfrieden zwischen den Dioskuren zu erregen.

Er benutzte die Gelegenheit, daß die Romantiker in Jena Schiller ebenso angriffen, wie sie auch ihn angegriffen hatten, während Goethe von der Feindschaft des Schlegelkreises verschont blieb, um den einen auf Kosten des anderen zu feiern mit dem hämischen Wunsch, die Eifersucht des älteren Dichters auf den umjubelten jüngeren wachzurufen.

Da sich Goethe gerade in Jena befand, bereitete er mit einigen Damen der Gesellschaft für den 5. März 1802 im neuen Stadthaus ein Fest vor, worin Schiller durch Szenen aus seinen Tragödien und eine Darstellung der Glocke verherrlicht werden sollte. Zum Schluß dachte Kotzebue eine Glocke aus „Papiermaché“ zu zerschlagen, unter der Schillers Büste von Dannecker zum Vorschein käme. Diese sollte dann von den Damen mit Lorbeer bekränzt werden, als die Büste des ersten und einzigen deutschen Dichters.

Schiller war die Sache sehr peinlich, so peinlich, daß er Krankheit vorschützte, um nicht erscheinen zu müssen. Aber der Zufall

kam ihm zu Hilfe. Der herzogliche Bibliothekar gab Schillers Büste nicht her, weil er noch nie erlebt habe, daß eine Gipsbüste unbeschädigt von einem Fest heimgekehrt sei und der Bürgermeister verweigerte den Schlüssel zum Saal.

So war die Gefahr beschworen, durch eine törichte Huldigung Mißtrauen unter die Freunde zu säen.

Lotte, die den letzten Schatten dieser Wolke mit ihrem Humor zu verscheuchen gedachte, verspottete Kotzebue als „Meister Firlefanz" in einem lustigen Schwank: „Der verunglückte fünfte März", über dessen heitere Verse Schiller und Goethe weidlich zusammen lachten.

Lotte endet ihr Stückchen damit, „daß Firlefanz und die Gesellschaft mit verbissenem Grimme abgehen". In Wirklichkeit war es nicht anders. Kotzebue wählte bald nach diesem Mißerfolg Berlin zu seinem Wohnsitz, wo er das Journal „Der Freimütige" herausgab, in dem Goethe heftig und maßlos angegriffen wurde.

Während Schillers Familie den Umzug in das neue Heim vorbereitete, bot Lottes Schwank, den man bei Karoline von Wolzogen mit verteilten Rollen las, manche Unterhaltung.

Eine große Sehnsucht erfüllte sich dem Dichter, als er endlich im April das kleine behagliche Haus sein Eigen nennen konnte, das, damals noch von Grün umgeben, freien Blick auf die Felder gewährte.

Goethe wünscht ihm zum Einzug besonders Glück.

Aber am Tage des Einzugs stirbt in der Heimat die alte Mutter und bald wird durch die Nachricht dieses Todes die Freude am Besitz getrübt. Schiller berichtet es an Goethe mit verhaltenem Schmerz, wie er denn überhaupt zu dem Freund, der selbst mit antiker Ruhe allen traurigen Zufällen des Lebens zu begegnen strebt, von seinen Angelegenheiten immer nur in sehr verhaltener Weise spricht.

Das kleine Haus ist vornehm und freundlich, die Zimmer sind glücklich im Maß, nur die Kammer mit schiefen Wänden im Mansardengeschoß scheint ungünstig gewählt für das Schlaf-

gemach eines Leidenden. Freilich ist es bequem, daß die freundliche Schreibstube daran grenzt. Sie ist geräumig genug, daß der Dichter, während er an seinen Tragödien arbeitet, auf und ab stürmen kann. Es duftet darin von lang aufgehobenen Äpfeln, deren Geruch Schiller liebte. Wahrscheinlich war dieser Duft eng verknüpft mit der Vorstellung erwartungsvoller Kindergesichter. Den Kindern sind die Äpfel ursprünglich bestimmt gewesen als freundliche Abfertigung; wenn sie den Vater bei der Arbeit zu stören gedenken, wird jedem ein Apfel in das Patschhändchen gedrückt und sie ziehen befriedigt ab.

Sind sie gar zu lärmend, werden die Jungen zu Goethe geschickt, wo das weitläufige Haus manchen Spielplatz bietet. Dort ist es sehr interessant für Knaben, denn zuweilen erscheint Goethe unter den Spielkameraden und erklärt etwas von seinen Sammlungen. Auch wenn er Schiller besucht, empfängt den milde väterlichen lauter Jubel der kleinen Familie. Irgend einmal schließt Schiller einen Brief damit, er könne nicht weiter schreiben, Goethe und die Kinder machten zusammen solchen Lärm.

In der Wohnstube stehen die glatten bequemen Zopfmöbel. Hier — stets gewärtig auf einen Ruf aus Schillers Gemach — arbeitet Lotte an ihrem Nähtisch. Manch hübscher, kleiner Gegenstand des täglichen Gebrauchs hat sich in der Familie erhalten und ist im Schillermuseum zu Greifenstein geborgen. Sie stickt etwa an einem weißen Tüllschleier, wie sie allgemein Mode sind, Blumen in Weiß, sie lehrt das kleine Mädchen Karoline und „wehret den Knaben". Oder sie begibt sich an den zierlichen Schreibtisch aus Birnbaumholz, worin ihr verschließbares Schreibkästchen aus Maroquin steht, ihr Tintenfaß aus blauem Glas mit Goldblumen und etliche Andenken, eine Silhouette aus Schillers Jugend mit braver Zopffrisur, eine Silhouette Goethes, ihr „in den Tagen Kochbergs" geschenkt, eine Miniature der chère mère, die reizende Silberstiftzeichnung, die das zarte Profil Charlottes von Stein darstellt*.

* Schill[illegible] zu Greifenstein.

Lotte — jetzt im Alter von 36 Jahren — trägt ihr braunes Haar ganz weich und natürlich gewellt, zu beiden Seiten des sympathischen Gesichtchens herabwallend. Eine Locke fällt gern etwas neckisch über die Stirn, wie es das Bildchen der Simanowitz zeigt. In ihrer Toilette ist sie äußerst geschmackvoll. Man kann nichts sehen, was einfacher, selbstverständlicher, anmutiger wäre, als etwa das blaugraue Leibchen, mit schmaler Franse abgeschlossen, unter dem eine weich gefältelte, weiße Chemisette sich schmiegt.

In der Wohnstube empfängt sie Besuch, der ovale rundum mit Gitterchen versehene Teetisch ist bereit mit der Teeurne, deren Kupfer behaglich schimmert. Zu besonderen Gelegenheiten wird das schöne Silber aufgetragen, das Schiller als Geschenk der Herzogin nach der Wallenstein-Aufführung erhalten. Hier erscheinen die Weimaraner Freunde, Besuche aus Jena, hier zeigt sich Cotta mit liebenswürdiger Bonhomie, wenn er auf einer Geschäftsreise seine Autoren besucht, hier wird der alte Voß, der Homerübersetzer, freundlich bewirtet. Zelter spielt zu Schillers Entzücken seine Komposition des Taucher, Christiane von Wurmb singt zum Spinett oder Schiller liest vor gewählter Gesellschaft seine Verse. Christiane von Wurmb, Lottchens Nichte, in der Familie Christel genannt, schenkt manchmal den Tee ein und hört trotz der hausfraulichen Tätigkeit genau auf Schillers plaudernd vorgetragene Lebensweisheit. Manchen Ausspruch schreibt sie auf und schenkt die Sammlung Goethe in späteren Jahren.

Dies veranlaßt den Überlebenden zu dem Ausspruch: „Schiller ist groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde".

Es ist eine ungemein versöhnend wirkende Lebensweisheit, die so unbefangen von den Lippen des Dichters fließt. Besonders bezeichnend erscheint das Wort: „Der Mensch sollte sich gewöhnen und es sich zum festen Gesetze machen, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne, wäre es nur auf eine Viertelstunde, seine Seelenkräfte zu üben und sie auf einen einzigen Punkt zu richten."

Auch von Musik ist öfters die Rede. Schiller ist ein entschiedener Anhänger Glucks.

Bei Tisch ist oft in zwangloser Weise ein Freund zugezogen. Man versteht sehr heiter zu sein. Einmal lacht man besonders lustig, da Schiller aus den Märchen von Tausendundeiner Nacht erzählt und Goethe die allerernstesten und zugleich komischsten Anmerkungen macht.

Die Wände schmücken gute Bilder. Da ist das Porträt des Dichters in Pastell, das Dora Stock in derselben Stellung wie Graff gemalt (nach Lottes Ansicht noch ähnlicher), da hängen die Zeichnungen, die Christophine Reinwald bei einem Besuch von den Kindern entworfen. Auch eine „heroische" Landschaft in Gouache, die Reinhart aus Rom gesendet, wird besonders hochgehalten. Rührend sind der Begleitbrief des Künstlers und Schillers Antwort zu lesen, in denen nach dem Brauch der kraftgenialischen Zeit in Gohlis die Anrede mit „Er" festgehalten ist. Vor dem Ofen steht als Ofenschirm jene Klio, — weiß, auf wedgwoodblauem Grund, — die aus Duisburg kam und mehrfach im Briefwechsel mit Goethe Erwähnung findet*.

Schiller hat lang gearbeitet, die Hände sind ihm steif und kalt geworden, da kommt er an den warmen Ofen und nimmt die Handwärmer, die bereit für ihn liegen, eigentümliche graue Marmorröllchen, die auf dem Ofen erhitzt und dann in die Hand genommen werden, etwas Wärme mitzuteilen. Nun tut ihm der Tee wohl, aus zierlicher „Mundtasse" geschlürft, einem Geschenk von Angelika Kauffmann.

Abends setzt man sich zu einem Spielchen, wenn die Mittwochsgesellschaft nicht ruft oder die Komödie nicht angelockt hat. Es sind seltsame Spielkarten, die man im Haus des Dichters mischt und gibt, ein Geschenk, das Cotta bei einem Besuch zurückgelassen. Abwechslungsreiche Kupferstiche schmücken jede einzelne Whistkarte, handgemalt im zierlichsten Geschmack. Die Figuren der Jungfrau von Orleans — nach der Empiremode gekleidet — und andere Charaktere sind als Bilder gewählt und gewähren einen genauen

* Die sämtlichen im Abschnitt erwähnten Gegenstände sind im Schillermuseum von Schloß Greifenstein.

Eindruck, wie die zeitgenössische Bühne Schillers Stücke darstellte.

Nachdem die erste Zeit im neuen Haus etwas unruhig vorübergegangen war und dem Dichter keine ernstere Tätigkeit erlaubte, als einige Gedichte zu machen und zwei Lustspiele aus dem Französischen zu übersetzen, ging er an die Ausführung eines Lieblingsgedankens, ein Trauerspiel mit Chören zu verfassen. Nach langem Schwanken wurden Warbeck, die Malteser und Wilhelm Tell zur Seite gelegt und der Plan zur Braut von Messina vorgenommen, wie ihn der Dichter in Körners Gartensälchen mit den Freunden besprochen. Hier dachte er das zum Ausdruck zu bringen, was er (6. Juli 1802) im Brief an Goethe gemeint: „Ich glaube selbst, daß unsere Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen sein sollten, aber dazu gehörte eine ganz andere Fülle der Erfindung, um die sinnlichen Kräfte ununterbrochen zu reizen und zu beschäftigen."

Die Braut von Messina führt den Untertitel: „Die feindlichen Brüder". Noch einmal feindliche Brüder nach den Räubern! Welch außerordentliche Gegenstücke!

Zuerst ein roher Edelstein, ein Naturwunder, das mit Staunen betrachtet werden muß. Und dann, ein Edelstein, der manch Opfer und Verlust ertrug, seitdem er zutage gefördert war, aber jetzt geschliffen glänzt, ein Wunderwerk der Natur und der Kunst.

Es ist gesagt worden, daß die Größe eines Menschen darnach gemessen werden kann, welchen Grad von Ehrfurcht er dem Altertum zu zollen versteht. Obwohl Schiller nicht Griechisch kann, sondern diesen Mangel so schmerzlich fühlt, daß er es noch in seinem reifen Alter lernen will, um nicht mehr auf dem Weg der Übersetzung zu den Tragödien zu gelangen, wird Liebe und Ehrfurcht vor der Griechheit von Jahr zu Jahr bei ihm durchdringender und feiner.

Die „Braut" ist ein Denkmal kindlicher Pietät dem Vaterhaus gegenüber, dem Vaterhaus des höheren Menschentums, das sich durch jenes Künstlertum beweist, wie es alle höheren Geister mit der Sehnsucht ihrer Seelen in der Antike fanden.

Was kümmert einen Goethe, einen Schiller das kleinliche Klatschen um sie herum. Sie fühlen sich beheimatet in einem Land, das von keinem Unedlen wirklich betreten werden kann, das nur dem Angelangten seine Wunder wirklich zeigt.

Viel besprochen und oft gehässig glossiert ist eine äußere Ehrung, die um diese Zeit dem Dichter zuteil wurde. „Aus eigener Bewegung", erzählt Karoline, „wirkte der Herzog von Weimar den kaiserlichen Adelsbrief im Jahr 1802 für Schiller aus. Obwohl ihm dieser neue Beweis der Gunst seines Herrn erfreulich sein mußte, besonders der Gedanke dabei, daß dieser und die Herzogin hierdurch den Wunsch offenbarten, ihn und seine Frau bei allen Gelegenheiten in ihrer Nähe zu sehen, furchten doch einige Bedenklichkeiten bei dieser Auszeichnung seine Stirn."

Zeitlich nur wenige Jahre liegen die beiden entgegengesetzten, doch ebensogut gemeinten Ehrungen auseinander, die den Dichter der Räuber und den Dichter des Wallenstein überraschten und die er beide mit philosophischem Wohlwollen entgegennahm, das Bürgerdiplom der französischen Republik und der Adelsbrief des letzten römischen Kaisers deutscher Nation.

Nun ruhte das eine, auf Wunsch des Herzogs gestiftet, als interessante historische Reliquie im Archiv. Und Schiller konnte nur die rechtsgültige Abschrift, die er hatte nehmen lassen, sinnend neben die neue Gabe legen. Das gab zu mancher philosophischer Betrachtung Anlaß, wenn auch niemand ahnte, daß Bonaparte — dessen Taten Goethe und Schiller schon aufmerksam beobachteten — der französischen Republik wie dem deutschen Reich ein Ende bereiten sollte. Wenn nicht das letzte, so ist doch Schillers Adelsdiplom eines der letzten, mit denen die Wiener Matrikel schließt.

In den meisten Schriften über den Dichter wird mit gewisser Hast und Verlegenheit über diese Ehrung hinweggegangen, als dürften sich ihrer nur Staatsmänner und Soldaten erfreuen, während sie für Dichter ungehörig sei.

Trotz seiner freimütigen Auffassung solcher Dinge wird sie ihn kaum in Verlegenheit gebracht haben und sie war ihm wert seiner

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar 

Nach dem Gemälde von Prof. F. v. Jagemann (1805)
in der Großh. Bibliothek in Weimar

Familie zulieb, der kleinen Frau zulieb, die seinetwillen manchem entsagt hatte.

Standesänderungen waren damals noch nicht so häufig und nicht wie heute mit materiellen Leistungen leicht zu erkaufen, daher auch nicht so bedeutungslos trotz der philosophischen Geistesrichtung der Zeit. Offenbar hatte die kaiserliche Kanzlei den Adelsbrief mit besonderem Wohlwollen verfaßt und mit der Absicht auch Schillers Nachkommen nützlich zu sein. Denn er enthielt die interessante altertümliche Wendung, der Geadelte sei für turnierfähig erklärt. Scheinbar eine sehr merkwürdige Befugnis für den leidenden Dichter. Er mag trotz allen historischen Verständnisses für alte Formen sich kaum eines Lächelns erwehrt haben.

Die Erklärung der Turnierfähigkeit bedeutete aber sozusagen das Hinzuschenken eines Stammbaums, denn nur der ritterlich Geborene war turnierfähig und für Schillers Nachkommen konnten in späterer Zeit verschiedene materielle Vorteile daraus entstehen, wenn sie sich um Stiftsstellen, Hofämter oder derartiges bewerben würden.

Es brachte Lotte die verlorene Hoffähigkeit zurück, was um verschiedener Kleinigkeiten willen ihr den Aufenthalt sehr erleichterte. Denn in der ganz kleinen Gesellschaft, die täglich zusammen verkehrte, war das Ausgeschlossensein von dem und jenem, wenn nicht peinlich so doch manchmal recht langweilig. Im Theater und in der Kirche, wo der Adel getrennt saß, war nun Lotte nicht mehr geduldet sondern berechtigt unter ihren Freundinnen und Verwandten zu sitzen.

Dies mag zu manch heiterer Neckerei Anlaß gegeben haben. Die Chère mère schreibt gutmütig, die Ehrung mache ihr zwar Schiller nicht lieber, denn das sei nicht möglich, aber sie freue sich wegen der Kinder.

Die Lektüre, die Schiller gerade vorhatte, — die Briefe des jüngeren Plinius — gaben ihm die richtige Stimmung die Sache als Weltmann hinzunehmen und zu behandeln. Er schreibt an Cotta: „Von Wien habe ich jetzt mein Adelsdiplom in optima forma erhalten. Die Anregung zu dieser Sache ist vom Herzog von Weimar geschehen,

der mir dadurch etwas Angenehmes erzeigen und meine Frau, welche bisher nicht an Hof gehen konnte, auf einen gleichen Fuß mit meiner Schwägerin setzen wollte; denn es hatte etwas Unschickliches, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte. Wäre meine Frau nicht von adligem Stand, so würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. So aber ist es anders und es könnte auch in der Folge auf die Versorgung meiner Kinder einen guten Einfluß haben. Sie können übrigens leicht denken, daß mir für meine eigene Person die Sache ziemlich gleichgültig ist."

Krankheiten, die nun immer häufiger störend eingreifen, zwingen oft zu Unterbrechungen der Arbeit. Dennoch schreitet die Braut von Messina gewaltig fort und im Januar 1803 kann Schiller schreiben: „Ich werde in 4 Wochen mit einer neuen Tragödie und zwar im Stil der antiken Stücke fertig sein". In den ersten Februartagen liest er das vollendete Werk einer kleinen Gesellschaft in seinem Haus vor, — er sagt: „in einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern" — bei der Herzog Bernhard von Meiningen zugegen ist. „Die gestrige Vorlesung" meldet er Goethe „ist mir durch eine recht schöne Teilnahme belohnt worden und die heterogenen Bestandteile meines Publikums fanden sich wirklich in einem gemeinsamen Zustand vereinigt. Die Furcht und der Schrecken erwiesen sich in ihrer ganzen Kraft, auch die sanftere Rührung gab sich durch schöne Äußerungen kund — der Chor erfreute allgemein durch seine naiven Motive und begeisterte durch seinen lyrischen Schwung, so daß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Brettern eine bedeutende Wirkung von dem Chor versprechen kann."

Der Versuch gelang, das Publikum gab dem Dichter Recht, wenn sich auch viele kritischen Stimmen, oft auf die besten Argumente gestützt, dagegen erhoben.

Mit besonderer Hingabe vertieften sich die Schauspieler in ihre Rollen und die Aufführung konnte schon für den 19. März angesetzt werden. „Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich

stark, auch imponierte es dem jüngeren Teil des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stücke im Schauspielhause ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm *."

Schiller selbst bekannte nach dieser Aufführung zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie zu haben, aber er begriff, daß die Stimmen natürlich geteilt sein müssen in Ablehnung und Anerkennung: „Es ist der alte und ewige Streit, den wir beizulegen nicht hoffen dürfen."

Im Juli ging der Dichter nach Lauchstädt. Nun wandelte er unter den würdigen Personen, die man bestaunte und gedachte mit wehmütiger Freude an die empfindsam-hoffnungsfrohen Tage, die ihm unter diesen Bäumen das Versprechen seines Glücks gebracht. Es war das alte lebhafte Badetreiben wie vor vierzehn Jahren, die Bude mit demselben lockenden Kram, die Menschen mit demselben lustigen oder würdigen, nichtigen oder freien Gehaben. Er schildert Lotte das Treiben und die denkwürdige Aufführung der Braut von Messina, die allen Anwesenden im Gedächtnis blieb. Nach dem Theater brachten ihm die Studenten aus Halle und Leipzig eine Musik und auch des Morgens begrüßten sie ihn vor seiner Wohnung mit einem Ständchen, „so daß er nicht recht ausschlafen konnte".

Über den Abend selbst hat der Hallenser Student Ludwig Krahn berichtet: „. . . . Abends waren wir frühzeitig im Theater, und empfingen in schmetterndem Ruf bei Hand- und Fußgetöse den Dichter, der uns mit allen Gedanken und Gefühlen weg hatte, wie es in unsrer damaligen Redeweise hieß. Das war eine Vorstellung, wie ich sie nie wieder erlebte und auch wohl nie wieder erleben werde, denn der Himmel selber sorgte für eine ungeheure Steigerung des Eindrucks. Die gewaltige Tragödie rückte unter der aufmerksamsten und gespanntesten Stille der dichtgedrängten Zuschauer noch nicht bis zur Mitte vor, da erschütterte ein mächtiger Donnerschlag das nur aus dünnen Mauern bestehende Schau-

---

* An Körner 28. 3. 03.

spielhaus, und der wie ein Wolkenbruch niederstürzende Regen verbreitete bei rasch sich folgendem fast unaufhörlichem Donnergekrach ein solches Rauschen, daß man oft die Schauspieler gar nicht mehr hörte.... Rings todtenbleiche Gesichter, Jedem stockte der Atem: auch Schiller saß in seiner Loge wie versteint. Ich habe nie zuvor einen solchen, ich möchte sagen überirdischen Schauder empfunden, und er wirkt noch jetzt nach bei jedem Gewitter, weil mich dann immer die Erinnerung an den Theaterabend in Lauchstädt fieberhaft anfaßt, obwohl nach der Vorstellung eine unermeßliche Fröhlichkeit folgte. Der Himmel hatte jede Spur von dunkler Decke abgeschüttelt und glänzende Sterne leuchteten auf jubelnden Verkehr. Zu uns Hallensern hatten sich auch Leipziger und Jenenser Studenten gesellt und als der unvermeidliche Ball überstanden war, zogen wir zusammt vor die Fenster Schiller's und brachten ihm ein Halloh mit Gesang und Musik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo sich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter so burschikos liebenswürdig benahm, daß Einer der Unsrigen ihn keck einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Kommilitonen in seinem Gartensaale uns anrichtete. Schiller lehnte zwar die Einladung ab, zögerte indeß doch einen Augenblick, so daß, nachdem wir abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unsern Wunsch durchsetzen. Im Nu bildete sich die Deputation, die mich zum Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben in's Bett steigen wollte, und was ich ihm nun mit klopfendem Herzen in ängstlicher Verlegenheit gesagt haben mag, müßt' ein Andrer wissen, sonst ist's für ewige Zeiten vergessen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn meine Rede hat gewiß nicht so viel geholfen als der tolle Einfall der andern Kerle, von denen jeder ein Kleidungsstück Schiller's ergriff, der Nächststehende auch mir eines über meine in rethorischer Geberde ausgestreckten Hände warf, so daß wir Alle den Eingeladenen umgaben wie Kammerdiener, bereit ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreister und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten

wir ihn richtig in den Saal, wo uns überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als ein Notwendiges für die Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt, bewahren und möglichst der Volksmasse mitteilen möchten, die gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wieder einem alltäglichen Seelenschlummer verfalle. Die Vivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: „Freude, schöner Götterfunke", nicht in vollendetster Harmonie zu hören. . . .

Nach dem Gesange folgte ein Händedrücken und Umarmen, dem sich sogar auch unser Dichter fügte. Wir blieben, als auf seinen Wunsch Schiller nur von Wenigen und ohne Getöse zurück nach seiner Wohnung begleitet worden war, in Saus und Braus bis zum hellen Morgen, wo wir es uns dann nicht nehmen ließen, unsern Abgott nochmals mit Gesang und Musik zu stören."

Fünfzigster Abschnitt

Mich greift der Gott, mir ist's als hätt' ich Kraft
Noch einmal hohe Taten zu besingen.
Äschylos, Agamemnon.

1804 Im Dezember 1803 war Mme de Staël in Weimar eingetroffen und sollte dem kleinen Kreis ein frisches, wenn auch etwas aufregendes Leben zuführen. „Sie belebt durch ihren Geist und ihre Beredsamkeit die ganze Gesellschaft" meint Schiller.

Dem Besuch dieses berühmten Gastes sah man mit Spannung entgegen. Goethe schrieb nach ihrer Ankunft aus Jena, er würde sehr bedauern, sie nicht zu sehen und beauftragt Schiller mit einer gewissen Feierlichkeit, sie für ihn mit zu empfangen.

Schiller beschreibt seinen Eindruck in einem langen Brief. Er begegnet der eigenartigen Frau mit Anerkennung.

Nur über ihre Zungenfertigkeit ist er etwas erschrocken. Diese Eigenschaft erzeugt, als Mme de Staël ihren Aufenthalt ungebührlich verlängert, manchen scherzhaften Ausruf gelinder Verzweiflung.

Leider kam die geniale Frau für die beiden Klassiker zu sehr ungelegener Zeit, vielleicht hätten sie bei besserer Gesundheit und Stimmung den großen, stolzen Geist der Fremden besser geschätzt. Mme de Staël brachte ihnen sehr verständnisvolle Liebe entgegen, die Freunde taten ihr durchaus Unrecht, wenn sie mit einer gewissen Empfindlichkeit meinten, sie betrachte deutsche Dichter doch nur als Wundertiere unter den Hyperboräern.

Sie fühlten sich sozusagen interviewt von der lebhaften Dame und litten es ungern. Teilnahme, in einer so redselig warmen Form ausgebracht, die sie nicht kannten, war ihnen nicht geheuer und der glänzende Aufwand von Konversationstalent, mit dem sie ihren Gastfreunden zu imponieren glaubte, blieb bei deren Ungewohnheit in der französischen Sprache wenigstens für Schiller und Goethe verschwendet.

In ihre eigene Gedankenwelt notwendig und auch eigensinnig eingesponnen, gewöhnt an bedächtig langsame ernste Auseinander-

setzung im Gespräch war den Klassikern jenes blendende Feuerwerk gallischen Witzes, das Mme de Staël und ihr unzertrennlicher Begleiter Benjamin Constant von sich gaben, auf die Dauer ermüdend.

Goethe, dem Weitgereisten, dessen Ohr die französischen Laute geläufiger waren, scheint die Sache besser gemundet zu haben, wenn er auch bedauernd erwähnt, er sei für so etwas nun mehr zu alt und grämlich.

Wenn er irgend kann, entschuldigt sich Schiller von dem lebhaften Hin und Her der Einladungen, die zuerst reichlich der aus der Ferne Erschienenen blühten, oder von ihr selbst ausgingen, da er keine Stunde von seiner Arbeit an Wilhelm Tell unnötig verlieren wollte.

Störend empfunden wurde der Besuch von Mme de Staël aber erst, als Goethe August Wilhelm Schlegel ihr als Hauslehrer empfohlen hatte und die Verhandlungen sich immer länger hinauszogen. Schlegel war von Karoline geschieden, die nun mit Schelling verheiratet war.

Bekanntlich wirkt auch der interessanteste Gast abspannend, wenn sein Bleiben unabsehbar wird.

Schiller bewegte eben in Geist und Herz seinen Tell mit jener fest zugreifenden Leidenschaft, die ihn stets beim Schaffen beseelte. Nichts ist empfindlicher, nichts schamhafter und scheuer den störenden Außendingen gegenüber als das Gebären der Phantasie. Gleichsam verantwortlich darf sich der Dichter nichts an dem Keimenden verbiegen oder verkrüppeln lassen.

Schon zählte man 1804. Schiller hatte kaum noch anderthalb Jahre zu leben und wie von geheimer Ahnung erfaßt, daß ihm die Frist kurz bemessen sei, mühte er sich atemlos ab an diesem letzten großen Werk.

Goethe hat bewundernd und bedauernd von seiner Art daran zu arbeiten erzählt. Die Wände vollgeklebt mit Schweizer-Karten, die Tische voll Bücher über die Schweiz. Alles studierte er durch, dann setzte er sich an die Arbeit und stand nicht eher von seinem

Platze auf, bis die vorgenommene Szene fertig war. Überfiel ihn Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief.

Schiller ließ es jedoch, trotz seiner Schwierigkeit sich französisch auszudrücken, an Verbindlichkeit der Fremden gegenüber nicht fehlen. Sie ist dankbar erfreut über seine Bemühungen, sich mit ihr philosophisch auseinanderzusetzen.

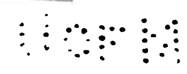
In ihrem Werk „de l'Allemagne" ist es ihre Absicht, den Franzosen Deutschland als mustergültig in vieler Beziehung hinzustellen. An die Spitze der Mustergültigkeit stellt sie die beiden Dichter und beweist ihre besondere Liebe zu Schiller dadurch, daß sie Constant aneifert, den Wallenstein zu übersetzen. Mit zart verständnisvollen Aussprüchen, die unübertroffen in ihrer Art dastehen, weiß sie sein Wesen zu beschreiben: „C'est une belle chose que l'innocence dans le génie et la candeur dans la force." — „Jamais il n'entrait en négociations avec de mauvais sentiments." — Schiller était le meilleur ami, le meilleur père, le meilleur époux; aucune qualité ne manquait à ce caractère doux et paisible que le talent seul enflammait." — „Dans l'analyse de ses ouvrages il sera facile de montrer à quelle vertu ses chefs-d'œuvre se rapportent."

Diese notwendige Wechselwirkung zwischen Schillers eigener Vervollkommnung und der glorreichen Vervollkommnung seiner Werke ist von der klugen Schweizerin richtig gedeutet worden. Er hat vollständige Herrschaft erlangt über seine Seele und damit zugleich über seine Kunst.

Mit einzigartiger Kraft steht der todkranke Mann gebieterisch da.

Erreicht ist nun, was schon lange Jahre sein klar erkanntes Ziel gewesen. Er hatte (1792) geschrieben: „Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß". Ein gefährlicher Augenblick für den schaffenden Künstler, eine Niederung mit dumpfer Luft, aus der sich kleinere Geister gemeiniglich nicht retten. Zuversichtlich hatte schon damals Schiller fortgesetzt in diesem tief

Friedrich Schiller
Nach der Zeichnung von F. G. Weitsch im Mai 1804



bedeutsamen Bekenntnis: „Bin ich aber erst soweit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück und setzt sich keine anderen als freiwillige Schranken."

Diese Zuversicht hatte sich erfüllt und Schiller arbeitet in den letzten Zeiten mit der hellsten, sichersten Freudigkeit.

Aber Freude ist notwendig zur Vollendung.

Wir können viel lernen von dem grimmen Lehrer, dem Schmerz, er deutet und enthüllt Gebirgsreihen, majestätische Landschaften. Aber zum vollen Sehen und Verstehen, ist Sonne, ist Freude nötig.

In seinen letzten Jahren verklärt sich Schillers Charakter zu jener Christushaftigkeit, die sein großer Freund an ihm rühmt.

Goethe erzählt davon: „Wenn ich ihn drei Tage nicht gesehen hatte, so kannte ich ihn nicht mehr, so riesenhaft waren die Fortschritte, die er in seiner Vervollkommnung machte."

In sanft ansteigender Linie war Schiller auf den Höhepunkt seines reichen Lebens gelangt.

Auf etwas geheimnisvolle Weise, die ihm sonst nicht eigen, sprach der Dichter einst in einem Brief an Körner von einem nie verwirklichten Plan. Er hoffte viel von einer Dichtung, die ihm nur ungefähr im Sinn schwebte und er wußte gewiß, daß sie ihm gelingen müsse. Er nannte sie „Hymne an das Licht".

Man könnte trauern um diese Hymne, die sich so schön, so erwartungsvoll ankündigt und die scheinbar spurlos in der rätselreichen Werkstatt seines Geistes unterging. Oder auch um jene Idylle, von der Schiller einandermal inbrünstig träumt. „Ich nehme damit meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Teil meiner Natur noch einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgezehrt werden."

Aber diese Hymne an das Licht und auch diese zu höchst gesteigerte Idylle, zu der Schiller „sein ätherisches Teil" ganz und rein hingeben will, sind uns nicht verloren.

Ist nicht sein ganzes reifes Werk ein Sieg über die Finsternis,

eine Vernichtung des Gemeinen, zeigt es nicht mehr und mehr das unwiderstehliche sieghaft Helle reiner Klarheit?

Wie er in der eigenen Seele aufräumt und lichtet und brennt, wo es not tut und furchtlos hineinleuchtet, so verfährt er mit jeder neuen Schöpfung. Er ist nicht betäubt oder hingerissen worden durch das, was er selbst „das Geräusch auf den deutschen Bühnen“ nennt, das er verursacht haben mag, sondern prüft sich streng, ob er reinen Herzens bleibt, ob er — der Herrscher über die Menge — nicht wie andere Herrscher — Diener seiner Diener wird — um die Herrschaft zu erhalten.

So gelingt es ihm vorzüglich in seinem letztvollendeten großen Werk, dem „Neujahrsgeschenk“ seines Todesjahrs 1805, im „Wilhelm Tell“ jenen fast mystischen Traum der Hymne an das Licht darzustellen.

Sein letzter vollendeter Held feiert die Befreiung eines lebenstüchtigen Volkes, aber — alter Sage entnommen — ist er im Urgrund seines Wesens nicht nur historischer Kämpfer für das Recht, sondern auch Lichtgott, Frühlingsbringer, ein Sonnenheld, der über die Nacht, über den Winter triumphiert. Zu seinem Preis wird der Dichter einem jener Seher des Altertums gleich, die Götter und Halbgötter besangen und dem lauschenden Volk das teuerste schenkten, was ein Volk sein eigen nennen kann: Vertrauen auf sich und edle Kühnheit.

Nicht Brot allein braucht ein Volk, nicht äußere Freiheit allein, sondern die Möglichkeit innerer Befreiung, immer erneuten Lichtsieg über die immer wieder drohende Finsternis.

Mit unbegrenzter Verehrung sollte sich die Schweiz dieses Geschenks würdig erweisen. Der Tellmythus Schillers ist ihr nicht weniger teuer als den Griechen die erhabenen Mythen waren, die ihre großen Künstler ihnen geschenkt. Der Dichter erlebte noch die Genugtuung, daß der Bundesrat einberufen wurde, dem neuerschienenen Schauspiel ein besonderes Druckprivileg auszustellen. So versöhnte ihn sein letztes Werk, in dem der Freiheitsgedanke lauter zum Ausdruck kam, mit dem Volk, dessen Gegnerschaft die Räuber ihm eingetragen.

Heute wird viel zerstreut und lieblos gereist, die Leichtigkeit des Spazierenfahrens durch die Welt hat jede Reiseandacht vernichtet. Einst standen die Wenigen, die früher eine Reise gemacht, noch lange dankbar ergriffen unter deren Bann, waren unermüdlich und genau im Erzählen.

Man kann sich vielleicht noch aus der Kindheit her irgend eines guten Alten, einer freundlichen Alten erinnern, deren größtes Lebensereignis eine Auslandreise gewesen, die, wenn man besonders schmeichelte, aus sorgfältigem Verschluß Andenken holten von den fernen, schwer erreichbaren, nie wiederzusehenden Ländern. Sie verstanden an die mystisch verehrten Andenken unendliche Bilderreihen und Betrachtungen zu knüpfen. So ging es Goethe, so ging es Lotte mit der unvergeßlichen Schweizerreise. Sie saßen wohl oft zu dreien. Schiller lauschte aufmerksam, der Freund und Lotte eiferten sich wechselseitig an im Ausbreiten der treugehegten Erinnerungen. Man muß sie dankbar nennen als Mitarbeiter des Tell, ihre Beobachtungen, ihre ganze Liebe für das Bergvolk, für die Berge hat Schiller übernommen und unvergeßlich geprägt.

Ende Februar wurde der Schluß des Schauspiels an Iffland nach Berlin geschickt, dem die Rolle des Helden zugedacht war, am 17. März ging das Stück auf dem Weimarischen Theater in Szene „mit größtem Sukzeß, wie noch keines meiner Stücke".

Im Mai, als ein guter Frühling seine Gesundheit gebessert, entschließt sich Schiller „Knall und Fall einen Sprung nach Berlin zu tun*".

Lotte und die beiden Knaben begleiteten ihn.

Das Hotel de Russie Unter den Linden, in dem Schiller abgestiegen war, wurde das Ziel endloser Besuche, ganz Berlin wollte den Berühmten sehen, dessen Stücke im Theater von der Jugend umjubelt wurden.

Eine große mannigfaltige Weltanschauung drängte sich ihm auf.

---

* An Iffland 1. V. 04.



Das Bedeutende aus allen Zirkeln kam ihm mit Anteil und Wohlwollen entgegen.

In einer jugendlich regsamen Welt regte sich edle Begeisterung. Schon der wachhabende Leutnant am Tor hatte Schiller in ein Gespräch über seine Gedichte verwickelt, während man die Formalitäten des Eintritts erledigte.

Schiller wurde vom König und der Königin empfangen; sie luden ihn und Lotte zu einem Dejeuner nach Sanssouci, bei dem die Königin ihre Gäste durch besondere Liebenswürdigkeit entzückte.

Einst war der junge schüchterne Dichter in Darmstadt vor der jungen Prinzessin gestanden, hatte aus Minnas gestickter Brieftasche den ersten Akt des Don Carlos hervorgezogen und mit unsicherer Stimme gelesen. Jetzt wurde seine Jungfrau von Orleans mit allererdenklichem, ja sogar übertriebenem Pomp in Berlin vor stürmisch jubelnder Menge gegeben. Das Königliche Haus wußte nicht, wie ihn genug zu ehren und zu feiern. Sogar die Kinder wurden an Hof gezogen und spielten mit dem Kronprinzen und dessen Geschwistern.

Karoline freut sich für ihren teueren Schiller und schreibt darüber die tiefempfundenen Worte:

„Mit seinem gewohnten stillen Sinne nahm er alles dieses auf, aber ihm ward dadurch ein lebendiges Gefühl seiner schaffenden Kraft. Daß ihm dieses wurde, ein Jahr vor seinem Scheiden, war seinen Freunden immer tröstend*."

Prinz Louis Ferdinand, der feinsinnige Freund der Kunst und edlen Geselligkeit gab dem Dichter zu Ehren ein üppiges Gastmahl, bei dem Schillers Lieblingswein, der weiße Burgunder, in Strömen floß.

Iffland, der alte Freund Zelter, die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, verschiedene Mitglieder des Hofes und der „ästhetischen Kreise" drängten sich, das Ehepaar Schiller zu feiern. Im Salon der Henriette Herz sah er zum erstenmal einen gesellschaftlichen

* Karoline an Dalberg.



Mittelpunkt jener „geistreichen Zirkel", von denen aus Urteil und Geschmacksrichtung nach oben wie unten verbreitet wurden. Mit Henriette, dem einstigen Mitglied des Tugendbundes, die mit Karoline eine sentimentale Korrespondenz geführt hatte, befreundete sich Schiller gern.

Von allen Seiten, auch offiziell vom Hofe ausgehend, wurde ihm nahe gelegt, Berlin zum ständigen Aufenthalt zu wählen.

Henriette Herz hat in ihren Erinnerungen das Bild Schillers festgehalten, wie er ihr gegenüber die Teetasse in der Hand im bequemen Sessel sich zurücklehnte und erfreut, wenn auch kritisch über die Vorstellungen seiner Stücke sprach, die er unter Ifflands Leitung im Neuen Theater gesehen. „Wie es begreiflich ist," schrieb sie, „daß wir uns das Bild der Persönlichkeit eines Dichters, den wir kennen und lieben, aus seinen Werken gestalten, so hatte ich ihn mir in seiner Ausdrucksweise feurig und in seinen Reden rückhaltlos seine Überzeugungen aussprechend gedacht. Zu meinem Erstaunen nun stellte er sich in seiner Unterhaltung als ein sehr lebenskluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Äußerungen über Personen war. — Auch sein Äußeres war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchs, das Profil des oberen Teiles seines Gesichtes war sehr edel; man hat das seine, wenn man das seiner Tochter, der Frau von Gleichen, ins männliche übersetzt. Aber seine bleiche Farbe und das rötliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Lauf der Unterhaltung seine Züge, überfloß ein leichtes Rot die Wangen und erhöhte sich der Glanz seines blauen Auges, so war unmöglich irgend etwas Störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden."

Den Höhepunkt des Aufenthalts bildete die Aufführung des Tell, bei dem die Jugend dem verehrten Meister im Haus und auf der Straße gewaltige Huldigungen brachte.

Eine Generation von Jugend — sie war nun längst zu würdigen Männern gereift — hatte einst dem fast noch knabenhaften Dichter der Räuber zugejubelt.

Und nun ergab es sich, daß die Werke seines Mannesalters,

ebenso maßvoll majestätisch wie jenes Jugendwerk berückend stürmisch war, die Herzen der neuen Generation hinrissen wie sie jene der früheren hingerissen hatten, ja nachhaltiger und besser wie einst.

Die warme Liebe der Jugend erklärte Schiller für ihren Meister, Führer, Helden. Sie betrachtete den „bleichen Mann, dessen Aussehen etwas Rührendes hatte" mit staunender Ehrfurcht, als fühlten diese jungen Leute das Wunder, das er vollbracht, in dem er über den siechen gemarterten Körper einen solchen Sieg davon getragen.

Er konnte empfinden, wie der Wohllaut, der stolze Sinn seiner Worte tief eindrang in die zart empfindlichen Herzen und ahnen, daß es kein flüchtiger Rausch war, der ihre Wangen erglühen ließ, sondern das Zeichen gültiger Wandlung und Erhebung.

Diese Jugend aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts bestand nicht aus schnell ernüchterten Schwärmern, aus blasierten Altklugen, Skeptikern und lieblos Zerstreuten. Diese Jugend, die Schiller liebte, war dieselbe, die kurz darauf dem Deutschtum die Freiheit errang, die sich opfern sollte im heroischen Ringkampf.

Aus der triumphierenden Bestätigung seines Glaubens an die Macht der Schönheit schöpfte er nun sein Glück.

Mochte der von Fürsten und Großen aufgesuchte und gefeierte Hofrat von Schiller mit lächelnder Genugtuung sich erinnern, wie der flüchtige Regimentsmedikus einst halb verhungert zu Fuß seine Straße zog, diese Genugtuung versank und endete vollkommen in der seltenen Seligkeit, ein lang gehegtes Ideal verwirklicht zu sehen.

Er war Lehrer der Menschheit.

Ein geliebter, allverehrter Lehrer, ein priesterlicher Streiter für das Rechte und Gute, das Schöne und Wahre.

Überall dankbare Schüler. Eine Siegesnachricht nach der andern, gleichsam Jünglinge, die goldene Schlüssel bezwungener Städte auf Sammetkissen darbringen.

Weit und prächtig war der Ausblick von dem erstiegenen Gipfel. Er genoß ein Glück, das Gunst der Götter genannt werden konnte:

„Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein."

Aber er genoß auch ein Glück, das er seiner inneren Kraft, der wohlgewählten Richtung verdankte, die er seinem ganzen Dasein gegeben, Frucht langer Mühsal, langer Arbeit am eigenen Werden.

Nunmehr ist Schillers Wesen unzertrennlich von seinem Werk, eines mit zwingender Notwendigkeit rhythmisch vom andern bedingt.

Die naive Menschengläubigkeit des Jünglings, die sich auf Menschenunkenntnis gründet, ist vorbei.

Schiller kennt nun die Menschen, aber er liebt sie doch mit einem unbegrenzten Wohlwollen. Der einst Kampflustige, Leichtgekränkte ist überwunden. Ein Frieden sondergleichen wohnt in ihm und übt auf alle, die ihm nahe kommen, unbeschreiblichen Zauber aus. Dabei zeigt sich erfrischend seine Natürlichkeit — was er das „Schwäbische seines Wesens" nennt — und bringt den innerlich Abgeklärten den anderen wieder menschlich nahe in wärmster Vertraulichkeit. Er ist jung mit den Jungen, die darum, wie Heinrich Voß, um so begeisterter an ihm hängen.

Voß, dieser rührende Freund der letzten Jahre, der sich nicht genug tun kann in Begeisterung für den Menschen Schiller, dem sich der Dichter noch in letzter Stunde so warm anschließt, ist wie ein Abgesandter aller Liebe und Freundschaft, die ihm von der Jugend gewidmet sind.

Noch in letzter Stunde pflückt Schiller gerührt diese seltenste aller Blumen: unbegrenzte Dankbarkeit.

Seit dem Altertum war Freundschaft unter gebildeten Menschen nie so unentbehrlich erschienen, wie zu Schillers Zeit und nie hatte dieses menschenwürdigste und menschenbildendste der Gefühle so stark gewirkt. Schiller ist ihr Dichter; mit rechtmäßiger Dankbarkeit, denn wie kann man sich ihn ohne Freundschaft vorstellen, wie hätte er leben, wie arbeiten können ohne das Glück immer Aussprache zu haben, immer Verständnis bei anderen zu finden? Wie wäre ihm geworden in einer hastenden, nie verweilenden, in einer zerstreut gleichgültigen Welt, die nur für flüchtigste Erscheinung der „Empirie" eine Art von Interesse gehabt? Die selbstlosesten Formen weiblicher Freundschaft, jener weiblichen

Freundschaft, die Kant nach eigenem Ausspruch reizend finden würde, die dem Königsberger aber nie begegnete, huldigte dem jungen und huldigte dem reif gewordenen Schiller.

Er hat begeisterte Schüler und freundliche Gönner, ihm ist Körners ernste Treue zu eigen. Er ist nie von Herzen allein. Dem großen Verkünder der Freundschaft bleibt einsames Verschmachten fremd. Selbstverachtung, Schuld, Ohnmacht, Schmach kann er nur von weitem betrachten, ohne bis in das Innerste der Pein zu dringen, ihr brennendes Nessushemd fühlt er nie am eigenen Leib. Wie ein Beethoven, wie ein Mozart besonders, kann Schiller das große Leid der Menschheit nur in erhabenen schwermütigen Akkorden feiern, verquälte, schrille, nicht endenwollende Dissonanzen müssen seinem Dichten fremd sein wie ihrer Musik.

Als unerschöpflich rühmt der junge Voß den Quell seiner Heiterkeit. Scherzhaft tut er so, als wolle er wie ein übermütiger Knabe gern der Bemutterung und sorgsamen Pflege ein wenig entfliehen und lustig sein mit den jungen Freunden.

Karoline und Lotte sind nun wieder in herzlicher Einigkeit, wie in alten schwärmerischen Tagen um ihn besorgt. Er ist dankbar und strengt sich an, ihnen seine Leiden und Schwächeanfälle möglichst zu verbergen. Im Grund wird er genau gewußt haben, daß keine Pflege mehr den armseligen Leib erhalten, daß einzig die Übermacht des Geistes ihn noch mit sich schleppen könne und daß diese Übermacht durch jungen Lebensmut der Umgebung Zufuhr an Kraft erhielt.

Reisesehnsucht, wie sie zu dem Bild gewisser Krankheiten gehört, erwacht leidenschaftlich in ihm. Viele Reisepläne werden im vertrauten Kreis gemacht. „Ich hatte ihm vom Meer erzählt,“ berichtet Voß, „einen Anblick, den er nie genossen hatte. Er hatte wahrlich eine Sehnsucht nach dieser Anschauung, denn nie habe ich ihn einen Wunsch mit größerer Innigkeit aussprechen hören.“ Das südliche Meer zu schauen, dem Aphrodite lächelnd entstieg, die von Homer gerühmten purpurnen Wellen, an deren Anblick



August Wilhelm Iffland
Kupferstich von Laurens 1803 nach dem Gemälde von Schröder

Goethe sich selig geweidet, daran durfte er nicht denken. Das war zu weit und zu kostspielig. Aber Voß spricht von Kuxhaven. Dort sollte sich der Dichter überzeugen von der Kraft seiner eigenen Worte:

„Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumpferbrandend stoßen."

Voß ermuntert freundlich, ebenso die Frauen und zustimmend läßt er sich gerne wiegen von dieser letzten großen Sehnsucht.

Schillers alter Freund Humboldt träumt indessen davon, wie schön es wäre, den Leidenden nach Rom zu bringen. Er spricht sich in späteren Briefen untröstlich darüber aus, daß der Anblick Roms dem Dichter nicht gegönnt gewesen. Wahrscheinlich auf Anregung Humboldts hat der Kurprinz Ludwig von Bayern, der einst im Garten von Jena gerührt den in sein Werk tiefversunkenen Dichter betrachtete, die Idee gefaßt, in der Nähe des Forums ein Haus für Schiller zu kaufen. In der Korrespondenz des späteren Königs mit Emilie von Gleichen ist mehrfach davon die Rede. Der Gedanke — ein würdiges Gegenstück zu Augustenburgs Edelsinn — soll dem idealgesinnten Fürsten unvergessen bleiben, wenn auch die Zeit nicht mehr erlaubte, den Plan auszuführen. Es wurde zu spät. Schiller sollte Rom, sollte das Meer niemals erblicken.

Als Lotte im Sommer ihrer Entbindung entgegensah, wünschte sie den Jenenser Freund Hofrat Starke als behandelnden Arzt. Da siedelten sie noch einmal auf vier Wochen in die alte Heimat über und nahmen Wohnung im Niethammerschen Haus. Dort kam am 25. Juli die jüngste Tochter Emilie zur Welt.

Einen Tag vor der Geburt des Kindes erkältete sich Schiller bei einer abendlichen Wagenfahrt ins Dornburger Tal. Es stellte sich ein furchtbarer Anfall jener tückischen Krankheit ein, deren Folgen er im Frühling erliegen sollte.

Der Gast, der sich so oft bei ihm angekündigt, kommt schauerlich nah, als ihm die zweite Tochter Emilie geboren wird.

Er liegt sterbend, indeß das Geschöpfchen sich zum Licht ringt. Gleich wird es ihm gebracht und es ist, als weise es mit dem

winzigen Finger den bösen Gast fort. Die Vaterfreude belebt und erneut noch einmal Schillers hinfälligen Körper. Es geht ein Jauchzen durch ihn und richtet ihn auf.

Voß erzählt, daß Schiller dieses Kind geliebt habe „nicht wie ein zärtlicher Vater, wie die zärtlichste Mutter“. Es ist wie ein Geheimnis zwischen beiden, weil der Augenblick, in dem das Kind zum Leben erwachte, auch dem Vater neues Leben schenkte. Briefe versichern, das Töchterchen sei „schon bei der Taufe mit schönen Gesichtszügen begabt“ gewesen. Emilie sollte in der Tat sehr schön werden, dem Vater ähnlich und das einzige seiner Kinder, das hohe Geistesgaben besaß, auch dasjenige, das seinem Andenken die hingebendste Treue wahrte. Die Gewißheit, dieses holde Menschenknöspchen nicht zur Mädchenblume werden zu sehen, sollte für Schiller das Bitterste der letzten Stunden sein.

Indessen konnte sich der Vater noch eine Spanne Zeit an der Jüngstgeborenen ergötzen. Er schreibt an Wolzogen von der überstandenen Todesgefahr und freut sich weiter zu leben.

Große Ereignisse spielen nun in Weimar und ziehen auch den Genesenden in ihre Kreise. Der Erbprinz — Karl Augusts Sohn — hat sich mit der russischen Kaisertochter verlobt und man bereitet den Einzug der graziösen, bezaubernden Maria Paulowna vor, die als Jungvermählte im November ihre neue bescheidene, doch anmutige Heimat begrüßt.

Die Tochter des reichen Kaiserhofes, die in die kleine Residenz des kleinen Herzogtums einzieht, soll ein stolzes Willkommen empfangen. Auch Weimars Dichter dachten ihr von der Bühne herab zu huldigen. Eigentlich fiel das Amt an Goethe, aber er fühlte sich nicht schöpferisch gestimmt und überließ es dem Freund. Da dichtet Schiller in vier Tagen „die Huldigung der Künste“. In dieses anspruchlos anmutige Spiel legt er seine Weisheit, für zarten Frauensinn freundlich und zierlich dargestellt, seine letzte Mahnung — Bitte und Dank — für diesen Hof, der ihm gütig und schirmend war, für dieses traute Land, in dem er glücklich gewesen, für seine Kunst, für seinen Schönheitsglauben, für alles,

was ihm am teuersten blieb. Er läßt die Poesie zu der jungen Fürstentochter als Willkomm sprechen:

> „Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
> Frei schwing ich mich durch alle Räume fort,
> Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
> Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
> Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
> Was die Natur tief im Verborgenen schafft,
> Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
> Doch nichts beschränkt die freie Dichterkraft,
> Doch schönres find ich nicht, wie lang ich wähle,
> Als in der schönen Form — die schöne Seele."

Dieser Willkomm war ein Abschiedsgruß.

In heiteren Stunden wurde das Jahr beschlossen.

Doch als Goethe den Freund zum Beginn des neuen Jahres 1805 beglückwünschen wollte, mußte er zweimal den Glückwunschbrief zerreißen, den er für Schiller bestimmt, denn statt „zum neuen Jahr" floß ihm unwillkürlich zweimal „zum letzten Jahr" in die Feder.

Er begann mit trüben Ahnungen den Jahresabschnitt, doch im Januar setzte der freundschaftliche Verkehr in gewohnter Weise ein. Schiller besprach mit Goethe „öfters umständlich den Demetrius". Weil sich aber beide Dichter doch zu leidend fühlten, an eigene Werke zu gehen, setzte Schiller die Übertragung von Racines Phädra fort und Goethe übersetzte an Diderots „Rameau".

Aus Schillers letzten Lebensmonaten besitzen wir ein Bild. Der Verleger Crusius wollte eine Prachtausgabe der Gedichte veranstalten, mit einem Titelkupfer geziert. Er schickte von Leipzig aus den Maler Tischbein nach Weimar, damit ihm der Dichter einige Sitzungen gewähre. „Dieser hat mich gezeichnet," schreibt Schiller an Cotta, „weil er aber keine Zeit zu einem ausgeführten Bild hatte (da ich krank war) so wünscht er seine Zeichnung an der Büste (Danneckers) zu berichtigen." Er bittet einen Abguß des Gesichts dem Maler von Stuttgart aus nach Leipzig zu schicken. Tischbein malte dann das bekannte Bild mit dem Idealkopf und

der Römertoga in doppelter Ausführung. Eines erwarb Lotte und hielt es zeitlebens als liebste Erinnerung in ihrem Schlafgemach*.

In den Frühlingsmonaten ging weder Goethe noch Schiller aus. „Kurze fliegende Blätter“ wechselten hin und her, der getreue Voß vermittelte lebendige Grüße.

Endlich wagte sich Goethe in den ersten Maitagen ins Freie. Er traf Schiller vor dessen Haus auf dem Weg ins Theater. „Ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten und so schieden wir vor seiner Haustür, um uns niemals wiederzusehen,“ verzeichnet der Freund in den Annalen.

* Im Schillermuseum von Schloß Greifenstein.

Letzter Abschnitt

Auch das Schöne muß sterben.
Schiller

In der alten persischen Dichtkunst begegnet uns ein seltsamer Gruß der Liebe und Freundschaft. 1805

Dem besonders Geehrten, Geschätzten, dem gegenüber besonders zartes Wohlwollen lebt, wird mit den Worten Gruß gebracht:

„Mögest du jung sterben!"

So gab es laut dieser urtümlich wunderbaren Poesie kein schöneres Glück, das einem jungen Sterblichen anzuwünschen wäre.

Mit ähnlichem sanftem Ernst beteuert das große Land der Jugend, Hellas, daß die Götter ihre Lieblinge jung weg pflücken. Es wäre der griechischen poetischen Auffassung unerträglich erschienen, wenn der gewaltige Liebling Achill sein Feuer und seinen Mut durch das langsam schleichende Alter hätte gedemütigt sehen müssen.

Die hohe Vollendung, die Schillers Leben erreichte, läßt es wie eine wunderbare Notwendigkeit erscheinen, daß er auf sieghaft erklommener Höhe starb.

Ja, dieses schöne Schicksal flößt eine Art ehrfurchtsvoller Bewunderung, eine andächtige Scheu ein vor der seltenen Begebenheit, die sich hier zuträgt, vor dem sichtbar zur Glorie des Entzeitlichtsein entrückten Götterlieblings.

Jenen feierlichen Gruß: „Mögest du jung sterben!" hatte Schiller mehr als einmal von Geistermund vernommen und mit eigenem, stolzruhigem Gruß erwidert.

Fast unglaublich erscheint es, wie er noch, also begrüßt und eindringlich gerufen, Kraft und Gelassenheit fand, ein tief durchdachtes, tiefgefühltes Werk nach dem anderen aufzurichten.

Das Bewußtsein, daß, was er tat, recht und notwendig und nützlich sei, vor allem aber auch Goethes nie wankende, liebreiche Zustimmung half ihm bis zum letzten Augenblick, das Auge nicht hinabzusenken in Entmutigung, sondern immer aufzublicken mit

großartiger Zuversicht. Ja, die Zuversicht wächst, sie wird erhabener, man möchte sagen unirdischer von Tragödie zu Tragödie.

Diese Vollkommenheit, dieses phantastische Überblühen seiner Poesie und auch die gleichzeitige fortschreitende Durchgeistigung seiner Züge und Friedlichkeit des ganzen Wesens hätte seine Lieben bange machen müssen. Allein die lange Kränklichkeit des Dichters war ihnen zur Sache der Gewöhnung geworden. Die Geduld und Hoffnung, die er selbst dabei bewährte, hatte der Umgebung Geduld und Hoffen bei jedem erneuten schweren Anfall beigebracht.

Sein mächtiger Geist gewann immer und immer wieder in dem geheimnisvollen Ringen der Kräfte die Überhand, gleichsam beteuernd, er habe noch zu tun, das Ende dürfe nicht vor Erfüllung aller Pflichten kommen.

Erst kürzlich nach der letzten Krankheit hatte sich der Dichter wunderbar aufgerafft.

Ein neues Werk, vielleicht gewaltiger noch in der Anlage als die vorausgegangenen, beschäftigte ihn mit seligem Fieber. An die Stube gefesselt war der sieche Körper, aber in fremdeste Fernen zog erobernd die hohe kündende Kraft der Seele. Schon war sie von einem Kulturland zum anderen geschweift und mit nie ermüdendem Erkennen war Schiller den verschiedenen Rassen und Nationen gerecht geworden. Die unter verschiedensten geographischen und geschichtlichen Bedingungen erwachsenen typischen Gestalten Spaniens und der Niederlande, Frankreichs, Englands und Italiens hatte sich seine poetische Herrscherkraft zu eigen gemacht. Die Schweiz verstand er so gut, daß sie ihn zum Nationaldichter machen mußte.

Nun trug es ihn noch weiter, unermeßlich weit.

Die ganz fremde Welt des Demetrius erfrischte und belebte wie ein Trunk, aus starken Spezereien fernen Märchenlands bereitet. Ein Aufschwung sondergleichen läßt den deutschen Dichter bis ins tiefste Herz des geheimnisbrütenden Orients sehen, sein Mitleid gewährt er mit verstehender Liebe der Tragödie einer ewig wehvollen Slavenwelt.

Es ist, als höre und verstehe er den Zauber ihrer Melodien, weh-

mütigster Melodien der Erde, als wiegten sie sein Herz in der letzten Zeit. Die Schwermut fremdländischer Nachtigallen schluchzt um ihn.

Da sieht er Marfa, die großartig trauernde Mutter, das Opfer eines der vielen mörderischen Zufälle in Rußlands monoton schrecklicher Geschichte. Sie wächst in seinem Geist zu einer stolzen Niobe. Er fühlt das Chaos des slavischen Ostens, wo alles ohnmächtig nach Form und Wahrheit seufzt. Die Notwendigkeit der allversöhnenden Form, der Schönheit wird ihm diesem Chaos gegenüber klarer denn je und er will der Unseligkeit des Lügengespinstes gegenüber, der bewußten wie der unbewußten Lüge, der frommen und der unfrommen gegenüber das Heil verklärter Wahrheit entgegenhalten.

Mit leidenschaftlicher Liebe ist dieser Plan gefaßt, das Schwanken und Zweifeln über Form und Inhalt, das noch bei anderen Dichtungen stattfand, ist ganz überwunden. Mit ernster, unfehlbarer Überzeugung wird ans Werk gegangen. Seine Größe wirkt nun gigantisch-einfach wie jene des Äschylos einst in Griechenland wirkte. Er hat den Stoff, er hat die schwer zu handhabende Sprache durchaus gebändigt. Sie gehorchen ihm.

Schillers Schrift, die immer großzügig, von deutlicher Anmut gewesen, erhebt sich gleichsam in seiner letzten Handschrift, im Demetriusmanuskript, über sich selbst. Sie idealisiert jeden einzelnen, in gewohntem Zug geschriebenen Buchstaben und den gesamten Schriftcharakter. Statt durch die Schwäche des drohenden Endes zitternd unbestimmt zu werden, wie man voraussetzen könnte, ist sie merkwürdigerweise fester und ruhiger, von unbeschreiblicher Ruhe und Majestät in den letzten Zeilen seiner Hand:

Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sei du die Botin meiner Wünsche.
Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O trag ihm meine glühnde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehen
Das schöpf ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send ich's in des Himmelshöhn,
Wie eine Heerschar send ich dir's entgegen!

Immer hatte Schiller den Frühling ungeduldig erwartet, um viel im Freien sitzen und arbeiten zu können, wobei er regelmäßig Erholung gefunden. Wie seine Briefwechsel beweisen, war er von jeher den Witterungseinflüssen stark ausgesetzt und empfindlich für Temperaturen. Jeden Sonnenstrahl empfand er als ein dankbar begrüßtes Glück. Die Grausamkeit nordisch herber Stürme und Nebel wurde ihm zur mühsam ertragenen Kränkung seines ganzen Wesens.

Nun war der Frühling von 1805 besonders düster und traurig.

Wohl konnte der Dichter von Rußlands sturmdurchtosten Schneewüsten, vom ganzen Grimm seines Winters träumen bei den verspäteten Schauern vom Schnee und Frost, bei den Wettern, die in den traurigen Apriltagen wütend an die Scheiben schlugen.

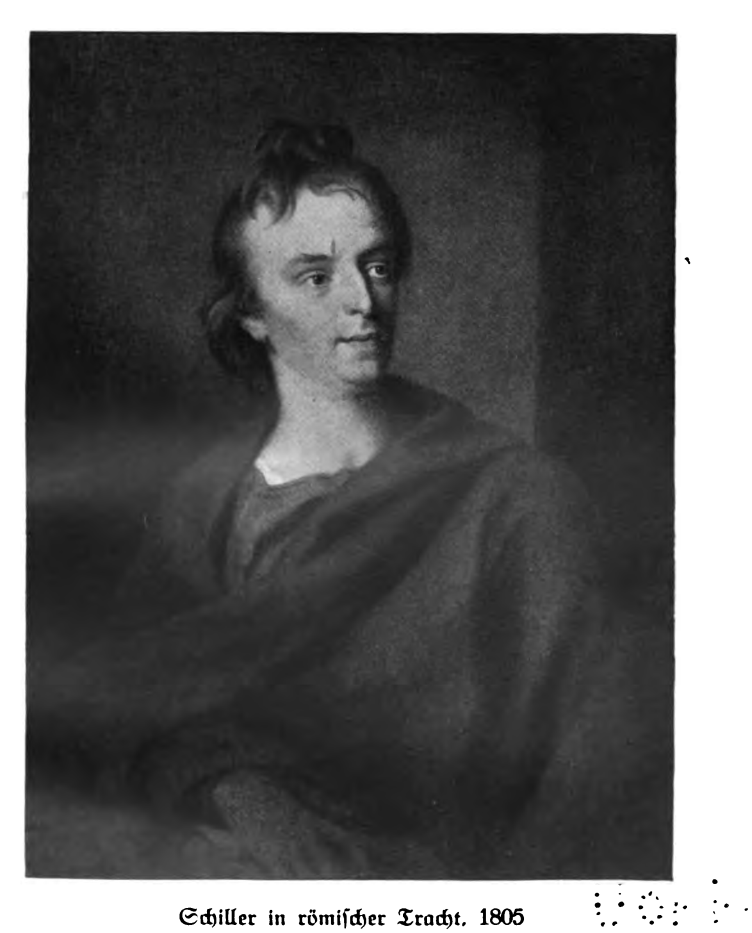
Man brachte den Kranken aus seiner, nach der Zeitsitte unbehaglichen, nicht heizbaren, kleinen Schlafkammer in die gemütliche Schreibstube. Allein der häßliche Nebel drang auch hier ein. Husten und Schmerzen scheuchten den Schlaf.

Am 6. Mai zeigte sich, daß er sehr schwer erkrankt war.

Doch die stets zuversichtlich hoffende Lotte wollte an keine Gefahr glauben und ihr Mut belebte auch Karoline, die an der Pflege teilnahm. Gewiß, dachten sie, er würde sich wieder erholen, wie so oft, und die Sorge der Frauen mit dem schönsten Lächeln belohnen. Er würde wieder im Freien arbeiten können und unter grünem Laubdach, die frische Luft mit Genuß kosten, er, der jetzt so schwer und qualvoll Atem zog. Er würde sich gesunde Bewegung machen nach all der Arbeit durch fröhlichen Ritt auf dem Pferd, das er vor wenig Wochen erst von Josias von Stein gekauft und das nun im Stall behaglich des Reiters harrte. Und heimgekehrt vom belebenden Ritt würde der glückliche Vater dann mit der kleinen noch nicht einjährigen Emilie spielen und ihr rührender Anblick müßte ihm bekräftigen, wie schön das Leben sei.

So trösteten sich Lotte und Karoline.

Das Schwesternpaar, das einst wie ein Zwillingssternbild dem jungen Träumer geleuchtet, stand nun vereint an seinem dunkelnden Himmel.



Schiller in römischer Tracht. 1805
Von Joh. Fr. Aug. Tischbein
Original in Greifenstein

Karoline zeichnete auf:

„Am Sechsten abends fing er an oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des Freimütigen in sein Zimmer verirrt: Tut es doch gleich hinaus, sagte er, daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen. Gebt mir Märchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.“

Sie freuten sich über den Wunsch, der so bezeichnend ist für Kind und Seher, die im Dichter stecken. Märchen, das müßte wohltun, das war sanft und gut. Abwechselnd lasen nun die Schwestern kurze Stellen aus den „Contes de Tressan“ vor. Ein anhaltendes Lesen konnte er nicht mehr vertragen.

Doch sie merkten noch nicht, daß seines Lebens Märchen bald auserzählt war, daß sein Genius mit abgewandtem Gesicht, indessen das „Es war einmal“ leise durch die Krankenstube ging, die Fackel langsam senkte, immer tiefer, zur Erde hin.

Eine Schwester blickte lang die andere an, als Delirium eintrat, als der helle Geist entwanderte und keine Stimme ihn mehr in die Wirklichkeit zurück zu schmeicheln vermochte.

Sie versuchten es immer wieder, umsonst, sie und der Arzt und der junge Freund Heinrich Voß, der mit ihnen die Krankenwache teilte. Sie begannen sich vor dem Schlummer zu fürchten, der ihn schon während der letzten Tage von ihrer Liebe entfernt, leise vorbereitend, vor der endgültigen Entfernung.

„Am 8. Mai, einen Tag vor seinem Tode,“ berichtet Heinrich Voß, „kam er wieder aus vierundzwanzigstündigem Phantasieren zu sich und sein erstes Wort war, daß seine Emilie ihm sollte gebracht werden. Die Schillern sagte mir, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Da hatte der Mann nur noch 24 Stunden zu leben und er fühlte es, daß er eigentlich noch nicht aufhören müßte, diesem Kinde Vater zu sein.“

Als man ihm die Kleine bringt, hat er nicht mehr die Kraft, das Kind an sich zu drücken. Und er weint um das abgelaufene Leben.

Bald aber lacht die kleine Emilie nichtsahnend beim Leichenbegängnis des Vaters und der Anblick des unschuldig frohen Kindes löst die gespannte Rührung.

Nun weinen sie alle — wie einer der Anwesenden unbefangen erzählt, — auch die einfachen Leute, der Theaterfriseur und Schneider und Lichtputzer und die Nachbarn und wer je irgend etwas von Schiller gehört oder die hohe Gestalt mit dem gebeugten Kopf am Fenster gesehen. — —

Am 9. gegen Abend verlangte er, daß man den Vorhang öffne, er wünsche die Sonne zu sehen. Mit heiterem Blicke schaute er gegen den abendlichen, hellglühenden Himmel „und die Natur empfing seinen Scheidegruß“ *.

Da war es, daß er noch einmal die müd gewordenen Augen aufschlug und mit unerwarteter Lebhaftigkeit sagte, nun würden ihm viele Dinge ganz klar und ganz verständlich. Mit dieser sieghaften Freude an gewonnener Klarheit schlummerte er ein.

„Der Arzt hatte nötig gefunden, daß er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr sinkenden Kräfte zu heben. Es war sein letzter Trunk. Seine Brustbeklemmungen schienen nicht sehr schmerzlich. Wenn er davon ergriffen auf sein Kissen zurückfiel, sah er sich um, schien uns aber nicht zu kennen.

Das ist wohl der zerreißendste Schmerz für ein Menschenherz, die schöne Harmonie des Geistes zerstört, das zarte Band, das auf Erden an die Geliebten bindet, zerrissen zu sehen, die Augen, aus denen beseelende Liebe leuchtete, mit starrem irren Blick auf uns geheftet zu erblicken! Aber es ist ein Schmerz, der den Geist aus den Banden der Erde löst und ihm das Ewige zu umfassen drängt“ *.

Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein, der Atem fing an zu stocken. Lotte kniete an seinem Bett und fühlte, daß er ihr noch die Hand gedrückt. Karoline stand mit dem Arzt am Fuß des Lagers und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße. „Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge,“ sagt

---

* Karoline von Wolzogen.

Karoline, „dann sank sein Haupt zurück und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz. Seine Züge waren die eines sanft Schlafenden. . . .“

Erschüttert standen die Anwesenden vor dem erhabenen Anblick von unvergeßlicher Schönheit, denn etwas sehr Herrliches an körperlicher Erscheinung hatte dieser Geist sich gebaut, und wie ein geschautes Wunder prägte sich's in die Herzen ein.

An Fritz von Stein hat Lotte über diese letzten Augenblicke berichtet:

„Er ahnete nicht die nahe Trennung, wenigstens sagte er mir es nicht. Aber als seine hohe Natur unterlag, als der Kampf sein Gesicht verstellte, da hob ich den gesunkenen Kopf auf, ihn in eine bessere Lage zu bringen und er lächelte mich freundlich an und sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Ich sank an seinen Kopf und er küßte mich. Dies war das letzte Zeichen seiner Besinnung. Ich aber schöpfte Hoffnung daraus. Indem ich mit meiner Schwester im Nebenzimmer sitze, und sage, daß ich diesmal doch seiner guten Natur traute, so ruft uns der Bediente, der letzte Augenblick nahte. Ach! vergebens wollte ich seine kalte Hand erwärmen. Es war umsonst. Lieber, lieber Freund, es ist schrecklich, daß ich das erleben mußte und doch danke ich Gott, daß ich bis zum letzten Augenblick Mut und Hoffnung behielt. Den vorletzten Tag, nachdem er viel phantasiert hatte, kam Karoline an sein Bett und fragte, wie es ginge. Da sagte er: Heiterer, immer heiterer.“

So fand der vielliebende, der vielgeliebte Mann, liebumtrauert, was die Griechen „Euthanasia“ ein seliges Ende nannten, ein Ende ohne Grauen, voll sanfter Heiterkeit.

Schiller starb als Sieger.

Und jene große Chorstrophe aus der Orestie des Aischylos, die er so sehr bewundert, hätte auch seiner Totenfeier gebührt:

„Sing schönem Tod ein schönes Sterbelied,
Doch aus der Klage wachse
Mächtig jauchzend
Ein Siegesgesang!“

Schillers Kalender enthält eine Aufzeichnung, die man nicht ungerührt betrachten kann.

Es ist eine lange Reihe geplanter Dramen.

Die bereits ausgeführten — sie stehen in bunter Reihe mit den anderen — sind datiert und durchgestrichen.

Von den nie ausgeführten haben sich teilweise nur Namen erhalten, wie auf geheimnisvollem Strandgut, das ein Sturm an die Küste warf, Buchstaben runenhaft stehen mögen. Von anderen sind Bruchstücke da, die schon ein reges Leben zeigen. Nun harren sie umsonst des Meisters, der die Zauberformel einzig weiß, ihre zerstreuten Glieder fügen könnte, die stummen Lippen beredt machen. Fremde versuchten ein Fortführen, da wo der Herr der Werkstatt aufgehört. Umsonst.

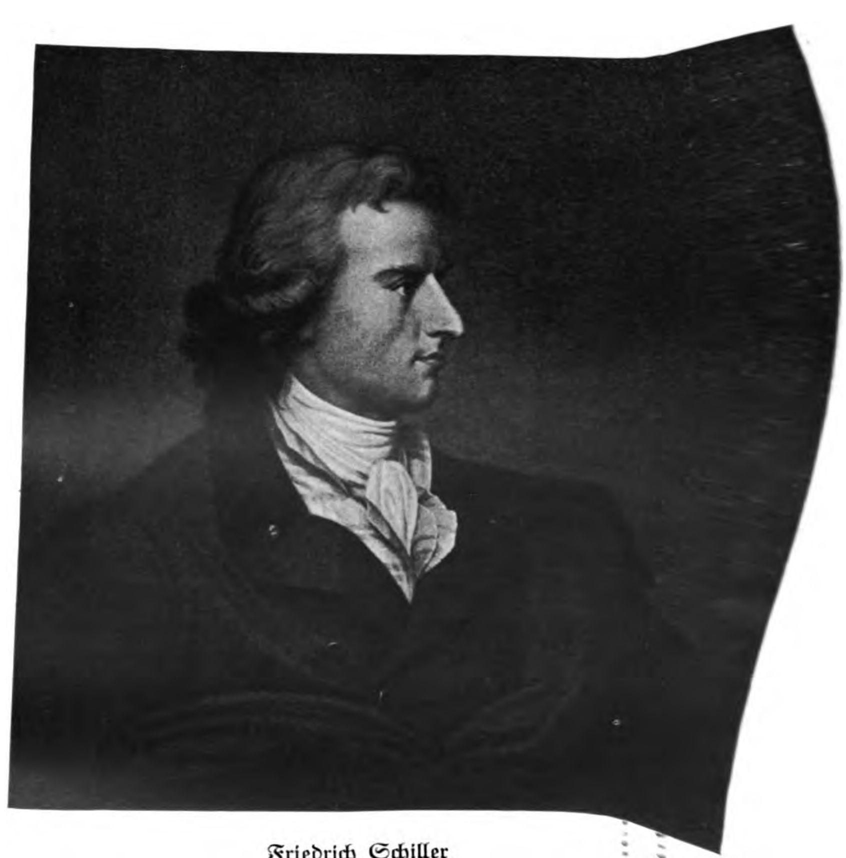
Goethe betrachtete mit schmerzlicher Liebe den Demetrius, der sich zum Dasein ringt, wie sich jene unvollendeten und in ihrer Unvollendung großartigen Gefangenen Michelangelos aus ihrem Felsen ringen. Das Weiterführen blieb sogar ihm versagt.

Ewig verwaist sind die verlassenen Fragmente, erkaltet ist die Stätte, wo das Feuer der Begeisterung glühte, das Schiller an alle Ecken und Enden zu legen verstand, um seine flammengeborenen Geister zu beschwören.

Wenn man geduldig verzeichnet, was der Dichter sich von Jahr zu Jahr an Arbeit zugemutet, versteht man erst, daß ihm manchmal vierzehnstündige Arbeit von seinen Freunden vorgeworfen wurde.

Es war keine leichte Vielschreiberei, sondern auch die kleinste Arbeit, die nur dem Tag dienen sollte, ist wie die umfassendste durchdacht und mit jener ernsten Gewissenhaftigkeit vollendet, die Frau von Staël in dem verständnisinnigen Wort rühmte: „La conscience était sa muse“.

Jene Bekehrung zum Edlen durch das Schöne, von der Schiller glaubensmutig geträumt, erfüllte sich durch seinen Tod bei vielen. „Schiller ist mir wie eine festgewurzelte Idee,“ schrieb einer von den Jünglingen, die ihn verehrten, und drückte damit jene



Friedrich Schiller

Nach dem Gemälde von G. v. Kügelgen im Goethemuseum in Frankfurt a. M.

Stimmung aus, die sein Tod bei der aufstrebenden Generation auslöste.

Seine bisherigen Widersacher und Nörgler blieben nicht ungerührt. Viel Kleinliches und Grämliches schien hinwegzuschmelzen mit den Tränen um seinen Tod, viel Häßliches abzufallen gleich welkem, zerfressenem Laub.

In Goethes Briefwechsel mit einem Kinde ist eine seltsam feierliche Stelle. Bettina erinnert Goethe an ihre erste Begegnung:

„Ich gedenke hier Deiner und Schillers. Die Welt sieht euch an wie zwei Brüder auf einem Thron, er hat so viel Anhänger wie Du. — Sie wissen's nicht, daß sie durch den einen vom anderen berührt werden, ich aber bin dessen gewiß. — Ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller und glaubte, weil ich Dich liebe, ich dürfe seiner nicht achten.... Weißt Du, was Du mir gesagt hast, als wir uns zum erstenmal sahen? — Ich will Dir's hier zum Denkstein hinsetzen Deines innersten Gewissens, Du sagtest: Ich denke jetzt an Schiller. Indem sahst Du mich an und seufzest tief und da sprach ich drein und wollte Dir sagen, wie ich ihm nicht anhänge, und Du sagtest abermals: ich wollte, er wär' jetzt hier! — Sie würden anders fühlen, kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen, wenn man ihn nicht so reich achtet und so ergiebig, so war's, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit und weil jeder durch ihn genährt und gepflegt war und seine Mängel ergänzt. So war er anderen, so war er mir des meisten und sein Verlust wird sich nicht ersetzen. Damals schrieb ich Deine Worte auf, nicht um sie als merkwürdiges Urteil von Dir anderen mitzuteilen; — nein, sondern weil ich mich beschämt fühlte."

Im Schmerz um den geliebten Dichter und voll Stolz auf ihn, fühlte sich alles Land deutscher Zunge einiger, als es vielleicht je vorher geschehen.

Es ist schön und soll unvergessen bleiben, daß eine solche Einigkeit einen Augenblick die deutschen Herzen zusammenführte, ehe sie

zusammengeschmiedet wurden in Not und Haß und grimmer Abwehr. Im Zeichen der Liebe und Bewunderung schlugen sie da und dort bei mancher Totenfeier zusammen.

Und das war gut und für die Größe der Zukunft ein notwendiges Pfand.

Aus seinem Stübchen heraus hatte der jahrelang sieche Mann dies denkwürdige Wunder gewirkt, jahrhundertelang entzweite und einander entfremdete Stämme ihre Brüderlichkeit empfinden zu lassen.

Wie sein englischer Biograph richtig erkannt, hatte er aber auch das Ansehen Deutschlands, das tiefgefallene, gehoben noch lange bevor Deutschland im Kampf Glück und Sieg gewann.

„Er hatte Königreiche erobert," rühmt Carlyle, „nicht um den Preis von Schmerz und Schmach und Witwenseufzern und Waisentränen, Königreiche des Lichts über Finsternis gewonnen und der ganzen Menschheit als freudige Erkenntnis ein Vermächtnis geschenkt: „κτῆμα ἐς αἰεὶ" für alle folgenden Generationen."

Wie in Schillers „Nänie" die Töchter des Nereus feierlich aufsteigen und mit tiefem, aber doch von irdisch gemeinem Jammer weit verschiedenem Leid den Sieger beklagen, der allzufrüh der Sonne entsagen mußte, erhebt sich eine sanfte Trauer von überall. Unwiderstehlich, mit leisem Weinen um diesen vielgeliebten Toten.

Die Schauspielerin, der Goethe seinen Epilog zur Glocke für die Totenfeier einstudierte, kündet, daß er sie bei den Worten:

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt ...

unterbrochen habe, eine Pause verlangte, um sich zu erholen und tränenerstickt sagte: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!"

Schiller zwingt durch den frühen Ausklang des reichen Lebens zu Tränen, die edel sind und dem Weinenden nicht Zerrissenheit, sondern geheimen Einklang und Wohlklang aller Dinge ahnen lassen.

Einen Schmerz schenkt der Dichter als letzte Gabe seinem Volk und seinen Lieben, aber einen Schmerz, der schön ist.

Unvergängliche Weihe bringt er dem, der ihm sein Herz fromm öffnet und die große Lebensmahnung dieses großen Lebens gräbt er mit seinem Griffel ein:

„Besinne dich, Mensch, daß du göttlich bist".

Quellen

I. Schillers zu Lebzeiten herausgegebene Schriften nach dem Erscheinen geordnet.

Jahr d. Erscheinens	Titel usw.
1776	Der Abend. Gedicht. (Schwäbisches Magazin)
1777	Der Eroberer. (Schwäbisches Magazin)
	Ankunft des Grafen von Falkenstein. (Schwäb. Magazin)
1780	De Discrimine Febrium inflammatorium et putridarum Tractatio.
	Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur mit seiner geistigen. Eine Abhandlung. (Cotta)
1781	Elegie auf den frühzeitigen Tod Joh. Christian Weckerlins. (Einzeldruck, Stuttgart)
1781	Der Venuswagen. (Einzeldruck, ohne Jahrzahl)
1781	Die Räuber, ein Schauspiel. (Frankfurt und Leipzig)
1782	Totenfeier am Grabe Riegers. (Einzeldruck)
1782	Anthologie auf das Jahr 1782, herausgegeben von Friedrich Schiller. (Stuttgart, J. B. Metzler.) Darin unter anderen: Die Lauralieder, Die Kindsmörderin, An einen Moralisten, Gruppe aus dem Tartaros, Semele.
1782	Die Räuber, ein Trauerspiel. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. (Mannheim, Schwan)
1782	Im Wirtembergischen Repertorium der Litteratur: 1. Über das gegenwärtige deutsche Theater. 2. Der Spaziergang unter den Linden. 3. Besprechung der Räuber. 4. Verschiedene Rezensionen.
1783	Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel. (Mannheim, Schwan)
1784	Dasselbe für die Mannheimer Bühne neubearbeitet. (Mannheim, Schwan)
1784	Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Mannheim, Schwan)

Jahr d. Erscheinens	Titel usw.
1785	Die Rheinische Thalia. (1. [einziges] Heft. Selbstverlag und Schwan.) Darin: Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache nach Diderots Manuskript. Briefe eines reisenden Dänen. Bruchstücke aus Don Carlos.
1786/89	Die Thalia. (1., 2., 3., 4. Heft. Leipzig, Göschen.) Darin: An die Freude. Freigeisterei und Leidenschaft. Resignation. Philosophische Briefe zwischen Julius und Rafael. Der Verbrecher aus Infamie. Die unüberwindliche Flotte. Philipp II., König von Spanien (nach Mercier). Bruchstücke aus Don Carlos.
	Der Geisterseher. (Thalia. 4., 5., 6., 7., 8. Heft)
1787	Dom Karlos, Infant von Spanien. (Leipzig, Göschen)
	Dom Karlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. In Prosa für die Bühnen bearbeitet (als Manuskript verschickt); [1808 von Dr. Albrecht herausgegeben, Hamburg und Altona].
1788	Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig. (In der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen".) (Leipzig, Crusius)
	Die Götter Griechenlands. (Teutscher Merkur)
	Briefe über den Don Carlos. " "
	Jesuitenregierung in Paraguay. " "
	Herzog Alba in Rudolstadt. " "
	Über Egmont. Trauerspiel von Goethe. (Allgemeine Literaturzeitung)
	Bruchstücke aus der Geschichte des Abfalls der Niederlande (Teutscher Merkur)
	Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. (Leipzig, Crusius)

Jahr d. Erscheinens	Titel usw.
1789	Der Geisterseher, eine Geschichte aus den Memoires des Grafen von O. (Leipzig, Göschen)
	Die berühmte Frau. (Pandora)
	Das Spiel des Schicksals. (Teutscher Merkur)
	Iphigenie in Aulis nach Euripides. (Thalia, 6. und 7. Heft)
	Die Phönizierinnen nach Euripides. (Thalia, 8. Heft)
	Über die Iphigenie auf Tauris (Goethes Schriften III). Rezension unvollendet. (Kritische Übersicht der neuesten schönen Literatur der Deutschen. Leipzig, Göschen.) (Das Blatt hörte aus Mangel an Absatz nach der ersten Nummer auf.)
	Die Künstler. (Teutscher Merkur)
	Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? (Teutscher Merkur)
	Dasselbe. (In der akademischen Buchhandlung zu Jena)
	Die Sendung Moses. (Thalia, 10. Heft)
1790	Der versöhnte Menschenfeind. Fragment. (Thalia, 11. Heft)
	Lykurg und Solon. (Thalia, 11. Heft)
1790/1805	Allgemeine Sammlung historischer Memoiren. (Jena, Mauke.) Darunter von Schiller verschiedene einleitende Aufsätze.
1791/93	Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. (Im historischen Kalender für Damen.) (Leipzig, Göschen)
1791	Über Bürgers Gedichte. (Allgemeine Literaturzeitung)
	Verteidigung des Rezensenten gegen Bürgers Antikritik.
1792/93	Neue Thalia. (Göschen.) Darin: Die Zerstörung von Troja (I. 1), Didos Tod (I. 2), Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen (I. 1), Über tragische

Jahr d. Erscheinens	Titel usw.
1792/93	Kunst (I. 2). Über Anmut und Würde (III. 2). Vom Erhabenen (III. 3 und IV. 4). Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände (IV. 5)
1792	Kleinere prosaische Schriften. 1. Teil. (Leipzig. Crusius)
1792	Anna Amalia, Landgräfin von Hessen-Kassel. (Historischer Kalender für Damen.) (Leipzig. Göschen)
1792	Vorrede zur Übersetzung von Vertots Geschichte des Malteserordens. (Jena. Kunos Erben)
	Vorrede zum deutschen Pitaval. (Jena. Kunos Erben)
1792/93	Fragmente aus den ästhetischen Vorlesungen. Manuskripte erschienen 1806 (Geist aus Friedrich von Schillers Werken gesammelt von Chr. Fr. Michaelis. 2. Abt. Leipzig).
1793	Über Anmut und Würde. (Leipzig. Göschen)
1794	Über Matthissons Gedichte. (Allgemeine Literaturzeitung)
1795/97	Die Horen. (Cotta.) Darin von Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen (I. 1, 2, 6). Merkwürdige Belagerung von Antwerpen (I. 4, 5). Das Reich der Schatten (I. 9). Natur und Schule (I. 9). Das verschleierte Bild von Sais (I. 9). Von den notwendigen Grenzen des Schönen (I. 9). Der philosophische Egoist und kleinere Gedichte (I. 9). Elegie (Spaziergänge) (I. 10). Die Teilung der Erde, die Taten des Philosophen und kleinere Gedichte (I. 11). Über die Gefahr ästhetischer Sitten (I. 11). Die sentimentalischen Dichter (I. 12). Kleinere Gedichte (I. 12). Naive und sentimentale Dichter (II. 1). Der Dichter an seine Kunstrichterin (II. 1). Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten (II. 3). Denkwürdigkeit aus dem Leben des Marschalls von Vieille-Ville (mit Wilh. von Wolzogen (III. 6, 7, 8, 9, 11). Hoffnung. Die Begegnung (III. 10).

Jahr d. Erscheinens	Titel usw.
1796/1800	Der Musenalmanach. (Michaelis, dann Cotta)
1796	Darin: Spruch des Konfucius, Macht des Gesanges, Pegasus, Die Ideale der Metaphysiker, Würde der Frauen, Kleinere Gedichte, Der Tanz, Der spielende Knabe, Der Abend, Stanzen an den Leser.
1797	Die Xenien, Die Votivtafeln, Vermischte Epigramme, Pompeji-Herculanum, Die Geschlechter, Das Mädchen aus der Fremde, Klage der Ceres, Der Besuch (Dithyrambe), Das Spiel des Lebens. (Xenienalmanach)
1798	Elegie an Emma, Reiterlied, Taucher, Handschuh, Ring des Polykrates, Nadowessische Totenklage, Ritter Toggenburg, Kraniche des Ibikus, Gang nach dem Eisenhammer, vermischte Epigramme, Worte des Glaubens, Licht und Wärme, Breite und Tiefe, Das Geheimnis. (Balladenalmanach)
1799	Das Glück, Der Kampf mit dem Drachen, Die Bürgschaft, Des Mädchens Klage, Bürgerlied (das eleusische Fest).
1800	Die Erwartung, Spruch des Konfucius, Das Lied von der Glocke.
1800	Wallenstein, ein dramatisches Gedicht. (Cotta)
	An den Herausgeber der Propyläen. (Propyläen III. 2, Cotta.)
	Kleinere prosaische Schriften. 2. Teil. (Leipzig, Crusius)
1800/03	Gedichte. 2 Teile. (Leipzig, Crusius)
1801	Maria Stuart, ein Trauerspiel. (Cotta)
	Macbeth, ein Trauerspiel von Shakespeare, zur Vorstellung auf dem weimarischen Theater eingerichtet. (Cotta)
1801	Die Worte des Wahns. (Taschenbuch für Damen)

Jahr d. Erscheinens	Titel usw.
1801	Die Jungfrau von Orleans. (In: Irene, Deutschlands Töchtern geweiht von G. A. v. Halem. 1. Bd., 3. St. Berlin, Unger.)
1801	Kleinere prosaische Schriften. 3. Teil. (Darunter: Über das Erhabene.) (Leipzig, Crusius)
1802	Die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie. (Berlin, Unger)
1802	Kleinere prosaische Schriften. 4. Teil. (Darunter: Neue Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.) (Leipzig, Crusius)
1802	Der Antritt des neuen Jahrhunderts. (Taschenbuch für Damen)
1802	Turandot, Prinzessin von China, ein tragikomisches Märchen nach Gozzi. (Cotta)
1803	Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder, ein Trauerspiel mit Chören. (Cotta)
*	
1804	Wilhelm Tell, ein Schauspiel zum Neujahrsgeschenk für 1805. (Cotta)
1804 u. 05	Die Huldigung der Künste, ein lyrisches Spiel**. (Cotta)
1805	Phädra (Trauerspiel von Racine übersetzt). (Cotta)
1805/08	Schillers Theater. 5 Bände. (Cotta.) (Vom Verfasser noch teilweise revidiert)

* Der Neffe als Onkel, Lustspiel nach Picard und der Parasit oder die Kunst, sein Glück zu machen, Lustspiel nach dem Französischen, erschienen zuerst im Theater von Schiller. 2. und 5. Bd. 1806 und 07.

** Zum ersten und einzigen Male steht der Adel auf dem Titelblatt als Huldigung für Maria Paulowna, der das Spiel gewidmet ist.

II. Schriften, Briefwechsel usw. (nach 1805 erschienen)

1. Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Karl Goedeke. 17 Bände. Stuttgart 1867—1876.

2. Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 7 Bände. Stuttgart 1892—1896.

3. Schillers Kalender 1795—1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart 1865.

   Dieselben ergänzt und bearbeitet von E. Müller. Stuttgart 1893.

4. Schillers dramatische Entwürfe, veröffentlicht von Emilie von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart 1867.

5. a) Schillers und Goethes Xenien-Manuskript. Herausgegeben von E. Boas und W. von Maltzahn. Berlin 1856.

   b) Xenien 1796 (nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs). Herausgegeben von Erich Schmidt und B. Suphan. [Schriften der Goethe-Gesellschaft, 8. Band.] Weimar 1893.

6. Schillers Demetrius (nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs). Herausgegeben von Gustav Kettner. [Schriften der Goethe-Gesellschaft, 9. Band.] Weimar 1894.

7. Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Herausgegeben von W. v. Maltzahn. Leipzig 1875.

8. Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Stuttgart 1859.

9. Schillers Briefwechsel mit Körner von 1784—1805. 4 Bände. Berlin 1847.

10. Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 3 Bände. Stuttgart 1860 bis 1865.

11. a) Schiller und Lotte 1788, 1789. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart 1856.

    b) Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 1788—1805. Herausgegeben und erläutert von W. Fielitz. 3 Bände. Stuttgart 1897.

    c) Schiller und Lotte, ein Briefwechsel. Herausgegeben von Alex. von Gleichen-Rußwurm. 2 Bände. Jena 1908.

12. Schillers Briefwechsel mit Fichte. Herausgegeben von J. G. Fichte. Berlin 1847.

13. a) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Herausgegeben von Goethe. 6 Bände. Stuttgart 1828/29.

b) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1794—1805. 2. verm. Ausg. Herausgegeben von H. Hauff. 2 Bände. Stuttgart 1856.

c) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3. Ausg. Herausgegeben von W. Vollmer. 2 Bände. Stuttgart 1870.

d) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 2 Bände. Jena 1905.

14. Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen, mit Erläuterungen von H. Schulz. Jena 1905.

15. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von W. Vollmer. Stuttgart 1876.

16. a) Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. von Humboldt. Stuttgart 1830.

b) Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt. 3. Ausg. Herausgegeben von Alb. Leitzmann. Stuttgart 1900.

c) Neue Briefe W. von Humboldts an Schiller 1796—1803. Herausgegeben von F. C. Ebrard. Berlin 1911.

17. Briefe an Schiller. Herausgegeben von L. Urlichs. Stuttgart 1877.

18. Geschäftsbriefe Schillers. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig 1875.

19. J. Minor, Aus dem Schillerarchiv. Weimar 1890.

20. Schillers Album. Eigentum des Denkmals Schillers in Stuttgart. Stuttgart 1837.

21. Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins Marbach. 1., 2. 3. Band.

22. Das Schillerbuch von C. Wurzbach von Tannenberg. Wien 1859.

23. Schillerarchiv in Schloß Greifenstein.

24. Marbacher Schillerarchiv *.

25. Goethe-Schiller-Archiv in Weimar **.

* Mit bestem Dank für das liebenswürdige Entgegenkommen des Herrn Geh. Hofrats Güntter.

** Mit dankbarer Erinnerung an die Mühewaltung des verstorbenen Herrn Geheimrat Suphan.

III. Biographien usw.

1. Körner, Nachricht aus Schillers Leben. (Einleitung der Ausgabe von Schillers Werken, Stuttgart 1812.)

2. Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen, den Nachrichten seines Freundes Körner. (Von Karoline von Wolzogen.) 2 Bände. Stuttgart 1830.

   2. Ausgabe (vervollständigt). Stuttgart 1851.

3. Thomas Carlyle, Life of Friedric Schiller. London 1825.

   Deutsche Ausgabe, eingeleitet von Goethe. Frankfurt a. M. 1830.

4. Gustav Schwab, Schillers Leben. Stuttgart 1840.

5. Joh. Scherr, Schiller und seine Zeit. Leipzig 1859. Neue Ausgabe 1900.

6. E. Palleske, Schillers Leben und Werke. 5. durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin 1872. 16. Aufl. Stuttgart 1906.

7. C. Hepp, Schillers Leben und Dichten. Leipzig 1885.

8. K. Hoffmeister und Viehoff, Schillers Leben. 13 Teile. Stuttgart 1846.

9. H. Düntzer, Schillers Leben. Leipzig 1881.

10. J. Wychgram, Schiller. 5. Aufl. Bielefeld 1906.

11. Otto Brahm, Schiller. 1. u. 2. Band, 1. Hälfte. Berlin 1888—1892.

12. J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke. 1. u. 2. Band. Berlin 1890.

13. Richard Weltrich, Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. 1. (einziger) Band. Stuttgart 1899.

14. Karl Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. 2 Bände. 7. Aufl. München 1912.

15. F. Strich, Schiller. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1912.

16. E. Elster, Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos. Halle 1889.

17. Andreas Streicher, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Stuttgart und Augsburg 1836. Neu herausgegeben von H. Hofmann. Berlin 1905.

18. Hoven, Biographie des Dr. Fr. W. von Hoven, von ihm selbst ge-

schrieben und wenige Tage vor seinem Tode noch beendigt. Nürnberg 1840.

19. a) A. v. Schloßberger. Archivalische Nachlese zur Schillerliteratur. Stuttgart 1877.

b) A. v. Schloßberger. Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie. Stuttgart 1884.

20. Keller. Beiträge zur Schillerliteratur (Nr. 22).

21. E. Vely. Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim. Stuttgart 1876.

22. Alois Egger. Schiller in Marbach. Wien 1868.

23. Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. 2 Bände. Eßlingen 1909.

24. Otto Güntter. Schiller in der Karlsschule. (Aus dem schwäbischen Almanach von 1913.)

25. Joh. Friedr. Kast. Beschreibung der Stadt Marbach. Ludwigsburg 1836.

26. Kurtze Beschreibung deßjenigen, was von einem Fremden in der altberühmten Hochfürstl. Residenzstadt Stuttgart usw. Merkwürdiges zu sehen. 1736.

27. Heinrich Wagner. Geschichte der Hohen Carlsschule nach archivalischen Quellen. 1. Band, 2. Band und Ergänzungsband. Würzburg 1856 bis 1858.

28. W. Koffka. Iffland und Dalberg. Geschichte der klassischen Theaterzeit Mannheims nach den Quellen dargestellt. Leipzig 1865.

29. Elisabeth Mentzel. Schillers Jugenddramen zum erstenmal auf der Frankfurter Bühne. Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst, dritte Folge. 3. Band 1891 und 4. Band.

30. E. Koepke. Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin 1852.

31. E. Palleske. Charlotte. Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Stuttgart 1879.

32. Ida Boy-Ed. Charlotte von Kalb. Jena 1912.

33. E. Müller. Schillers Mutter, ein Lebensbild. Leipzig 1894.



34. Karl A. Frhr. von Wolzogen, Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogenschen Geschlechts. 2. Band. Leipzig 1859.

35. A. Doebber, Lauchstädt und Weimar. Eine theaterbaugeschichtliche Studie. Berlin 1908.

36. Stunden mit Goethe. Herausgegeben von W. Bode. 1.—8. Band. Berlin 1906—1911.

37. Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. 1. u. 2. Band. Berlin 1910 und 1907.

38. B. Litzmann, Schiller in Jena. Jena 1889.

39. Kuno Fischer, Schiller als Philosoph. 2 Bände. Heidelberg 1891.

40. Schillers Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen und Dokumente, gesammelt von Julius Petersen. 2. und 3. Teil. Gesellschaft der Bibliophilen. Weimar 1908.

41. H. Voß, Goethe und Schiller im persönlichen Verkehr. Nach brieflichen Mitteilungen. Stuttgart 1895.

42. Linn-Linsenbark, Schiller und Herzog Karl August von Weimar. Programm des Kgl. Gymnasiums in Kreuznach 1901.

43. Wilhelm Bode, Charlotte von Stein. Berlin 1912.

44. A. Pick, Schiller in Erfurt. Halle 1898.

45. H. Mosapp, Charlotte von Schiller. Heilbronn 1896.

46. Unbescheid, Anzeigen zur Schillerliteratur (vom Verfasser gesammelt).

47. Julius Petersen, Schillers Gespräche. Jena 1911.

48. C. Tomaschek, Schiller und Kant. Wien 1857.

49. C. Tomaschek, Schiller und sein Verhältnis zur Wissenschaft. Wien 1862.

50. Christian Gottfried Körners sämtliche Schriften. Herausgegeben von A. Stern. Leipzig 1881.

51. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 1913. I.

52. Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins (soweit erschienen).

53. Schriften der Goethegesellschaft.

54. Goethejahrbuch.

55. F. Lienhard, Wege nach Weimar. 3. Band. Stuttgart 1907.

56. Goethe und Schiller in Briefen an Heinr. Voß den Jüngeren. Leipzig.

Namenverzeichnis

(Vom Verlag bearbeitet)

Druckfehler-Berichtigung:

Seite 41, Zeile 12 von oben: Jakob Friedrich Abel für Philipp.
Seite 254, Zeile 1 von unten: Imhoff für Imhof.
Seite 289, Zeile 3 von unten: Stolberg für Stollberg.

Verzeichnis der Tafelabbildungen

A. v. Gleichen-Rußwurm. Freundschaft. Eine psychologische Forschungsreise. Preis geheftet Mk. 8.50, in Leinwand 10 Mk., in Pergament 12 Mk. — Die umfassenden historischen und kulturhistorischen Kenntnisse, die man an allen Essaybüchern Gleichen-Rußwurms bewundert, seine tiefverstehende Art, die Vornehmheit seines Denkens und seiner Sprache kommen gerade in diesem Buche hervorragend zur Geltung und fesseln uns, wenn er die ganze Geschichte der Freundschaft in wechsel- und reizvollen Bildern an uns vorüberziehen läßt, ihre Wandlungen und Formen zeigt und hiermit die Sitten und Kulturen aller Zeiten und Länder bespiegelt. Viele werden — und vielleicht nicht mit Unrecht — unter den bisherigen Werken Gleichen-Rußwurms dieses am höchsten stellen, und werden, da der Autor sagt: „Dreifach ist die Sehnsucht des Sterblichen, die ihn rastlos, entwicklungsfähig und freudig, glücklich und unglücklich macht: nach Freundschaft, nach Schönheit, nach Gotteswahrheit", aus diesen Worten ein Versprechen heraushören und mit Begier dessen Erfüllung erwarten. Vossische Zeitung, Berlin.

A. v. Gleichen-Rußwurm. Sieg der Freude. Eine Ästhetik des praktischen Lebens. Preis vornehm geheftet 6 Mk., in Leinwand Mk. 7.50, in Pergament 9 Mk. — Selten hat uns ein Buch einen so hohen, geistigen Genuß bereitet, eine solche Fülle von Anregung und Belehrung gewährt wie das vorliegende. Es ist das ästhetische Glaubensbekenntnis eines feinsinnigen Geistes, der mit gediegener philosophischer Bildung, klarem Urteil und staunenswerter Belesenheit künstlerische, soziale und ethische Probleme unserer Zeit behandelt und in einer bestrickenden Darstellung zu lösen sucht . . . Wir wünschen im Interesse einer Gesundung unserer sozialen und künstlerischen Zustände, daß dieses populär geschriebene und gediegene Buch die weiteste Verbreitung finde, und wollen nicht unterlassen, unsern Lesern diese Erscheinung, die vom Verlage geradezu musterhaft ausgestattet ist, angelegentlich zu empfehlen. Grenzboten.

Robert Hessen. Die Philosophie der Kraft. Preis geheftet 6 Mk., Leinwand Mk. 7.50, Halbleder 9 Mk. — Man muß es fühlen, wenn man sich auf den Puls unserer Zeit versteht, wie heute in Deutschland eine heiße Sehnsucht nach einst besessener, doch mehr und mehr schwindender Natürlichkeit und Frische den ganzen Volkskörper durchzittert, ein inbrünstiges Verlangen nach sicheren Richtlinien, einem festen Anhalt, um das überlaute, hastende, abhetzende Dasein regulieren zu können, ihm Gesundheit, Frohsinn, innere Ausgeglichenheit wiederzugeben. Fehlt es wirklich uns Deutschen von heutzutage, die wir in der Organisation der Technik und des Handels, in Kunstgewerbe und Architektur den rechten Pfad gefunden haben, an den Wegweisern, die uns auch für Aufrechterhaltung des Einfachsten, Allernotwendigsten Plan und Richtung zu künden vermögen? Wenn wir Bücher, wie das neueste von Robert Hessen, seine „Philosophie der Kraft", gelesen haben, so werden wir wenigstens diese letzte Frage erleichterten Herzens verneinen dürfen. Hier finden wir, was Unzählige vergeblich ersehnen, eine Orientierung in den wichtigsten Problemen, die den Lebensquellen, der Lebensfreudigkeit gelten, und sichere Führung nach oben, zu lichteren Höhen.

Guglielmo Ferrero. Größe und Niedergang Roms. 1. Band: Wie Rom Weltreich wurde; 2. Band: Julius Cäsar; 3. Band: Das Ende des alten Freistaats; 4. Band: Antonius und Kleopatra; 5. Band: Der neue Freistaat des Augustus; 6. Band: Das Weltreich unter Augustus. Die deutsche Ausgabe hat vor der italienischen, englischen und französischen den Vorzug voraus, daß sie am Schluß ein sorgfältig ausgearbeitetes Namen- und Sachregister aller sechs Bände bietet, das ihre Brauchbarkeit als Nachschlagewerk erhöht. Band 3 und 4 enthalten die von Mommsen nicht behandelte Epoche. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes und wird einzeln zum Preise von je 4 Mk. broschiert und je 5 Mk. elegant gebunden abgegeben; in Halblederband je 7 Mk. — Ferreros Darstellung liest sich — im besten Sinne — wie ein Roman; es ist ein historisches Feuilleton, das man als literarischer Feinschmecker wie als Historiker wahrhaft genießt. Wir möchten seine Lektüre jedem ausnahmslos empfehlen, der noch einige Erinnerungen an die römische Geschichte aus der Gymnasiastenzeit in einem verborgenen Winkel seines Gedächtnisses bewahrt. Er wird sich wundern, wie an der Hand dieses Zauberers alle die toten Zahlen und Daten, alle die halbverstandenen Gesetze und die scheinbar zusammenhanglosen Feldzüge Leben, Gestalt, Bedeutung und Zusammenhang gewinnen. Das Buch ist mit großer Liebe zur Heimat geschrieben, und wer sich nur irgendwie für Italien und seine Vergangenheit interessiert, dem sei dies Werk empfohlen, dem er sicher reiche geistige Anregung und mannigfachen Gewinn verdanken wird. Leipziger Neueste Nachrichten.

Robert Hessen. Deutsche Männer. Fünfzig Charakterbilder. — Das Buch steht auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung ... Wir können die 50 Charakterbilder nur angelegentlichst empfehlen. Ihre Verbreitung ist eine Verbreitung wahrhaft deutschen Geistes ... Berlin, National-Zeitung.

Ist Begeisterung wirklich das Beste, was wir von der Geschichte haben, so gibt es so leicht keinen andern historisch-literarischen Ehrensaal, in den insbesondere die Jugend zu größerem Gewinn geführt werden könnte, als diesen ... Braunschweig, Westermanns Monatshefte.

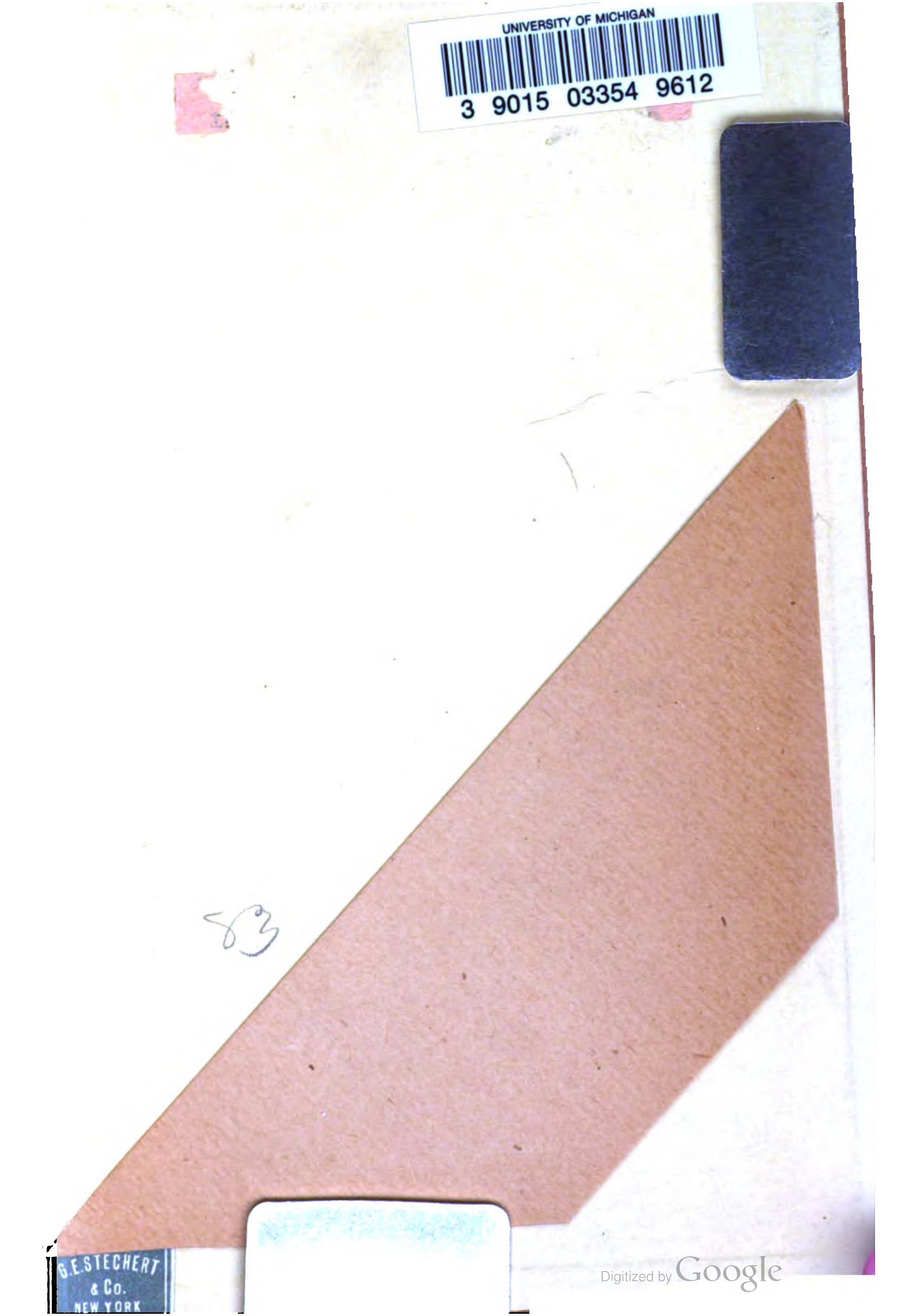
In dem vorliegenden Bande gibt Robert Hessen kurze, aber im höchsten Grade meisterhafte Charakterzeichnungen von 50 bedeutenden Männern, von Armin dem Befreier bis zu Friedrich von Bodelschwingh, denen wir etwas Ähnliches nicht an die Seite zu stellen wüßten. Berlin, Die Flotte.

Der Verfasser steht auf einer bewundernswerten Höhe historischen Urteils. Frei von Parteileidenschaft und einseitiger Tendenz, von warmer Liebe für echtes deutsches Volkstum und alles edle Menschentum beseelt ... So trage ich denn kein Bedenken, das Buch als ein Werk ersten Ranges in unserer neuesten Geschichtsliteratur zu bezeichnen. Frankfurt a. M., Frankf. Zeitg.

Eine geradezu vorbildliche Sammlung hat uns Robert Hessen geschenkt ... Dieses Buch müßten die Eltern in der Familie vorlesen, verteilt auf Jahre, und müßten es den jungen Leuten mit auf den Lebensweg geben. Dieses Werk müßte in den Schulen eingeführt werden, in Stunden, die der Charakterbildung und Willenszucht gewidmet sind. Stuttgart, Die Lese.

Friedrich Kerst. Die Erinnerungen an Beethoven. Zwei Bände. Preis geheftet 9 Mk., in Leinwand 12 Mk., in Halbleder 15 Mk. — Wir alle fühlen die überwältigende Größe von Beethovens Werken, ahnen Göttlichkeit, dringen aber trotz mancher wertvollen Biographie nicht recht zu einer plastischen Vorstellung von der Art seines Schaffens, von seinem Lebenskreis, von seinen Gewohnheiten, kurz von seiner Menschlichkeit durch. Und doch schadet diese Kenntnis menschlicher Einzelheiten der Ehrfurcht vor der Größe des Genies nicht im geringsten, vielmehr ist sie zu seinem vollen Verständnis und zu seiner höchsten Würdigung unerläßlich. — Wahrer und lebendiger tritt uns die Welt Beethovens nirgends entgegen als in den zahlreichen Erinnerungen seiner Zeitgenossen. Friedrich Kerst, der sich schon früher erfolgreich als Beethovenforscher betätigte, hat es unternommen, die Erinnerungen neu zu sammeln und vollständig herauszugeben. Ungefähr 140 Zeitgenossen Beethovens, seine Lehrer, Freunde und Besucher, kommen in unserem Buche zu Wort; der Herausgeber erläutert ihre Äußerungen und Berichte durch knappe Einleitungen und reiht sie planvoll aneinander. — Dadurch rückt uns das Bild Beethovens in seinen Einzelzügen nahe und gewinnt warmes Leben. Wir erhalten überraschende Einblicke in des Meisters oft seltsam ungeordnete Lebensweise, lesen Berichte von Männern und Frauen, die unter dem unmittelbaren Eindruck seiner eigensten Kunstäußerungen, seines Klavierspiels, seiner Improvisitation standen und werden ergriffen von den Schilderungen der namenlosen Qualen, die das frühe Gehörleiden dem zu Einsamkeit verurteilten Mann auferlegte. Wertvolle Zeugnisse, die seither teils unbekannt, teils vollständig vergessen waren, ergänzen unser Wissen von Beethovens künstlerischen Absichten und werfen überraschende Streiflichter auf einzelne seiner Werke.

Rudolf Krauß. Die Frau. Ernstes und Lustiges, Weises und Törichtes, Süßes und Bitteres aus den geistigen Schatzkammern aller Zeiten und Völker. Preis geheftet 6 Mk., in Leinwand Mk. 7.50, in Halbleder 9 Mk. — Aus der unerschöpflichen Fundgrube dessen, was die Volksweisheit und die Literatur aller Zeiten und Völker zu sagen hat über die Frau, den Zauber und den Dämon ihres Wesens, über ihr Verhältnis zum Mann in Liebe und Ehe, als Bringerin von Glück und Gefahr, über die Vielseitigkeit ihrer Rolle und ihres Schicksals, besonders auch aus dem lebhaften Geisteskampf um die moderne Frauenbewegung, sucht unser Buch das Gehaltvollste, Leuchtendste heraus und ordnet die Zitate zu zusammenhängenden und wohlgruppierten Ganzen. Die besondere Art des Gegenstandes und die sehr verschiedene Stellung des einzelnen zu ihm führt zu den lebhaftesten Auseinandersetzungen: da klingt Begeisterung und hohes Lob in süßen und vollen Tönen, und was z. B. über die Frau als Mutter in diesem Buche steht, ist eine Auslese des Schönsten und Innigsten, was je gesagt wurde, ein wahrer himmlischer Harfenchor; aber es fehlt auch nicht an scharfem Witz und Spott, an blitzenden, vernichtenden Hieben. Selten wird in einem Buche so viel Geist, Welterfahrung, Erleben und Empfinden angehäuft sein wie in diesem.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03354 9612
G.E. STECHERT
& Co.
NEW YORK

